

Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

4/2001



Jahrg. 13, Heft 4, Dezember 2001



ISSN 0947-7233

Titelbild: Claudius Ptolemäus, von Jörg Syrlin d. Ä., vor 1474 [Hans Seifert / Erich Müller-Cassel (o.J., ca. 1971): *Das Chorgestühl im Ulmer Münster*; Königstein im Taunus, S. 34]

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06

Fax: / 87 139 139

mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung

28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Home-page, eingerichtet von Günter Lelarge

www.mantis-verlag.de

dort auch das **Gesamtregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 37,50 € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- €M bar oder als Scheck senden) werden bei Erscheinen die vier Hefte des Jahresabonnements 2001 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 10,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50; 1990 - 1991 je 20,-, 1992 - 1994 je 22,50,-, 1995 = 27,50, 1996 = 30,-, 1997- 1998 = 32,50, 1999 - 2000 = 35,-, 2001 = 37,50. Porto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: Heribert Illig Verlag 137 238-809 (zwingende Kontobezeichnung), Postbank München (BLZ 700 100 80)

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 13, Heft 4
Dezember 2001

Editorial

Die Zeit läuft unermüdlich „im Sauseschritt“, deshalb bringe ich einen kurzen und kompakten Vorspann. Der 13. Jahrgang des Bulletins ist abgeschlossen, zumindest im Umfang der bislang stärkste, „und der nächste folgt sogleich“. Alle Interessenten sind deshalb gebeten, ihren Obolus fürs **Jahr 2002** zu leisten, entweder noch zu alten 75,- DM oder zu neuen 37,50 € (im Ausland entsprechend 80,- DM oder 40 €, nachdem dort die Portokosten trotz neuer Währung weiterhin fast das Zweieinhalbfache ausmachen). Das Abonnement erneuert sich nicht automatisch, sondern nur durch Einzahlung.

Nächstes Jahr findet wieder am altgewohnten Himmelfahrtswochenende das **Jahrestreffen** der Abonnenten statt, diesmal im ebenso römer- wie romanikrächtigen Regensburg. Die Modalitäten finden Sie auf S. 748.

Nicht nur das frühe Mittelalter ist in diesem Heft mit markanten Artikeln vertreten. Wer trotzdem die aktuelle MA-Diskussion vermisst, wird den Bericht im nächsten Heft finden. Denn zum einen sitze ich – zusammen mit Gerhard Anwander – an der Musterstudie über das phantomzeitliche Bayern, die sich mittlerweile auf zwei Bände auswächst, zum anderen kam zu kurz vor Redaktionsschluss der zornige Buchbeitrag eines jungen Historikers (vgl. S. 630), der eine besondere Betrachtung verdient.

Das vorliegende Heft bezeugt, dass manche Dämme brechen. Hier spreche ich relativ banale Ausuferungen an. Für die Vielfalt der *Zeitensprünge* ist es notwendig, dass jedes Heft eine Themenvielfalt bietet, deshalb gilt die Obergrenze von 30 Seiten je Artikel. Diesmal ist sie gleich viermal attackiert worden. Deswegen bitte ich die Autorinnen und Autoren, ihre Themen so einzugrenzen, dass sie im Rahmen dieser Zeitschrift abgehandelt werden können. Außerdem verlangen viele LeserInnen bei den längeren Artikeln eine *Zusammenfassung*, ein berechtigter Wunsch, den wir gerne erfüllen sollten.

Solchermaßen mit guten Vorsätzen ausgerüstet – der Weg zur Hölle ist bekanntlich mit solchen gepflastert – wollen wir uns auf ein gutes Neues Jahr einstimmen. Mit den besten Grüßen und Wünschen Ihr



Die Große Assyrische Sonnenfinsternis

Andreas Birken

Es gibt eine schöne Kreuzfahrer-Sage aus der Zeit des Sultans Saladin (Salāh ad-Dīn, 1169–93) und des Königs Richard Löwenherz (1189–99), als die Ritter noch edel und die Sitten höfisch waren. Damals gab es einen Wettstreit zwischen einem fränkischen und einem sarazenischen Edelmann, bei dem es darum ging, mit dem Schwert ein weiches orientalisches Kissen zu zerteilen. Ein gewaltiger Normanne ließ seinen gewaltigen Beidhänder mehrmals über dem Kopf kreisen und hieb mit Wucht auf das Kissen herunter. Ohne Erfolg! Das Kissen gab nach, ging aber nicht in Stücke. Dann zückte ein zierlicher Muslim seinen rasiermesserscharfen Damaszenersäbel und durchschnitt mühelos das Kissen. So ähnlich geht es mit gewissen wachweichen historischen Daten. Ihre Quellen sind Abschriften von Exzerpten von Abschriften. Dem harten astronomischen Hammer weichen sie aus wie glitschige Aale. Aber vielleicht kann man ihnen ja mit rasiermesserscharfer Logik zu Leibe rücken – sei es per Säbel oder Florett.

Die Große Assyrische Sonnenfinsternis (GAS) vom 15. Juni 763 v. Chr. ist mit großen Buchstaben zu schreiben, weil sie einer der entscheidenden Fixpunkte der Chronologie des alten Orients ist. Selbst der gegenüber astronomischen Datierungen durchaus skeptische Gasche [1998, 5] stellt fest:

„The chronology for the latter half of the second millennium is secured ultimately by Assyrian chronological sources. When taken together, these sources allow us to determine nearly absolute dates for Assyrian rulers beginning in the latter part of the fifteenth century, dates that are fixed by the mention, in the later Assyrian eponym* chronicle, of a solar eclipse in the eponymy of Bur-Saggilê (reign of Assur-dân III). This eclipse has been calculated to have been occurred exactly on 15 June 763 BC. A complex matrix of synchronisms between Assyrian and Babylonian rulers provides the relatively secure Babylonian chronology for this period...“

[„Die Chronologie der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends ist letztlich gesichert durch assyrische chronologische Quellen. Zusammengekommen erlauben uns diese Quellen nahezu absolute Daten für assyri-

* Eponymen sind Personen, die einem Jahr den Namen geben. In Rom waren dies jeweils die beiden Konsuln, in Assyrien eine Gruppe von Würdenträgern in bestimmter Reihenfolge.

sche Herrscher beginnend mit dem Ende des 15. Jahrhunderts zu bestimmen, Daten, die festgelegt sind durch die Erwähnung einer Sonnenfinsternis in der späteren assyrischen Eponymen-Chronik im Eponymen-Jahr des Bur-Saggilê (Regierung Assur-dân III.). Diese Finsternis wurde genau auf den 15. Juni 763 v. Chr. berechnet. Eine komplexe Matrix von Synchronismen zwischen assyrischen und babylonischen Herrschern liefert die relativ sichere babylonische Chronologie für diese Periode.“]

Es besteht natürlich kein Zweifel daran, dass das Datum dieser Finsternis korrekt berechnet ist, und dass sie in Assyrien zu beobachten war. Jedoch ist festzuhalten, dass man nach einer passenden Finsternis im -8. Jh. gesucht hat, nicht jedoch danach oder davor. Mit andern Worten, man hatte das Vorwissen, dass Assur-dân III. im -8. Jh. regierte. Dies ergab schon die Rückrechnung vom letzten großen Assyriekönig Assurbanipal, der 668–627 angesetzt wird. Die Regierungszeiten der sechs dazwischenliegenden Könige war bekannt.

Gegen diese Rechnung sind – mindestens – zwei grundsätzliche Einwände möglich:

1. Wenn Illig [1996] mit seiner These Recht hat, dass 297 Jahre des europäischen Mittelalters eine nachträglich erfundene Phantomzeit sind, dann sind die bisher dieser Zeit zugewiesenen, rückgerechneten Himmelsereignisse in die Zeit davor zu verweisen. Sie haben also, wenn man die gewohnte Zeitrechnung beibehält, 297 Jahre früher stattgefunden. Das gilt dann logischerweise auch für alle davor liegenden Ereignisse einschließlich der GAS von -763. Das heißt, wenn man Assur-dân III. in der ersten Hälfte des -8. Jhs. vermutet, wäre die passende Sonnenfinsternis rechnerisch in der ersten Hälfte des -5. Jhs. – etwa in den 60er-Jahren – zu suchen.

2. Heinsohn [1996] weist darauf hin, dass die archäologisch nachweisbare Hinterlassenschaft der Assyrer stratigrafisch überall direkt unter den hellenistischen Schichten liegen, genau wie an anderen Orten die der Perser. Wo es assyrische Reste gibt, fehlen persische und umgekehrt. Er kommt deshalb zu dem Schluss, dass die späten Assyriekönige mit den Perserherrschern identisch sind und zeigt an Beispielen, wie sehr deren überlieferte Lebensläufe übereinstimmen. Das heißt, die persischen Achämeniden hätten nach der Eroberung Assyriens für diesen neuen Herrschaftsbereich nicht zuletzt aus kultisch-religiösen Gründen assyrische Namen und Titel angenommen. Wenn nun also z.B. Sanherib/Sennacherib (704–681) mit Darius II. (424–404) gleichzusetzen ist, dann hätte Assur-dân III. etwa 280 Jahre später gelebt als bislang angesetzt: etwa 492–74. Folglich wäre die GAS um -483 zu suchen.

3. Die Kombination beider Ansätze ergibt für die GAS $763 - 280 - 297 = 186$ v. Chr.

Ein gewisse Unschärfe für die gesuchten Jahreszahlen ergibt sich daraus, dass die Chronologie der Perserherrscher nicht völlig klar ist, und daraus, dass der chronologische Ansatz für die Assyrerkönige von einer erst zu findenden Finsternis abhängt.

Als Nächstes wäre zu fragen, was die Nennungen oder Beschreibungen von Sonnenfinsternisse in den Quellen genau aussagen. Sind sie eindeutig datiert? Beschreiben sie den Vorgang realistisch?

Wir wollen dies am Beispiel von Herodot untersuchen [s. hierzu auch Birken 1999], der drei Finsternisse erwähnt [Zitate nach der Kröner-Ausgabe]:

I, 74: „Darauf kam es zum Kriege zwischen den Lydern und Medern, denn Alyattes gab die Skythen, deren Auslieferung Kyaxeres verlangte, nicht heraus. Der Krieg dauerte fünf Jahre, und oft siegten die Meder über die Lyder, oft auch die Lyder über die Meder; einmal hatten sie auch einen nächtlichen Kampf. Als sie den Krieg auch im sechsten Jahre weiter fortsetzten, begab es sich während einer Schlacht, daß der Tag sich plötzlich in Nacht verwandelte. Diese Vertauschung von Tag und Nacht hatte Thales aus Milet den Ionern vorausgesagt und hatte genau das Jahr angegeben, in dem diese Verwandlung dann auch stattfand. Als die Lyder und Meder sahen, daß es nicht mehr Tag, sondern plötzlich Nacht war, ließen sie ab vom Kampfe und eilten, miteinander Frieden zu schließen. Die Vermittler des Friedens waren Syennesis aus Kilikien und Labynetos aus Babylon.“

Zu letzterem Namen erläuterte der Herausgeber H. W. Haussig (im Jahre 1959):

„*Labynetos* gibt die griechische Umschreibung des babylonischen *Nabû-na'id* '(Gott) Nebo ist erhaben' wieder. Die hier genannte Persönlichkeit war vielleicht ein hoher babylonischer Priester.“

Rawlinson gab in seiner Übersetzung Herodots folgende Erläuterungen:

„The Babylonian monarch at this time was either Nabopolassar or Nebuchadnezzar. Neither of these names is properly Hellenised by Labynetus. Labynetus is undoubtedly the Nabunashid of the inscriptions. There was only one king of the name between Nabonassar (B. C. 747) and Cyrus. He reigned seventeen years, from B. C. 555 to B. C. 538. If the name here be not a mistake of our author's, this Labynetus must have been a prince of the royal house, sent in command of the Babylonian contingent, of whom nothing else is known. He might be a son of Nabopolassar.“

[Übersetzung: „Der babylonische Monarch dieser Zeit war entweder Nabopolassar oder Nebuchadnezzar. Keiner dieser Namen wird korrekt mit Labynetus hellenisiert. Labynetus war zweifellos der Nabunashid der Inschriften. Es gab nur einen König dieses Namens zwischen Nabonassar (747 v. Chr.) und Cyrus. Er regierte siebzehn Jahre von 555 bis 538 v. Chr. Wenn dieser Name hier nicht ein Fehler unseres Autors ist, muss dieser Labynetus ein Prinz des königlichen Hauses gewesen sein, der als Kommandeur der babylonischen Streitkräfte entsandt worden war und von dem sonst nichts bekannt ist. Er mag ein Sohn Nabopolassars gewesen sein.“]

Man sieht, hier herrscht allgemeine Ratlosigkeit. Wer oder wann war Nabonid?

Bei dieser Finsternis handelt es sich um jene vom 28. Mai 585, der Thales von Milet bis auf unsere Tage sein Renommee als Wissenschaftler verdankt, wobei aber bekanntlich diese Finsternis Thales datiert, nicht Thales die Finsternis [vgl. Pauly, Stichwort „Thales“]. Allerdings ist hier Rawlinson skeptischer als heutige Historiker:

„The prediction of this eclipse by Thales may fairly be classed with the prediction of a good olive-crop or of the fall of an aërolite. Thales, indeed, could only have obtained the requisite knowledge for predicting eclipses from the Chaldaeans, and that the science of these astronomers, although sufficient for the investigation of lunar eclipses, did not enable them to calculate solar eclipses – dependent as such a calculation is, not only on the determination of the period of recurrence, but on the true projection also of the track of the sun’s shadow along a particular line over the surface of the earth – may be inferred from our finding that in the astronomical canon of Ptolemy, which was compiled from the Chaldaean registers, the observations of the moon’s eclipse are alone entered.“

[Übersetzung: „Die Vorhersage dieser Finsternis durch Thales kann füglich eingestuft werden wie die Voraussage einer guten Olivenernte oder des Falls eines Meteoriten. In der Tat konnte Thales das erforderliche Wissen zur Vorhersage von Finsternissen nur von den Chaldäern erlangt haben; und dass die Wissenschaft dieser Astronomen, obwohl ausreichend zur Ermittlung von Mondfinsternissen, sie nicht in Stand setzte Sonnenfinsternisse zu berechnen – abhängig, wie eine solche Berechnung ist, nicht nur von der Bestimmung der Periode des Auftretens, sondern auch von der richtigen Projektion des Weges des Sonnenschattens (!) entlang eines bestimmten Linie auf der Erdoberfläche –, mag man erschließen aus unserer Feststellung, dass im astronomischen Kanon des Ptole-

mäus, der auf chaldäischen Aufzeichnungen beruht, nur die Beobachtungen von Mondfinsternissen eingetragen sind.“]

Mit dieser Feststellung hat Rawlinson völlig Recht, auch wenn er hier den Sonnenschatten mit dem Mondschatten verwechselt, der allerdings tatsächlich von der Sonne verursacht wird.

Die zweite von Herodots Sonnenfinsternissen steht im Zusammenhang mit dem Übergang des Xerxes über den Hellespont:

VII, 37: „Als die Brücken fertig waren, und ebenso die Arbeiten am Athos, auch die Dämme an den Mündungen des Athoskanals, die die Flut abhalten sollten, damit die Mündungen nicht versandeten — als auch der Kanal selber als völlig fertig gemeldet wurde, da wollte sich das Heer, das in Sardes überwintert hatte, mit Beginn des Frühlings in Richtung Abydos in Bewegung setzen. Gerade als es aufbrach, wich aber die Sonne vom Himmel und wurde unsichtbar, obwohl es ein wolkenloser, ganz heiterer Tag war. Der Tag wandelte sich in Nacht. Als Xerxes das sah, wunderte er sich. Er fragte die Magier, was diese Erscheinung zu bedeuten habe. Die Magier sagten, die Gottheit prophezeie damit den Hellenen den Verlust ihrer Städte, denn die Sonne gäbe den Hellenen, der Mond den Persern Orakel. Über diese Deutung freute Xerxes sich sehr, und das Heer zog vorwärts.“

Hierzu gibt es zwei Anmerkungen Haussigs:

„Die hier erwähnte Sonnenfinsternis wurde am 17. Februar 478 v. Chr. beobachtet. Herodot (oder schon der von ihm benutzte Bericht) hat das Ereignis fälschlicherweise auf den zwei Jahre vorher unternommenen Feldzug des Großkönigs gegen Griechenland bezogen.“

„Die Iranier verehrten sowohl die Sonne (*Hvar*) wie den Mond (*Mab*). Hier ist weniger an eigentliche Orakel als an astronomische Berechnungen, die die Chaldaier — sie sind hier wohl gemeint — mit Hilfe der Mondstellung vornahmen, gedacht.“

Und Rawlinson:

„Astronomers declare that there was no eclipse of the sun visible in Western Asia this year, but that there was one the year before, in the spring, 19th April. Herodotus may perhaps have understood of the setting forth from Sardis, what was told him of the departure from Susa in the spring of the preceding year. It may then have been his own conjecture that the prodigy frightened Pythius.“

[Übersetzung: „Astronomen erklären, dass es in diesem Jahr keine in Westasien sichtbare Sonnenfinsternis gegeben hat, aber dass sich eine ein

Jahr vorher ereignete, im Frühling, am 19. April. Herodot mag vielleicht das, was man ihm vom Abmarsch von Susa im Vorjahr berichtet hat, dem Aufbruch aus Sardes zugeordnet haben. Es war dann wohl seine eigene Vermutung, dass das Wunder Pythius erschreckt hat.“]

Die dritte Finsternis ereignete sich während des Krieges in Griechenland. Die Rede ist von den Spartanern:

IX, 10: „Der rechtmäßige Feldherr war eigentlich Pleistarchos, Sohn des Leonidas; aber er war noch ein Knabe und Pausanias sein Vormund und Vetter. Denn Kleombrotos, Pausanias' Vater und Anaxandrides' Sohn, war nicht mehr am Leben; nachdem er das Heer, das die Isthmosmauer baute, wieder heimgeführt hatte, war er in noch junglichem Alter gestorben. Der Grund, weshalb Kleombrotos das Heer von dem Isthmos weggeführt hatte, war eine Sonnenfinsternis während eines Opfers, das er um der Perser willen brachte.“

Dazu Haussig:

„Das war am 2. Oktober 480. Kleombrotos war nicht wegen der Sonnenfinsternis, sondern wegen des Abzugs der Perser nach der Schlacht bei Salamis im September 480 mit dem Heer vom Isthmos nach Sparta zurückgekehrt.“

Rawlinson übersetzt hier: „...the sun was suddenly darkened in mid sky.“

Was ist nun von diesen Beschreibungen zu halten? Bei den Finsternissen 1 und 2 wird der Tag zur Nacht, bei Nr. 3 ist nur von einer Verdunklung die Rede. Bei Nr. 1 datiert die Finsternis das Ereignis, nicht umgekehrt. Nr. 2 ist offenbar falsch (um ein Jahr oder zwei?) und Nr. 3 spielt für die Erzählung keinerlei Rolle. Bei Nr. 2 bezieht sich Haussig auf die ringförmige Finsternis des Jahres -478, bei der es ebenfalls nicht völlig dunkel wurde. Rawlinsons 19. April taucht in modernen Tabellen [Mucke/Meeus] nur für das Jahr -481 auf. Bei keiner der Erzählungen handelt es sich um Augenzeugenberichte. Die Finsternisse 2 und 3, von denen Herodot wusste, dass sie stattgefunden hatten, wurden offenbar einfach an passender Stelle in die Geschichte eingefügt. Die Behauptung, dass der Tag zur Nacht wurde, taucht als Topos in so vielen Berichten aller Zeiten auf, dass er keineswegs mit Sicherheit auf eine totale Sonnenfinsternis hinweist. Wir erinnern uns an die Heraklit zugeschrieben Weisheit: „panta rhei“ – alles fließt!

Rawlinsons Zweifel an den Fähigkeiten der antiken Astronomen veranlassen uns darüber nachzudenken, was die Griechen – mit oder ohne chaldäi-

sche Lehrmeister – über Finsternisse wissen konnten. Sie wussten mit Sicherheit, dass Mondfinsternisse periodisch wiederkehrende und allgemein sichtbare Ereignisse waren. Deren Regelmäßigkeit war durch Beobachtung zu erkennen. Jeder Mensch kann in seinem Leben zahlreiche Mondfinsternisse selbst erleben, denn jede Finsternis ist von überall da auf der Erde zu beobachten, wo der Mond sichtbar ist. Anders bei Sonnenfinsternissen. Diese sind global betrachtet zwar wesentlich häufiger als Mondfinsternisse, aber sie sind nur da beobachtbar, wo der Schatten des Mondes über die Erdoberfläche streicht. Der Streifen, in dem eine totale Finsternis – beziehungsweise die totale Phase einer Finsternis – zu beobachten ist, hat selten eine Breite von mehr als 100 km; meist ist er erheblich schmaler. Als partielle Finsternisse sind sie aber in einem mehrere 100 km breiten Streifen zu sehen. Während solche partiellen Finsternisse – oder die partiellen Phasen von totalen und ringförmigen – immerhin im Abstand von einigen Jahren an einem gegebenen Ort beobachtbar sind, kann das totale Phänomen oft für mehrere Generationen ausfallen.

Durch reine Beobachtung sind folglich keine periodischen Schemata für Sonnenfinsternisse abzuleiten. Aber offenbar reichten die Vorstellungen der Griechen – oder der Chaldäer – über die Himmelsmechanik aus, um zu berechnen, wie oft und wann der Erdschatten auf den Mond fällt (Mondfinsternis) und der Mond sich zwischen Sonne und Erde schiebt (Sonnenfinsternis). Die rechnerische Projektion des Mondschattens – ganz zu schweigen von Kern- und Halbschatten – auf die Erdoberfläche war ihnen aber noch nicht möglich. Deswegen – so schon Rawlinson – konnten sie auch nicht berechnen, wann an einem gegebenen Ort ein bestimmtes Phänomen einer Sonnenfinsternis sichtbar sein würde. Was sie durch Beobachtung allerdings lernen konnten, ist, dass eine Finsternis nur in einem bestimmten Bereich als totale beobachtbar war, dieselbe Finsternis aber an einem weiter entfernten Ort als partielle erschien. Daraus mussten sie dann wohl schließen, dass das Auftreten einer partiellen Finsternis an einem Ort bedeutete, dass sie anderswo als totale zu sehen war. Um zu erkennen, dass es auch ausschließlich partielle Finsternisse gibt, oder um das Zustandekommen von ringförmigen Finsternissen zu erklären, reichten ihre himmelsmechanischen Kenntnisse nicht aus.

Die GAS ereignete sich am Vormittag des 15. Juni -763 (konventioneller Zeit- und Rückrechnung). Ihre Totalitätszone bewegte sich auf der Linie Aleppo-Täbris, so dass sie in Ninive oder Assur nur als partielle Finsternis zu beobachten war. Der Kernschatten durchquerte also das nördliche Assyrien.

Das fragliche Datum ist insofern gesichert, als es dem 10. Regierungsjahr Assur-dâns III. zugewiesen ist. Die Quelle ist eine im Original erhaltene Schrifttafel aus gebranntem Ton – also nicht eine Abschrift des Exzerpts einer

Abschrift wie die Texte der griechischen Autoren. Das Datum ist zudem eingeordnet in eine nach Meinung aller Assyrologen konsistenten Abfolge von Herrschern bis zum Untergang des Reiches. Dies sind [nach der von J. Brinkman zusammengestellten Liste in Oppenheim, *Ancient Mesopotamia*, S. 347] diese zwölf (Regierungsdauer in Klammern):

- 106. Assur-dan III. 772–754 (18)
- 107. Assur-nirari V. 754–744 (10)
- 108. Tiglath-Pileser III. 744–727 (18)
- 109. Shalmaneser V. 726–722 (5)
- 110. Sargon II. 721–705 (17)
- 111. Sennacherib 704–681 (24)
- 112. Esarhaddon 680–669 (12)
- 113. Assurbanipal 668–627 (42)
- 114. Assur-etel-ilani 626–624? (3)
- 115. Sin-shumu-lishir
- 116. Sin-shar-ishkun –612
- 117. Assur-uballit II. 611–609 (3)

(Assur ist eigentlich mit Doppel-sch zu schreiben.) Für die letzten gibt von Soden [68] folgende Variante:

- Assurbanipal 669–627
- Assuretelilani (Sinschumlischir) 632–624
- Sinscharischkun 629–612
- Assuruballit 612–609

Das zeigt, dass auch harte Tontafeln wenn nicht weiche, so doch schwer interpretierbare Fakten überliefern können.

Für die zu untersuchenden chronologischen Varianten gelten nun folgende **Bedingungen**:

Zu 1 (Illig hat Recht, Heinsohn Unrecht): Eine ähnliche Finsternis wie die von -763 ist um -466 zu finden.

Zu 2 (Heinsohn hat Recht, Illig Unrecht): Um das Jahr -483 ist eine Finsternis zu finden, die irgendwo im Persischen Reich zwischen Lydien, Baktrien, Ägypten und Babylonien zu sehen war.

Zu 3 (Beide haben Recht): Um das Jahr -186 ist eine Finsternis zu finden, die irgendwo im Persischen Reich zwischen Lydien, Baktrien, Ägypten und Babylonien zu sehen war.

Ergebnisse

Zu 1: Am 30. April -463 konventioneller Rechnung fand eine totale Sonnenfinsternis statt, deren Totalitätszone auf der Linie Ankara–Eriwan verlief und bei der von Babylon aus die Sonne zu fast 80 Prozent verdeckt erschien. Die Bedingung ist erfüllt. Die Abweichung vom mittleren Jahr beträgt +3. Zur Erinnerung. Ein genaueres Ergebnis ist nicht erforderlich, weil das Jahr -763 mit Hilfe der berechneten Finsternis ermittelt wurde. Einige Jahre früher oder später wären auch akzeptabel gewesen.

Zu 2: Am 17. Februar -478 fand eine ringförmige Sonnenfinsternis statt, deren Zentrum auf der Linie Izmir–Sinop–Schwarzes Meer verlief – also durch das Persische Reich – und bei der selbst in Babylon die Sonne zu gut 50 Prozent verdunkelt erschien. Die Bedingung ist erfüllt. Die Abweichung vom mittleren Jahr beträgt +5.

Zu 3: Am 14. März -190 fand eine Sonnenfinsternis statt, deren Totalitätszone auf der Linie Izmir–Sinop–Schwarzes Meer verlief – also durch das Persische Reich – und bei der selbst in Babylon die Sonne 80 Prozent verdunkelt erschien. Die Abweichung vom mittleren Jahr beträgt -4.

Und am 19. Oktober -183 fand eine Sonnenfinsternis statt, deren Totalitätszone nördlich des Schwarzen Meeres Richtung Kaspisches Meer–Baktrien verlief – also durch das Persische Reich – und bei der selbst in Babylon die Sonne 90 Prozent verdunkelt erschien. Die Abweichung vom mittleren Jahr beträgt +3. In beiden Fällen ist die Bedingung erfüllt – im ersten Falle jedoch deutlicher.

Die GAS lässt sich demnach auf folgende Jahre konventioneller Zeitrechnung datieren:

Im Szenario 1 auf das Jahr -463.

Im Szenario 2 auf das Jahr -478.

Im Szenario 3 auf das Jahr -487 oder -480.

Die Regierungszeit des Sennacherib/Darius II. berechnet sich also im Szenario 2 auf 419–396,

Szenario 3, Variante 1: 428–405,

Szenario 3, Variante 1: 421–398.

Den elegantesten Anschluss an die bisherige Chronologie, die Darius II. die Jahre 424–405/4 gibt, bietet Szenario 3, Variante 1 (Illig und Heinsohn haben beide Recht). Bei Szenario 2 (nur Heinsohn hat Recht) würde die Zeit für die Perser allerdings recht knapp. Dies gilt auch dann, wenn man die glücklicherweise vorhandene „Pufferzone“ voll ausnützt: Perser, Assyrer und Nabonids Babylon enden nicht nur politisch, sondern auch historiographisch im Chaos.

Die Vorgänge sind durchaus unklar und stehen vielerlei Interpretationen offen.

Natürlich gibt es auch zur Thales-Finsternis ein Pendant: Totale Sonnenfinsternis am 6. August -282, Verlauf der Totalitätszone durch das Schwarze Meer, wobei Anatolien gehörig verdunkelt wurde. Abweichung vom „Soll“ +6 Jahre, also hinreichend genau, um zu passen. Aber an dieser Geschichte ist – in der Nachfolge von Haussig und Rawlinson – ohnehin Kritik angebracht. Wurde hier vielleicht nur eine Sonnenfinsternis „passend gemacht“ um die Anekdote zu verbessern? Warum sollten die kämpfenden Heere wegen dieser Finsternis den Krieg abbrechen, obwohl das Ereignis dank Thales schon vorher bekannt war?

Was haben nun unsere scharfsinnigen, korrekten und jederzeit nachvollziehbaren Berechnungen erbracht? Sie sind jedenfalls kein Beweis dafür, dass die Thesen von Illig und Heinsohn einzeln oder zusammen richtig sind. Sie zeigen aber, dass diese Thesen jedenfalls nicht im Widerspruch zur Himmelsmechanik stehen und für eine alternative Chronologie geeignete Himmelsereignisse zu finden sind. Die Astronomie kann bezüglich des untersuchten Zeitraums Illig und Heinsohn weder eindeutig bestätigen noch widerlegen.

Eine genaue Überprüfung, ob die Daten der Perserherrscher mit der Liste der Assyrerkönige wirklich in Einklang zu bringen sind, steht noch aus. Neben Heinsohn hat auch Zeller [1997] hierzu Vorschläge gemacht. Zeller bringt auch die Babylonier ins Spiel, was erforderlich ist, weil die Spätassyrier häufig – aber nicht immer – zugleich Könige von Babylon waren. Die Details müssen wir späteren Untersuchungen überlassen. Eines sei aber schon jetzt festgehalten: Nabonid/Labynetos wird durch die neue Chronologie geköpft, weil er über den Zeithorizont hinausragt. Er wäre nämlich statt auf die Jahre 555–39 nun auf 279–36 zu datieren. Es stellt sich also erneut die Frage: Wer oder wann war Nabonid? War er ein Seleukide [Zeller 114]? Oder gehört er mitsamt seiner späten Chaldäer-Dynastie weiterhin ins -6. Jh., wie Heinsohn [35] vorschlägt? Oder war er doch identisch mit Herodots Labynetos und gehört in die Meder-Zeit?

Schlussbemerkung

Zellers weitergehende Vorschläge zur Kürzung der Geschichte sind in obigen Berechnungen nicht berücksichtigt, da ich sie zunächst als Versuchsballon betrachte. Es steht nach den bisherigen Erfahrungen allerdings zu befürchten – oder zu hoffen –, dass sich auch für diese Version der Chronologie passende

Finsternisse finden lassen. Auch für die Thales-Finsternis sind schon andere Daten erwogen worden (z.B. -610), denn -585 ist keineswegs selbstverständlich. Tatsächlich gibt es für fast jedes Jahrzehnt zwischen -800 und -1 mindestens eine Sonnenfinsternis, die in der Levante und im Vorderen Orient so deutlich zu beobachten war, dass sie den Annalisten erwähnenswert sein konnte. Angesichts der vagen Angaben der Quellen braucht ja nicht gefordert zu werden, dass die Finsternis an einem ganz bestimmten Ort als totale zu sehen war. Wenn wir auf diesem Weg weiter gehen, können wir Heraklit noch übertreffen: „Alles schwimmt!“

Literatur

- Birken, Andreas (1999): „Mittelalterthese und Sonnenfinsternisse“, in: *ZS* 11 (2) 272-278
- Gasche, H., u. a. (1998): *Dating the Fall of Babylon*; Ghent/Chicago
- Heinsohn, Gunnar (1996): *Assyrikerkönige gleich Perserherrscher!*; Gräfelting
- Herodot (1971): *Historien*, Kröner-Ausgabe, Übersetzung von A. Horneffer, 4. Auflage, Stuttgart
- (1897): *The text of canon*, Rawlinsons's translation, ed. A. J. Grant, 2 Vol., London
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; München
- Mucke, Hermann / Meeus, Jean (1992): *Canon of Solar Eclipses*; Wien
- Oppenheim, A. Leo (1964): *Ancient Mesopotamia*; Chicago
- Soden, Wolfram von (1979): „Der Nahe Osten im Altertum“ (Bd. 2 der *Propyläen Weltgeschichte*); zitiert nach Prisma-Ausgabe 1979 (1962 Frankfurt · Berlin)
- Zeller, Manfred (1997): „Assyria IV“, in: *ZS* 9 (1) 92-117
- Benutztes Computer-Astronomie-Programm: *Redshift 3*, United Soft Media München, 1998

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Richard Lepsius und die Inthronisierung Manethos

Andreas Birken

Karl (Carl) Richard Lepsius, einer der Begründer der Wissenschaft der Ägyptologie, wurde 1810 in Naumburg als Sohn des Historikers Karl Peter Lepsius geboren. Er studierte in Leipzig, Göttingen und Berlin Philologie, wurde 1833 promoviert und setzte danach seine Studien in Paris fort. 1835 ging er nach Rom, wo er erste altägyptische Texte edierte, darunter das *Totenbuch der Ägypter nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin*.

In Rom lernte er den preußischen Diplomaten und Gelehrten Christian Karl Josias Freiherrn von Bunsen (1791–1860) kennen, den Mitbegründer des deutschen Archäologischen Instituts, der sein väterlicher Freund und Förderer wurde. Bunsen und Lepsius entwickelten den Plan zu einer Reise nach Ägypten zur Erfassung der dortigen Altertümer. Bunsen gelang es, seinen Dienstherrn, den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. für das Projekt und seine Finanzierung zu gewinnen. Dies sicherte zugleich die Unterstützung des ägyptischen Vizekönigs Mehmet Ali. Lepsius brach im Juli 1842 in Begleitung einer Gruppe von deutschen und britischen Gelehrten und Künstlern nach Ägypten auf, wo er drei Jahre zubrachte, um sämtliche Denkmäler des alten Ägypten zu erfassen und abzeichnen zu lassen. Auf dieser Grundlage gab er in den Jahren 1849–60 das großformatige zwölbändige Monumentalwerk mit 963 Abbildungs-Tafeln *Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien* heraus, das bis zum heutigen Tag ein Standardwerk der Ägyptologie ist und 1970 zuletzt nachgedruckt worden ist. Das Wort „Denkmäler“ ist dabei natürlich nicht im Sinne der heutigen Umgangssprache zu verstehen, sondern als *monumenta*. Meyer's Konversations-Lexikon von 1897 formuliert:

„Endlich bezeichnet man mit dem Ausdruck D. oder Monument auch jedes Werk, welches ein charakteristisches Überbleibsel aus einer frühern Kulturperiode ist.“

Das Denkmal steht als authentischer und niemals verfälschter Überrest aus der Vergangenheit der Geschichtsschreibung gegenüber, die nicht selbst Wirklichkeit ist, sondern diese nur abzubilden versucht.

Lepsius wurde 1846 ordentlicher Professor in Berlin, 1850 Mitglied der Akademie der Wissenschaften, 1855 Mitdirektor und 1865 Direktor des Ägyptischen Museums. 1873 ernannte ihn der König zum Oberbibliothekar

der königlichen Bibliothek, 1883 zum Geheimen Oberregierungsrat. 1884 starb Lepsius. Der „Meyer“ nennt die *Denkmäler*

„eins der größten und kostbarsten Werke, welche je veröffentlicht worden sind. [...] Nach historischen Gesichtspunkten geordnet, bildet dies Werk die Grundlage aller ägyptischen Altertums- und Sprachenkunde.“

Die historische Ordnung wird schon in den Titeln der Tafelbände deutlich, die in Altes, Mittleres und Neues Reich sowie die Zeit der griechischen und römischen Herrschaft gegliedert sind. Die Grundlage dieser Gliederung hat Lepsius in dem 1849 erschienenen Werk *Die Chronologie der Aegypter* dargestellt. Dieses Werk war ursprünglich auf mehrere Bände angelegt. Erschienen ist aber nur der erste, der die Einleitung und den ersten Teil, *Kritik der Quellen*, enthält. Die Fortsetzung sollte die gesamte Chronologie der ägyptischen Könige ausführlich darstellen. Dazu ist es nicht gekommen; Lepsius hat aber zahlreiche Einzelforschungen vorgelegt, darunter *Über die 12. ägyptische Königsdynastie* [1853], *Über die 22. ägyptische Königsdynastie* [1854] und *Über die Manethonische Bestimmung des Umfangs der ägyptischen Geschichte* [1857].

Die *Chronologie* ist von grundsätzlicher Bedeutung für die Geschichtsschreibung des Alten Orients. Sie etablierte die Manethonische Reihung der 30 ägyptischen Dynastien an Stelle der Herodotschen Tradition und setzte zugleich durch ihren zeitlichen Vorsprung den Rahmen für die Chronologie der mesopotamischen Reiche. Der Unterschied zwischen Herodot und Manetho ist fundamental. Der griechische Historiker des -5. Jhs. v. Chr. sieht die großen Pyramiden von Gize als Bauten des -9. Jhs., der ägyptische Priester Manetho, ein Untertan des Ptolemaios I. Soter (305–283), im -4. Jtsd. – jedenfalls nach der Manetho-Version von Lepsius.

Vor Lepsius waren nur zwei wesentliche Werke zur ägyptischen Geschichte erschienen, die völlig auf Manetho bauten: Christian Bunsen: *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte*, 5 Bände, Hamburg/Gotha 1845–57 (also 1849 noch unvollendet), und Philipp August Böckh: *Manetho und die Hundssternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen*, Berlin 1845. Sie unterschieden sich jedoch im Datum für den ersten König, Menes, um volle 2.000 Jahre, weil die „ächten“ Daten des Manetho nicht geklärt waren. Das Problem war also noch keineswegs gelöst. Lepsius hatte zwei Dinge zu tun: Begründen, warum Herodot durch Manetho zu ersetzen sei, und den echten Manetho, dessen Text nur höchst indirekt erhalten ist, aus der verwickelten und unklaren Überlieferung herauschälen [s. hierzu Beckerath 1997, S. 35 ff. und Heinson/Illig, 1997, S. 15 f.].

Lepsius war 32 Jahre alt, als er nach Ägypten aufbrach, und 37, als er die „*Chronologie*“ [= C.] schrieb. Er sah sich an der Spitze des wissenschaft-

lichen Fortschritts – erst 1822 hatte Champollion die Hieroglyphen entziffert –, ja geradezu als Revolutionär. Er sah, besonders in Deutschland, Widerstände gegen neue Ideen, weil

„der Deutsche, der über dem Einzelnen, das er immer zunächst mißtrauisch an den geläufigen Formeln seiner wissenschaftlichen Schule prüft, gar oft das Ganze frei ins Auge zu fassen vergißt. Dazu ist unser Deutscher Boden wissenschaftlich vielfach zu verwachsen, als daß ein neu aufsprießender Keim so leicht durch die harte Decke längst wurzelloser Pflanzengespinnte hindurchzudringen vermöchte.“ [C., Vorrede]

So schreibt er in der (unpaginierten) Vorrede zur „*Chronologie*“ an seinen Gönner Bunsen. Und:

„Ich habe in der vorliegenden Arbeit die verschiedensten Felder der Alterthumskunde berühren, und hier nicht selten in wesentlichen Punkten den Ansichten von Männern entgegneten müssen, die ich als die Heroen der Wissenschaft, als die unübertroffenen Muster in der Kritik und wahren Forschung verehere und bewundere. Dieses Entgegneten würde Anmaßung sein, wenn die bestrittenen Punkte nicht auf den ausgebreiteten Gebieten, die jene Männer beherrschen, Einzelheiten wären, deren Widerlegung, wenn sie gelungen sein sollte, ihrem gerechten Ruhme nicht zu nahe treten kann, während es andererseits meistens Lebensfragen für die Lösung der vorliegenden Aufgaben waren, und mit dem Kerne der Untersuchungen, in denen ich mich vorzugsweise heimisch zu machen gesucht hatte, eng zusammenhingen.

Mit Ehrfurcht und Freiheit, würde mein Wahlspruch sein, wenn mich mein Beruf an eine politische Stelle gesetzt hätte. *Mit Ehrfurcht und Freiheit*, das sind Ihre Worte, will auch die Wissenschaft geübt sein. Ehrfurcht vor Allem, was ehrwürdig, heilig, edel, groß und bewährt ist, Freiheit in Allem, wo es gilt die Wahrheit und die Ueberzeugung von derselben zu gewinnen und auszusprechen. Wo diese fehlt, wird Furcht und Gleisnerei, wo jene, Frechheit und Anmaßung wuchern, in der Wissenschaft wie im Leben.“

Wir wollen dieser ‚Aufforderung zum Tanz‘ gerne folgen, und uns *mit Ehrfurcht und Freiheit* der Diskussion von Lepsius’ Ergebnissen widmen. Besondere Widerstände sieht er von Seiten der Theologen auf sich zu kommen:

„Am meisten Widersacher aber wird der nächste Abschnitt finden, welcher das Verhältniß der ägyptischen zur althebräischen Chronologie festzustellen bemüht ist. Bei dem nothwendigen und innigen Zusammenhange zwischen der philologischen und dogmatischen Betrachtungsweise der biblischen Urkunden ist es ganz natürlich, daß, so oft sich ein Fortschritt oder ein Irrthum von der ersteren Seite her geltend zu machen

strebt, sich auch das viel allgemeinere theologische Interesse dafür oder dagegen beteiligen wird. Wer die volle Berechtigung hierzu leugnen wollte, müßte der Theologie überhaupt ihren Charakter als Wissenschaft streitig machen." [C., Vorrede]

Er stellt nämlich im Hauptteil [C. 244] fest:

„Das Verhältniß der hebräischen Urkunden zu den ägyptischen wird sich am deutlichsten herausstellen, wenn wir den wichtigsten Berührungspunkt der beiden Geschichten, die Mosaischen Zeiten, nach den überhaupt vorhandenen Mitteln chronologisch zu bestimmen suchen und hieran den Werth der einzelnen Zahlenangaben prüfen. Wir werden daraus ersehen, daß die hebräischen Berichte, soweit sie mit Aegypten in Verbindung stehen, geschichtlicher sein dürften als mehrere neuere Forscher anzunehmen geneigt sind, und daß sie auch eines bestimmten chronologischen Principes, ohne welches Geschichte nicht bestehen kann, keineswegs ermangeln, daß aber eine genauere Chronologie, welche der ägyptischen als Stützpunkt dienen könnte, nicht bei ihnen zu suchen ist, und es vielmehr diese letztere ist, welche der israelitischen Geschichte die sichersten chronologischen Aufschlüsse über jene Zeiten gewährt.“

Bei der Frage der hebräisch-biblischen Quellen geht es vor allem um die Daten des Aufenthaltes der Israeliten in Ägypten und des Exodus. Diese blieben für Generationen eine strittiges Thema [Engel 1979], und es soll hier nicht weiter vertieft werden.

Schon in der Vorrede sagt Lepsius Herodot (und mit ihm Diodor) den Kampf an:

„Dazu kommt, daß wir uns auch von der chronologischen Anordnung gewisser Hauptgruppen der ägyptischen Könige, wie sie von jenen beiden Schriftstellern einstimmig angegeben, und von allen neueren Forschern, selbst von Niebuhr noch 1830, als unzweifelhaft festgehalten wurde, gänzlich lossagen, und nach Ihrem und bereits Champollions Vorgange, in so wichtigen Punkten wie die Zeit der Pyramidenbauer das Zeugniß des verkannten, jetzt aber durch die Denkmäler bestätigten Manethôs dem des Herodot vorziehen mußten. Solche Neuerungen werden nicht mit einem Male zum Gemeingute der Wissenschaft.“

Er ist jedoch voller Zuversicht, dass er mit seinem Buch das Ziel erreicht hat, denn er hatte ja ein unfehlbares Mittel, seine „*Denkmäler*“:

„Ob es mir gelungen ist eine den jetzigen mit Recht gesteigerten Ansprüchen genüendere Lösung des wichtigen Problems zu begründen, werden Andere beurtheilen. Der wichtigste Fortschritt aber, so wie die endgültige Bestätigung oder Widerlegung der bisherigen Resultate, wird

meiner Meinung nach in Zukunft nur von den ägyptischen *Denkmälern* [Hvhg. durch Lepsius] zu erwarten sein."

Später [C. 243] führt er aus:

„Denkmäler als Geschichtsquellen, da sie in der Regel mit den Thatsachen, die sie bezeugen, gleichzeitig sind, müssen im Ganzen von uns als vollkommen glaubwürdig angesehen werden. Sie bedürfen daher nur einer richtigen Auslegung, nicht einer Kritik, wenigstens nicht in dem Sinne, wie die litterarischen Geschichtsquellen, mit denen wir es hier zunächst zu thun haben.“

In der Einleitung [C. 6] erläutert er auch die methodischen Schwierigkeiten, die sich dadurch ergeben, dass die Geschichte des alten Ägypten völlig isoliert dastand. Denn:

„Höhere Erwartungen würden wir in dieser Beziehung gewiß von dem Babylonischen Reiche fassen dürfen. Es ist der älteste Asiatische Staat, von dem uns das Alterthum berichtet. Von ihm erst geht Assur aus, welcher bereits um 2000 vor Chr. nach Aegyptischen Berichten mächtig war, und ein großes Völkerdrängen nach Süd und West in jener Zeit veranlasst zu haben scheint.“

„Dennoch werden wir nimmer eine Geschichte des Babylonischen oder Assyrischen Reiches gewinnen können, die auch nur entfernt an Alter, an chronologischer Sicherheit und historischem Gehalte mit der Aegyptischen zu vergleichen wäre. Denn wir besitzen keine Denkmäler, keine Inschriften, also keine gleichzeitigen Quellen bis in jene Urzeiten zurück, an welche wie an ein steinernes Gerippe sich der lebendige Muskel des Geschichtskörpers anschliessen könnte.“

Dies hat sich in der Folge insofern als Irrtum erwiesen, als Denkmäler und Inschriften in Fülle gefunden wurden. Tatsächlich reichen aber diese bis zum heutigen Tage nicht hin, ein eigenes, vom ägyptischen unabhängiges, chronologisches Gerüst zu errichten.

Ausführlich (auf fast 200 Seiten) behandelt Lepsius die astronomischen und chronologischen Kenntnisse der Ägypter. Dabei kommt es ihm darauf an nachzuweisen, dass die Ägypter die Sothisperiode kannten – und zwar schon seit alter Zeit. Zur Erinnerung: Die Sothisperiode ist der Zeitraum, der nötig ist, um das ägyptische Jahr, das mit 365 Jahren rund einen Vierteltag kürzer war als das Sonnenjahr, wieder mit diesem zugleich anfangen zu lassen. Dieser Anfang hat mit dem Frühaufgang des Sirius (Sothis) im Sommer, der Zeit der Nilschwelle, zusammenzufallen. Dabei gilt: 1461 ägyptische Jahre = 1460 Sonnenjahre. Dass diese Periode wegen der Präzession der Erdachse und anderer himmelsmechanischer Vorgänge in Wirklichkeit kürzer war, wusste Lepsius noch nicht. Er kommt zu folgenden Ergebnissen [C. 176]:

„Es ist nicht zu leugnen, daß die Kenntniß der Periode von 1461 Jahren so alt sein mußte als die Einführung des wandernden Jahres von 365 Tagen und die Beobachtung des Siriusaufgangs als Anfang eines festen Jahres. Dieser wird aber nicht nur unter Ramses III in dem Festkalender von Medinet Habu, sondern auch in dem Fragmente eines ähnlichen Kalenders unter Tutmes III, also bereits lange vor der Erneuerung der Periode unter Menephtha, angezeichnet. Unter Ramses II, des letzteren Vater, haben wir auch bereits die Bezeichnung der Sothis als »Gestirn des Jahresanfangs« gefunden. Es bestand also im Anfange des neuen Reiches das feste und das Wandeljahr neben einander, folglich auch die Periode von 1461 Jahren, in welcher sich beide ausglich.“

Anmerkung: Menephtha ist auch als Menophreus bekannt. Zum Argument ist zu sagen, dass die Einführung eines Kalenders mit einem Jahr von 365 Tagen eher dafür spricht, dass das Phänomen nicht bekannt war, oder jedenfalls unterschätzt wurde und bestimmt nicht berechnet worden war. Ferner [C. 179]:

„Wir haben aber schon oben (p. 146) einen noch viel positiveren Beweis dagegen erwähnt, nämlich das Vorkommen der fünf Epagomenen auf einem Denkmale der 12. Dynastie, also bereits im Alten Reiche, vor dem Einfall der Hyksos. Dieses wichtige Factum setzt die Kenntniß der Sothisperiode voraus. Was aber noch mehr ist, wir haben in derselben frühen Zeit schon die verschiedenen Jahrformen deutlich unterschieden und ihre Anfänge durch Feste gefeiert gefunden. Wir haben sogar die 4jährige Schaltperiode des festen Jahres nachweisen zu können geglaubt.“

Einspruch, Professor Lepsius! Die fünf Schalttage des ägyptischen Jahres, die dieses von 360 auf 365 Tage verlängern, zeugen keineswegs davon, dass die Ägypter schon erkannt hatten, dass ihr Jahr um einen Vierteltag zu kurz war. Und allein durch diesen Vierteltag kommt die Sothisperiode zustande [s. auch Birken 2001a, 318]. Dann [C. 212 f.]:

„Für uns kann es jetzt nicht das mindeste Bedenken haben, die vollständige Einrichtung des ägyptischen Kalenders, so wie die unmittelbar daraus hervorgehende Kenntniß des festen Siriusjahres und seiner Perioden von 4 und von 1460 Jahren, in jene früheste Epoche des Jahres 3282 (3285) vor Chr. zurückzulegen, in welchem nicht nur die Sommersonnenwende, und folglich der Anfang der Nilschwelle, auf den ersten Tag des ersten Wassermonats, d.i. auf den ersten Pachon fiel, sondern auch der heliakische Aufgang der Sothis. Die Angaben späterer, namentlich der astrologischen Schriftsteller weisen uns übereinstimmend darauf hin, daß der erste Anfang der ägyptischen Zeitrechnung auf diesen Zeitpunkt des Sonnenjahres zu setzen ist, und die Einrichtung der Kalenderbe-

zeichnungen beschränkt dieses auf die angegebenen Epochen. Das früheste griechische Zeugniß aller, das des Herodot, führt uns schon auf die erste dieser drei Epochen. Die Denkmäler endlich bestätigen dies auf das bestimmteste. Indem wir nicht nur schon in der 19ten Manethonischen Dynastie die Sothis als Herrin des Jahresanfangs bezeichnet, und in der 18ten ihren Aufgang kalendarisch angemerkt finden, sondern schon im alten Reiche, also vor dem Jahre 1780, in der 12ten Dynastie die Epagomenen, und seit der vierten und fünften die allgemeine Feier von zwei verschiedenen Jahresanfängen nachgewiesen haben, die sich nur auf das wandernde und auf das feste Jahr beziehen können. Wenn aber das Siriusjahr von 365 $\frac{1}{4}$ Tagen neben dem bürgerlichen von 360 Tagen sogar dem Volke allgemein bekannt war, so bedarf es keines Beweises mehr, daß auch die ausgleichende Periode von 1460 Jahren, wenigstens den Priestern geläufig sein mußte."

Und [C. 215]:

„Im Jahre 3282, welches wir als den Beginn des ägyptischen Kalenders festhalten, regierte die mächtige vierte Dynastie, deren Sitz in Memphis war.“

Hier wird schon Manethos Chronologie als richtig unterstellt. Entscheidend ist für Lepsius' Argumentation aber sein Nachweis, dass die Sothisperiode den Ägyptern seit Alters bekannt war, obwohl es eigentlich genügt hätte zu beweisen, dass Manethos Chronologie auf ihr beruht. Genaugenommen handelt es sich hier um einen Zirkelschluss. Denn um zu beweisen, dass die Sothisperiode zur Zeit der 4. Dynastie bekannt war, muss die Richtigkeit von Manethos Chronologie, wie Lepsius sie verstand, angenommen werden. Die Bezeichnung der Sothis als „Herrin des Jahresanfangs“ beweist nichts, denn sie bezieht sich auf das natürliche Jahr und seine Jahreszeiten, das selbstverständlich für die Ägypter von überragender Bedeutung war.

Dass die Sothis-Argumentation insgesamt ein Irrweg ist, hat zuletzt Lynn E. Rose [1999] nachgewiesen [s. hierzu die Rezension von Birken 2001b]. Die schriftlichen Quellen zur ägyptischen Geschichte beurteilt Lepsius so:

„Diese sind viel zahlreicheren Irrthümern und Verfälschungen ausgesetzt als die Denkmäler, und verhalten sich daher sehr verschieden zu den wirklichen Ereignissen, die sie melden sollen, je nachdem die Berichtstatter gut oder schlecht unterrichtet waren, eine mehr oder weniger gewissenhafte Darstellung gaben und ihre Werke uns unverfälscht oder entstellt vorliegen. Das verschiedene Verhältniß der einzelnen Quellen unter sich und zur wahren Geschichte auszumitteln, ist die Aufgabe der Quellenkritik; diese muß daher vorausgeschickt werden, ehe wir eine

combinirte Benutzung der Denkmäler und der Schriftsteller unternehmen können.

Da es nun die Chronologie vorzüglich mit dem Zusammenhange der einzelnen Ereignisse in ihrer zeitlichen Ordnung zu thun hat, so verstehen wir unter den Quellen derselben nicht alle die Schriftsteller, welche uns vereinzelte Nachrichten aus der ägyptischen Geschichte erhalten haben, sondern nur diejenigen, aus welchen wir Belehrung, über ihren chronologischen Zusammenhang zu schöpfen hoffen dürfen.

Hierdurch wird unsre Untersuchung sogleich auf nur wenige Quellen beschränkt. Außer Herodot und Diodor, Manethôs und Eratosthenes sind uns keine Schriftsteller erhalten, welche die Absicht hatten, eine chronologisch zusammenhängende Uebersicht ägyptischer Ereignisse zu geben." [C. 243]

„Unter den genannten Quellen nimmt Manethôs, der griechisch gelehrte Aegypter, ohne allen Vergleich den ersten Platz ein und würde die Uebrigen für uns fast entbehrlich machen, wenn wir sein Geschichtswerk vollständig erhalten hätten." [C. 244]

Es geht also darum,

„die Manethonische Chronologie, als die einzige mit den Denkmälern übereinstimmende, entweder zu bestätigen oder zu berichtigen." [C. 244]

HERODOT

Die Kritik an Herodot stützt sich vor allem auf zwei Punkte. Herodot war Grieche, der die ägyptische Sprache nicht beherrschte und deshalb weder selbst die Quellen studieren, noch die sachkundigen Priester befragen konnte, und er hat die Pyramiden zeitlich falsch eingeordnet. Zum ersten Punkt:

„Wie haben wir uns aber diesen Verkehr des Herodot und Diodor mit den Priestern vorzustellen und wie weit dürfen wir überhaupt dabei an direkte Mittheilungen der ägyptischen Gelehrten denken? Darüber kann kein Zweifel sein, daß diese Reisenden selbst die ägyptische Sprache nicht verstanden. Hätte der eine oder andere gegen alle Erwartung diesen großen Vortheil besessen. so würde er nicht verfehlt haben, dieses häufig vor seinen Lesern geltend zu machen. Sie mußten also in Aegypten mit griechisch Redenden verkehren, und dies konnten, wenigstens zu Herodots Zeit, die gelehrten Priester offenbar nicht selbst sein." [C. 245]

„Wer die Berichte des Herodot und Diodor über die ägyptische Geschichte liest, und mit dem vergleicht, was uns jetzt durch Manethôs und die Denkmäler darüber bekannt ist, der kann keinen Augenblick verkennen, daß hier durchgängig eine Auffassung zum Grunde liegt, die sich

keineswegs durch die persönliche Eigenthümlichkeit des griechischen Reisenden allein erklärt, noch die bequeme und leichtfertige Rede mancher Ausleger rechtfertigt, als habe sich Herodot aus Leichtgläubigkeit und wegen ungeschickter Fragen von den verschmitzten Priestern Märchen aufbinden lassen. Diese Art von Schalkhaftigkeit war dem Alterthume überhaupt fremd, und besonders den Aegyptern. Wir haben hier vielmehr feste an Ort und Stelle schon vor Herodot ausgebildete Ansichten und Auffassungen vor uns, welche auf ächter, nur exoterischer, Mittheilung sachverständiger Priester beruhen, aber unter halbgebildeten Laien, namentlich unter den angessenen Griechen und den mit ihnen verkehrenden Interpreten zu dem geworden waren, was wir bei Herodot wiedergegeben finden. Wie überall bei volksthümlicher Mythenbildung, dergleichen wir hier seit Einbürgerung der Griechen entstehen sehen, knüpften sich die beliebtesten Erzählungen an vorhandene Denkmäler; diese vor allen unterstützten die Einbildungskraft und das Gedächtniß der Hörer und Erzähler. So ist auch Herodots Geschichte der Aegypter fast nur eine Reihenfolge von Erzählungen über die Urheber bestimmter die Aufmerksamkeit besonders auf sich ziehender, und zwar fast ausschließlich Memphitischer Monumente." [C. 248 f.]

„Es geht aber hieraus zugleich hervor, daß wir in den Berichten des Herodot und Diodor keine ursprüngliche Geschichtsquelle vor uns haben. Es sind mit wenigen Ausnahmen nicht die unmittelbaren Mittheilungen gelehrter Hierogrammaten aus ihren heiligen Geschichtsbüchern, sondern der Ausdruck, den gewisse volksthümliche Begebenheiten und Personen der ägyptischen Vorzeit im Munde fremder, besonders griechischer Ansiedler durch Vermittlung der ερμηνεῖς [Anmerkung: Dolmetscher] gewonnen hatten." [C. 249]

Zum zweiten Punkt:

„An eine streng chronologische Verbindung ist also bei beiden Schriftstellern entfernt nicht zu denken. Hierauf kam es ihnen weder besonders an, noch hätten sie eine solche von ihren Gewährsmännern erfahren können. Sie verwickelten sich in die größten chronologischen Widersprüche, ohne es nur zu bemerken, und die unablässigen Versuche neuerer Gelehrten, die ägyptische Chronologie aus diesen Berichten wiederherzustellen, mußten eine wahre Danaïdenarbeit bleiben, die nur deshalb nicht ganz unerträglich wurde, weil jenseit Psametich auch der Maßstab anderer Völkergeschichten, den man hätte anlegen können, immer unsicher ward und sehr bald ganz ausging.

Man hätte nun erwarten dürfen, daß wenigstens die relative Ordnung der aufgeführten Könige und Ereignisse richtig wäre. Statt dessen stellt sich

jetzt heraus, daß sogar die Hauptepochen der ägyptischen Geschichte in umgekehrter Ordnung erscheinen. Theben soll früher als Memphis geblüht haben, und Cheops der im vierten Jahrtausend vor Chr. die größte Pyramide erbaute, wird zum Nachfolger des Rampsinit gemacht, der über 2000 Jahre später regierte. Dieser gewaltige Irrthum, den noch Niebuhr mit der ganzen neueren Wissenschaft theilte, setzte sich um so fester, da man gerade in diesem wichtigsten Punkte den im Einzelnen oft abweichenden Diodor mit Herodot ganz einig sah.

Wie konnte sich gegen eine solche Verbindung der fast verschollene, ärmlich ausgestattete, durch Auszüge und Verfälschungen verunstaltete Manethôs geltend machen!" [C. 249 f.]

„Es wird aus diesen Bemerkungen so viel klar geworden sein, daß wir von Herodot und Diodor, ohne sie als geschichtliche Quellen ganz verwerfen zu wollen, doch wenig oder keine chronologischen Aufschlüsse erwarten dürfen. Wären wir in dieser Hinsicht auf sie beschränkt, so würden uns zwar die Denkmäler endlich belehrt haben, daß ihre Chronologie nicht die richtige sein konnte, eine befriedigende Wiederherstellung der wahren Zeitverhältnisse würde aber wahrscheinlich nie möglich geworden sein.

Wir könnten uns hier also mit diesem allgemeinen Urtheile über Herodot und Diodor begnügen und uns sogleich zu der einzigen zuverlässigen Quelle, die uns übrig bleibt, wenden." [C. 251 f.]

Zur den Königslisten Herodots und Diodors heißt es:

„Aus dieser Abtheilung und Zusammenstellung wird ohne Weiteres klar, daß eine einzige bedeutende Abweichung der beiden Listen von Manethôs stattfindet, alle übrigen Könige im Allgemeinen in ihrer richtigen Ordnung stehen. Die Abweichung betrifft die Könige der vierten Dynastie, die Erbauer der großen Pyramiden von Memphis. Diese würden in den ersten Abschnitt zunächst hinter Menes, vor die Nitokris gehören, statt daß sie hier den dritten Abschnitt bilden. Ihr wahrer Platz bedarf jetzt keines besondern Nachweises mehr; er geht nicht nur aus den Listen des Manethôs, sondern auch aus der monumentalen Liste der Kammer von Karnak, den Turiner Annalen, und überhaupt aus dem ganzen geschichtlichen Zusammenhange der ägyptischen Denkmäler unzweifelhaft hervor. Stellen wir den dritten Abschnitt an seinen Platz, so erhalten wir nach obiger Abtheilung drei Hauptgruppen, von denen die erste das ganze Alte Reich bis Möris umfaßt, die zweite den Höhepunkt des Neuen Reichs, und die dritte die letzte Erhebung und Nachblüthe des pharaonischen Reichs.

Ob nun die angegebene Verstellung der Pyramidenerbauer lediglich dem Herodot zur Last fällt, möchte schwer zu entscheiden sein. Mir ist es wahrscheinlicher, daß Herodot auch hierin nur einen älteren und weiter verbreiteten Mißverständnis von seinen griechisch-ägyptischen Gewährsmännern übernahm." [C. 259 f.]

„Fragt man aber nach dem Grunde, der die Umstellung, sei es nun des Herodot oder der Memphitischen Volkserzählung, veranlaßt haben dürfte, so braucht man sich damit nicht zu begnügen, daß die Fremden gewiß jederzeit zuerst die herrlichen Bauwerke und Anlagen von Memphis sahen und von ihren Urhebern unter denen die Pyramidenkönige nicht waren, zuerst erzählen hörten, dann aber erst die Pyramiden besuchten und von ihren Erbauern vernahmen, so daß was später und in gesonderter Zusammenfassung erzählt ward, von wissbegierigen Fremden, wie Herodot, auch später notirt werden mußte. Denn es scheint noch ein tieferer Grund für die Verwechslung jener Perioden vorhanden gewesen zu sein. Die Zeit der dritten und vierten Dynastie gleicht der Zeit zwischen Rampsinit und Sethos in vielen Beziehungen, außer im Schaffen großer Werke." [C. 260 f.]

Diese Argumentation ist nicht sauber. Lepsius verwirft Herodot, weil er nicht mit Manetho übereinstimmt. Der Hinweis auf Karnak und die Turiner Annalen setzt voraus, dass diese zeitlich richtig eingeordnet und in ihrem Charakter verstanden sind. Der wichtige Punkt, dass Herodot die großen Pyramiden als eisenzeitlich ansieht, wird nicht angesprochen. Die Technik der Bearbeitung von Hartstein lag außerhalb von Lepsius' Gesichtskreis. Dass solches Gestein verarbeitet wurde, wusste er aber:

„In der Pyramide des Chufu bestehen die hohen Wände, Decke und Fußboden der größten Sarkophagkammer ganz aus polirtem Granit, und die dritte Pyramide des Mencheres war bis zu einer gewissen Höhe damit bekleidet." [C. 31]

Bevor wir uns der Charakterisierung Manethos durch Lepsius zuwenden, wollen wir einige andere Punkte in Herodots Chronologie behandeln. Ganz zu Recht nämlich kritisiert Lepsius die Annahme des Herodot, dass in der ägyptischen Chronologie summarisch für jedes Jahrhundert drei Generationen entsprechend drei Königen anzusetzen seien. Dabei geht es um die

„Zahl der von den Priestern aufgeführten Könige seit Menes, welchen Herodot, als Repräsentanten von eben so viel Geschlechtern zu 33 1/3 Jahren, irrthümlich 11340 Jahre zuschrieb." [C. 255]

Denn:

„Die Mittelzahlen der Jahre eines Geschlechtes, die sich nach den Mittelzahlen des Alters bei den Verheirathungen richten, sind nothwendig größer und haben nichts zu thun mit den Mittelzahlen der Dauer einer Königsregierung. Die Zusammenstellung bei Herodot ist also ganz unmöglich und wird auch den Priestern nie in den Sinn gekommen sein.“
[C. 191]

Ohne Weiteres übernimmt Lepsius jedoch Herodots Datierung des trojanischen Krieges:

„Herodot setzte nämlich, wie auch der Verfasser der *Vita Homeri* und Thukydides, nach einer wie es scheint vor Eratosthenes verbreiteten Meinung, den Troianischen Krieg um 1280–1270 vor Chr. In dieser Zeit mußte also für ihn Proteus regiert haben.“ [C. 264 f.]

„Herodot sagt (II, 13) daß Möris noch nicht 900 Jahre todt gewesen sei, als er in Aegypten reiste. Diese Reise fiel gegen 460 vor Chr. Er setzt also den Tod des Möris später als 1360 vor Chr. Da er auf das Geschlecht 331/3 Jahre rechnet, so stirbt Sesostris nach ihm bald nach 1326, Pheros bald nach 1293, und Proteus regiert folglich 1293–1260, oder wenig später.“ [C. 297]

Der Hinweis auf die *Historien* [II, 13] ist zwar korrekt, aber in der zusammenhängenden Darstellung der ägyptischen Geschichte von Moiris bis zum Einmarsch des Kambyses -525 [II, 101 ff.] liest sich das ganz anders. Wenn man für die Könige, für die Herodot keine Regierungsjahre angibt, seine – unbegründeten – 33 1/3 Jahre einsetzt, kommt man zu folgender Aufstellung:

| | Regierungsjahre bei Herodot (bzw. summarisch 33 1/3) | |
|--|---|----------|
| II, 101: Moiris | (33 1/3) | 1050–016 |
| II, 102 ff.: Sein Nachfolger Sesostris | (33 1/3) | 1016–983 |
| II, 111: Sein Sohn Pheros | (33 1/3) | 983–950 |
| II, 112: Nächster König Proteus zur Zeit des trojanischen Krieges | (33 1/3) | 950–916 |
| II, 121: Nachfolger Rhampsinitos | | |
| II, 124: Nachfolger Cheops | 50 | 916–866 |
| II, 127: Sein Bruder Chephren | 56 | 866–810 |
| II, 129: Cheops' Sohn Mykerinos | (kürzer) | 810–793 |
| II, 136: Nachfolger Asychis | (33 1/3) | 793–760 |
| II, 13: Nachfolger der blinde Anysis | ? | |

| | | |
|--|--------|-------------|
| Während seiner Regierung Einfall des Äthiopiens Sabakos, der 50 Jahre herrschte. Anysis lebte auf einer Insel, die erst 500 Jahre später König Amyrtaios wiederentdeckte. | 50 | 760–710 |
| II, 140: Rückkehr des Anysis | | |
| II, 141: Nachfolger der Priester Sethos | 33 1/3 | 705–672 |
| II, 147 ff.: Zwölf Könige gleichzeitig, darunter Psammetichos. Dieser (Sohn des Nekos), hatte vor Sabakos nach Syrien fliehen müssen. Schließlich wird Psammetichos Alleinherrscher. | 54 | 672–617 |
| II, 158: Sein Sohn Nekos | 16 | 617–601 |
| II, 160: Sein Sohn Psammis | 6 | 601–595 |
| II, 161: Sein Sohn Apries | 25 | 595–570 |
| II, 172: Amasis | 44 | 570–526 |
| III, 10: Sein Sohn Psammenitos, der von Kambyse II. angegriffen wird. | 1/2 | 525 v. Chr. |

Die Angabe, Anysis' Insel sei 500 (bei Lepsius 700 Jahre) unentdeckt geblieben, ist offenbar ein Schreibfehler, denn Amyrtaios regierte zur Zeit Herodots als Fürst im Westdelta (ab -454), also nur 150 Jahre nach Anysis. Aber nicht nur Manetho ist nicht im Original erhalten; auch Herodots Historien sind aus Abschriften und Zitaten rekonstruiert. Fehler sind also unvermeidlich.

Die Aufstellung zeigt, dass Herodot die Pyramidenbauer im -9. Jh. sah und den trojanischen Krieg zur Zeit des Proteus im -10. Jh. Dabei müssen diese Zahlen noch nach unten korrigiert werden – nicht nur wegen der überhöhten 33 1/3 Jahre, sondern auch für Cheops und seine Söhne. Es ist ja nicht möglich, dass zwischen dem Regierungsantritt des Cheops und dem Tod seines Sohnes Mykerinos 123 Jahre lagen.

Wenn man Herodots Darstellung wörtlich nimmt, wären die großen Pyramiden zweifelsfrei als einsenzeitlich einzuordnen und der trojanische Krieg wäre im -10. oder gar -9. Jh. anzusiedeln. Die schwierigen und bislang nicht erklärten „dunklen Jahrhunderte“ der griechischen Geschichte wären damit eliminiert.

Fruchtbar ist dagegen Lepsius' Hinweis, dass Herodot eine rein Memphitische – also unterägyptische – Tradition wiedergibt, die thebanische Dynastien dagegen gar nicht berücksichtigt. Dieser Aspekt erscheint in einem neuen

Licht, seit Rose [1999, S. 292 ff.] vorgeschlagen hat, die ägyptischen Dynastien nicht als nacheinander regierend zu betrachten, sondern in Gruppen als gleichzeitig. Danach hätten etwa die Dynastien I bis XIII in Oberägypten (*valley*) regiert, die Dynastien XIV bis XXI parallel dazu in Unterägypten (*delta*). Die Gesamtdauer der ägyptischen Geschichte wäre so erheblich reduziert. Rose hat dieses Schema bislang nur skizziert, ohne die Details auszuarbeiten. Rose meint, Manetho habe dann die Dynastien erst nacheinander gesetzt, um seinem Ptolemäer-König zuliebe, das große Alter der ägyptischen Kultur zu beweisen.

Rose ist bei Weitem nicht der erste, der von Paralleldynastien ausgeht. Auch sind von Velikovsky bis Heinsohn und Illig Argumente vorgetragen worden, die Lepsius' Position gegenüber Herodot als verfehlt ausweisen. Wir wollen aber hier nicht weiter auf diese Argumente eingehen, da es uns zunächst nur darauf ankommt aufzuzeigen, wie die herrschende Lehre entstanden ist, und welche Rolle Lepsius dabei spielte.

MANETHO

Ganz im Gegensatz zu dem sprachunkundigen Ägyptenreisenden Herodot sieht Lepsius Manetho als erstklassigen Fachmann:

„Was wir aus den ächten Werken des Manethôs kennen, läßt ihn als einen ernsten, verständigen, Wahrheit suchenden Mann erscheinen, der sich überall in seinen Berichten treu an die alten Quellen hielt. Dieser Mann, dem die ägyptische Priestergelehrsamkeit Beruf war, wurde doch zugleich darauf hingewiesen, den engen nationalen Standpunkt der meisten seiner Genossen zu verlassen; denn er machte sich »griechischer Bildung theilhaftig«, und war fähig, seine Werke griechisch zu schreiben. Dieser Vortheil doppelter Bildung ist nicht hoch genug anzuschlagen, und Philadelphus traf gewiß schon deshalb in dem griechisch gebildeten Aegypter eine viel bessere Wahl für die Bearbeitung der ägyptischen Geschichte, als Euergetes in dem griechischen Polyhistor Eratosthenes, der das Aegyptische, wie manche andere Sprachen studirt haben mochte, aber es schwerlich dahin gebracht hatte, und dahin zu bringen Ursache hatte, daß er mit Leichtigkeit das Aegyptische hätte lesen, schreiben und sprechen können, wie Manethôs sicher das Griechische.

Ich hebe dies besonders heraus, um schon hier darauf aufmerksam zu machen, ein wie viel höheres Vertrauen Manethôs, der ägyptische Priester und Archivar, in aller Beziehung wegen dieser günstigen Umstände der Zeit, Stellung und persönlichen Befähigung, vor jedem andern ägypti-

schen Geschichtschreiber, und namentlich auch vor Eratosthenes verdient." [C. 407]

„Er unterscheidet sich nämlich in der Beziehung wesentlich von Eratosthenes, daß er nicht wie dieser ein Geschichtsforscher war, sondern nur ein Geschichtsschreiber, ‚der es übernommen hatte, die ägyptische Geschichte aus den heiligen Schriften zu übersetzen.‘ Seine Gewähr liegt also nicht in der Schärfe und Kritik einer combinirenden Forschung, sondern in der Treue und der verständigen Auswahl, womit er die von alten Zeiten her fortlaufenden, also stets gleichzeitigen Tempel-Annalen in griechischer Sprache mittheilte, und das ist gerade die höchste und fast einzige Gewähr, die wir für unsre Untersuchungen wünschen können.“ [C. 408 f.]

„Diese Anerkennung des Manethôs würde in neuerer Zeit längst erfolgt sein, wenn wir sein Werk noch vollständig vor uns hätten. Dem ist aber nicht so; es ist frühzeitig verloren gegangen, wahrscheinlich schon vor dem ersten Jahrhundert nach Christus. Nur das nackte Gerippe der einzelnen Könige mit ihren Regierungsjahren und ausgewählten charakteristischen oder sonst wichtig scheinenden Bemerkungen hatte man, zum bequemen Gebrauche der Gelehrten, schon vorher ausgezogen. Diese Listen allein, wegen ihrer größeren Verbreitung, überlebten das vollständige Geschichtswerk, wurden von mehreren Chronographen der christlichen Zeit ihren Werken einverleibt und sind auf diese Art in verschiedenen Recensionen bis auf uns gekommen. Aus ihnen müssen wir nun mühsam den richtigen Text wieder von seinen vielfachen Verderbnissen reinigen, und dann die einzelnen Glieder dieses Gerippes, die Dynastien, welche aus ihrer geschichtlichen Verbindung gerissen und auf einen einzigen Faden gleichsam nur zu bequemerer Aufbewahrung gereiht erscheinen, wieder an ihre Stelle und in ihr richtiges gegenseitiges Verhältniß bringen.

Glücklicher Weise haben wir aber dazu so viel Mittel, daß die nicht geringen Schwierigkeiten dieser wichtigen und viel behandelten Aufgabe, welche nicht sowohl in wesentlichen Lücken liegen, die keine Gelehrsamkeit und kein Scharfsinn zu überbrücken vermöchte, als vielmehr in der von Jahrhundert zu Jahrhundert angewachsenen Verwirrung der zu den verschiedensten Zwecken gemißbrauchten Nachrichten, durch eine ausdauernde Kritik noch jetzt zu überwinden sein dürften.“ [C. 409 f.]

Der Text, in dem uns Manetho in verschiedenen Überlieferungssträngen tradiert ist, stammt von dem Mönch Syncellus:

„Das litterarische Material zu dieser Kritik liegt, mit wenigen Ausnahmen, fast ausschließlich in der sehr vollständigen Zusammenstellung der

hierbei in Betracht kommenden Quellen, welche uns der Konstantinopolitanische Mönch *Georgios*, kurzweg gewöhnlich nach seiner Stellung im Kloster ο Συγγελλος genannt, in seiner Chronographie aufbewahrt hat.

Dieser nützliche Schriftsteller des 8ten Jahrhunderts versammelte soviel chronologische Quellen um sich, als er erlangen konnte und verglich sie mit seiner Biblischen Chronologie, die er dem ganzen Werke zum Grunde legte." [C. 410]

„Lagen ihm für ein und dasselbe Volk verschiedene Quellen vor, wie für Aegypten, so hielt er im ganzen diejenige, die ihm am besten zu seiner biblischen Reihe zu stimmen schien, fest und theilte sie in der genannten Anordnung mit, fügte auch wohl ausnahmsweise noch eine zweite Reihe ihrer Abweichung wegen hinzu, wie die Eratosthenische; die übrigen Quellen, wie das Alte Chronikon und die Listen des Africanus und Eusebios hielt er dagegen zusammen und theilte sie an dem ihm geeignet scheinenden Orte in ihrer ganzen Ausdehnung mit, indem er die beiden letztern wieder unter sich nach demselben Principe gleichzeitiger Nebeneinanderherführung kleinerer Abschnitte zusammen ordnete." [C. 411]

Die Frage, wer dieser Mönch war, der im 8. Jh., das es möglicherweise gar nicht gegeben hat, gelebt hat, wollen wir hier nur streifen. Die These, dass Kaiser Konstantin VII., der die gesamte Literatur seiner Zeit neu schreiben ließ [Illig 1999, 159 ff.], diesen Mönch samt Manetho erfunden hat, wollen wir hier nicht aufstellen. Die Tatsache, dass Syncellus alle seine Quellen sorgfältig nebeneinander aufgeführt hat, spricht durchaus für die Seriosität des Unternehmens, wenn auch unklar bleibt, wann es durchgeführt wurde.

Mit den verschiedenen Urquellen setzt sich Lepsius ausführlich auseinander und hielt, anders als Syncellus selbst, die Liste des Africanus für die wertvollste. Dass nirgendwo die verschiedenen Zahlengaben übereinstimmen, störte ihn nicht. Er ging aber davon aus, dass bei den drei Gesamtsummen der Manethoschen Bücher ein Abschreibefehler weniger wahrscheinlich sei als bei der endlosen Reihe von Königen und Dynastien. Und diese Gesamtsumme war für ihn das Wichtigste. Besonders von einer Stelle glaubt er aber, dass sie „sich aus dem ächten Geschichtswerke des Manethôs erhalten hat." Sie passt in sein Konzept. Er zitiert nach Syncellus:

„Der bei den Aegyptern hochberühmte Manethôs, indem er über dieselben 30 Dynastien – wie die Alte Chronik – schreibt und offenbar von diesen ausgeht, weicht doch hiervon in den Jahren bedeutend ab, wie sowohl aus dem früher von uns Gesagten als aus dem was wir noch im Folgenden sagen werden, zu ersehen ist; denn die 113 Geschlechter die

er in den 3 Büchern in 30 Dynastien beschrieb, berechnete er im ganzen zu 3555 Jahren, indem er im Jahre der Welt 1586 begann und mit dem Weltjahre 5147 schloß, nämlich 15 Jahre etwa vor der Weltherrschaft des Alexander." [C. 490]

Er fährt fort:

„Von diesem gegebenen Endpunkte 3555 ägyptische oder 3553 Julianische Jahre zurückrechnend kommen wir zum Jahre 3893 v. Chr. als erstem des Menes. Dieses halten wir als vollkommen geschichtlich in so weit fest, als die Manethonische auf den alten Reichsannalen beruhende Darstellung überhaupt als geschichtlich richtig angesehen werden darf." [C. 499]

„Nun haben wir im früheren nachzuweisen gesucht, daß die Manethonischen Angaben der Götterregierungen die an sich schon wahrscheinliche Summe von 17520 Sonnenjahren, das sind gerade 12 Sothisperioden, ergaben. Wir haben ferner für die Menschengeschichte die Manethonische Zahl von 3666 Civiljahren als ächt anerkennen müssen.

Wir haben hier also zwei für sich abgeschlossene Ganze vor uns. Die Menschengeschichte begann nach allen Angaben sowohl der Schriftsteller als der altägyptischen Denkmäler selbst mit dem Könige Menes. Die Göttergeschichte schloß ihrer Natur nach mit der dritten und letzten Götterordnung, den Halbgöttern. Dieser Schluß der Göttergeschichte, wenn er noch zweifelhaft sein könnte, geht mit Nothwendigkeit auch daraus hervor, daß wir mit den Halbgöttern den großen Cyklus der 12 Sothisperioden abgeschlossen fanden." [C. 499]

Lepsius stützt seine Argumentation auf die Sothisperiode und die höchst befriedigende heilige Zahl 12 und fährt fort:

„Nach unsrer Auffassung der Manethonischen Chronologie fiel Menes nicht in den Anfang einer Sothisperiode, und dennoch ging die Göttergeschichte in Sothisperioden auf. Für denjenigen Priester, welcher zuerst das nachgewiesene cyklische System der ägyptischen Mythologie erfand, gab es hier nur ein Mittel, diese Schwierigkeit auf eine natürliche, der Sache selbst angemessene Weise zu beseitigen.

Da er der Göttergeschichte ihren Abschluß nicht nehmen durfte, so mußte er die Menschengeschichte über ihren geschichtlichen Anfang hinaus bis zum Anfange der laufenden Sothisperiode verlängern, um so auch dieser nach oben einen cyklischen Abschluß geben zu können. Es mußte eine vorgeschichtliche Menschendynastie zur Ausgleichung eingeschoben werden. Und so finden wir es in der That. Zwischen den Götterdynastien und Menes, dem ersten geschichtlichen Menschenkönige, ist eine *Thinitische Dynastie* eingeschoben. Diese konnte und sollte nicht zu

den Göttern gehören; das zeigt schon die Bezeichnung der Könige als *Thiniten*; nur Menschen, nicht Götter, konnten in einer bestimmten Stadt Aegyptens residierend gedacht werden. Dieselbe Bezeichnung der *Thiniten* beweist auch, daß man ausdrücklich dabei an die Vorgänger des Menes dachte, denn dieser war selbst *Thinit* und gründete erst eine Memphitische Dynastie. Seine Vorgänger mußten daher nach der allein richtigen geschichtlichen Anschauung nach *This* versetzt werden." [C. 500 f., Hvhg. durch Lepsius]

„Denn indem wir zu dem ersten der 3555 Manethonischen Jahre, nämlich zum Jahre 3893 (3892) vor Chr. (Julian.), dem ersten der Regierung des Menes, die 350 Civiljahre der Thinitischen Νεχρῶσ hinzuzählen, ergibt sich das Jahr 4242, welches wirklich das nothwendig zu erwartende Anfangsjahr der laufenden Sothisperiode war." [C. 501]

„So lag also die Geschichte der 30 Manethonischen Dynastien, welche mit Menes begann und 3555 ägyptische Jahre umfaßte, mitten inne zwischen zwei sothischen Epochen, ohne sie zu berühren, zum augenfälligen Beweise, daß sie eben nicht nach Sothisperioden zugeschnitten war." [C. 502]

Dies ist ein bewundernswürdiger Kunstgriff. Damit ist ‚bewiesen‘, dass Manetho kein Zahlenmystiker, sondern ein seriöser Historiker war.

ZUSAMMENFASSUNG

Lepsius hielt Manetho für zuverlässig, weil er als ägyptischer Priester bestens qualifiziert war, weil seine Jahressumme der ägyptischen Geschichte in wunderbarer Weise mit den Sothisperioden von 1.461 Jahren übereinstimmt, und weil sich die meisten seiner Königsnamen auf den Denkmälern wiederfinden.

Lepsius hielt Herodot für unzuverlässig, weil der als sprachunkundiger Grieche nicht qualifiziert war und seine Reihenfolge der Könige – insbesondere bezüglich der Pyramidenbauer – falsch ist. Dabei kam es Lepsius nicht in den Sinn zu prüfen, ob nicht Herodots Version aus technikgeschichtlichen Gründen vorzuziehen sei. Solche Überlegungen standen seiner Zeit noch fern. Überhaupt ist Lepsius' Ansatz ein rein philologischer; die modernen historisch-kritischen Methoden sind erst im Laufe des 19. Jhs. entwickelt worden.

Die Begründung seiner Position durch die Sothis-Theorie ist hinfällig, seit klar ist, dass die Sothis-Periode kürzer war als 1.461 Jahre. Dass dies bis zur Zeit des Manetho noch nicht aufgefallen war, beweist, dass die Ägypter diese Sothis-Periode von 1.461 Jahren nicht gekannt haben [Rose 1999]. Aber

nur diese Sothis-Theorie ‚beweist‘, dass die manethonische Reihung der Dynastien wenigstens im Prinzip richtig ist.

Lepsius' Wirkung beruht weniger auf dem Text seiner „*Chronologie*“ – spätere Generationen haben seine für ihn so zentrale Rechnung nicht übernommen –, als auf den Tafeln seiner „*Denkmäler*“, die bis zum heutigen Tag die Abfolge der ägyptischen Dynastien jedermann sinnlich vor Augen führen. Die wichtigste ‚Nebenwirkung‘ seiner Chronologie war die Tatsache, dass später die Assyriologie nicht anders konnten, als an sein – von seinen Nachfolgern nur im Detail, nicht im Prinzip modifiziertes – Gebäude anzubauen. Dieses auf Manetho gegründete Gebäude steht auch noch heute, obwohl die Ägyptologen überzeugt sind, das Fundament Manetho inzwischen eliminiert zu haben [Beckerath 1997].

LITERATUR

- Beckerath, Jürgen von (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten*, Mainz
Birken, Andreas (2001a): „Das früheste Datum der Geschichte, Bemerkungen zum ägyptischen Kalender“, *Zeitensprünge* 13 (2), 315-322
– (2001b): „Der Untergang der Sothis, verursacht durch Lynn Rose. Eine Buchbesprechung“, *Zeitensprünge* 13 (3), 383-392
Böckh, Philipp August (1845): *Manetho und die Hundsternperiode, ein Beitrag zur Geschichte der Pharaonen*, Berlin
Bunsen, Christian Karl Freiherr von (1845-57): *Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte*, 5 Bände, Hamburg · Gotha
Engel, Helmut (1979): *Die Vorfahren Israels in Ägypten, Forschungsgeschichtlicher Überblick über die Darstellung seit Richard Lepsius (1849)*, Frankfurt a. M.
Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997): Wann lebten die Pharaonen?, Gräfelting (¹1990, Frankfurt/M.)
Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
Lepsius, Carl Richard (1970-72): *Denkmäler aus Ägypten und Äthiopien*, 12 Bände größten Formats mit 963 Tafeln, Osnabrück (¹1849–60, Berlin)
– (1985): *Die Chronologie der Aegypter. Einleitung und erster Theil: Kritik der Quellen*, Vaduz (¹1849, Berlin; mehr nicht erschienen)
Rose, Lynn E. (1999): *Sun, Moon, and Sothis – A Study of Calendars and Calendar Reforms in Ancient Egypt*, Richmond/Florida

Dr. Andreas Birken, 22399 Hamburg, Kreienkoppel 3

Das Schicksal der Clementia Ethelbert Stauffer

Seit 1999 wurde in dieser Zeitschrift Francesco Carottas Buch War Jesus Caesar? besprochen, kritisiert und auch von Carotta selbst verteidigt und weitergeführt. Nun hat der evangelische Theologe Ethelbert Stauffer (1902-1979) bereits vor Jahrzehnten auf die Parallelen zwischen Caesar und Jesus aufmerksam gemacht, ohne freilich deshalb deren Identität zu verlangen. Deshalb folgt hier ein Abdruck aus seinem Buch Christus und die Caesaren, das 1948 in Hamburg erschienen ist. Es ist die zweite Hälfte des Kapitels Die Versöhnungspolitik Caesars (in der 5. Auflage, 1960, die Seiten 47-52). Eigentlich schon fürs letzte Heft vorgesehen, hat der Nachdruck durch die Geschehnisse seit dem 11.9. zusätzliche Aktualität erlang. H.I.

Im März 45 hatte Caesar die letzten Pompeianer in Spanien geschlagen. Nun war er der Herr der römischen Welt. Nun beginnen die zwölf letzten und königlichsten Monate dieses königlichen Lebens, genau zwanzig Jahre, nachdem Caesar einst mit den unvergeßlichen Festspielen des Jahres 65 und dem Versöhnungsprogramm der Volkspartei seine politische Laufbahn eröffnet hatte.

Die erste und grundlegende Tat des Siegers war die Durchführung eines totalen Amnestieprogramms, das noch weit hinausging über die unwahrscheinlichsten Zukunftsversprechungen der Kampfzeit. Er ist gänzlich unmöglich, die zeitgenössischen Zeugnisse über dieses einzigartige Amnestiewerk hier im Einzelnen aufzuführen. Wir zitieren nur drei summarische Berichte aus antiken Geschichtswerken. Velleius Paterculus sagt: »Caesar kehrte als Sieger über alle Gegner in die Reichshauptstadt zurück und – es mag uns Menschen kaum glaubhaft erscheinen – proklamierte die Generalamnestie für alle, die die Waffen gegen ihn erhoben hatten. Mit solcher Clementia machte der große Mann Gebrauch von allen seinen Siegen.« [...] Und Dio Cassius schreibt: »Daß er aber denen, die von seinen Parteigegnern noch übrig waren, jederlei Strafe erließ und sie unter den gleichen Bedingungen begnadigte, ja zu Regierungsämtern beförderte, den Witwen der Gefallenen aber ihr eingebrachtes Vermögen zurückgab und den Kindern einen Teil des väterlichen Erbes schenkte – damit setzte er die schändliche Mordpraxis des Sulla auf eine großartige Weise ins Unrecht, so daß er das größte Lob nicht nur der Tapferkeit, sondern auch der Milde erntet, so schwer es auch ge-

mein hin ist, daß der gleiche Mensch im Krieg wie im Frieden gleichermaßen sich auszeichne.«

Wir nennen wieder nur *ein* Exempel für Caesars liberale Politik, wieder das Beispiel des Markus Junius Brutus: Im Jahre 46 hatte Kato, der verbissene Caesarhasser, am Ende des afrikanischen Krieges Selbstmord verübt, um den Untergang der konservativen Sache nicht zu erleben. Anno 45 heiratete Markus Junius Brutus (sein [Caesars] Neffe und Pflegesohn) Katos Tochter Porcia und verfaßte gleichzeitig eine Huldigungsschrift zum Gedächtnis des großen Freiheitskämpfers. Der große Caesar ließ ihn unbekümmert gewähren und ernannte ihn für das Jahr 44 zum Praetor urbanus, das heißt zum Praesidenten des Römischen Senats und Obersten Gerichtshofes und stellvertretenden Polizeichef.

Cicero war überwältigt. Das war mehr, als er begreifen konnte. Um so mehr fühlte er sich seiner Art nach nun berufen, die staatsphilosophische Begleitmusik zu Caesars weltgeschichtlichen Taten zu liefern. »Was wir noch von jedem Sieger im Bürgerkriege erfahren haben, das erleben wir bei dir nicht. Du bist der einzige, Gaius Caesar, bei dessen Sieg niemand sein Leben verloren hat, es sei denn in Waffen.« So ruft er dem Diktator zu. Dithyrambisch rühmt er in seinen Reden den clementissimus dux, den allergnädigsten Führer, seine »wunderhafte und preiswürdige Clementia«. Weisheitsvoll spricht er in Freundesbriefen von Caesars »einzigartiger Humanität« und seiner »unglaublichen Liberalität«, von seiner »milden und gütigen Natur«. Und wieder wendet er sich zu Caesar selbst, diemal mit erhobenem Finger: »Werde nicht müde im Rettungswerk an den guten Standesherrn, die ja nicht aus Eigensucht oder Schlechtigkeit zu Fall gekommen sind, sondern in Erfüllung einer vermeintlichen Pflicht, Toren vielleicht, aber gewiß keine Verbrecher.« Man kann sich denken, wie dankbar Caesar für diese staatspolitischen Privatstunden war. »Es ist erstaunlich, was Caesar sich alles sagen ließ«, schreibt ein moderner Historiker (L. Wickert). Der Diktator hat sich seiner Natur nach wohl mit einem kleinen ironischen Lächeln begnügt. Aber seine kongeniale Gefährtin, die große Kleopatra, hat dem wortreichen Cicero auf ihre Art beigrbracht, wie man über ihn dachte. Als der weise Politiker in ihrem römischen Salon mit vielen Bücklingen seine Aufwartung machte, trat sie spontan auf ihn zu und begrüßte ihn mit den vielsagenden Worten: »Wie bin ich glücklich, den größten Wortvirtuosen Roms persönlich kennzulernen.« Cicero blickte im Augenblick ein klein wenig unsicher, doch er erholte sich bald und setzte seine hymnologische Tätigkeit unverdrossen fort.

Auch der Senat wurde mitgerissen und faßte einen einzigartigen Entschluß zur Würdigung der einzigartigen geschichtlichen Stunde. Er ernannte Caesar zum Vater des Vaterlandes und dekretierte die Errichtung

eines eigenen Tempels für die *Clementia Caesaris*. Dort sollte man Caesar und seine göttliche *Clementia* Hand in Hand sehen und anbeten können, und im Giebelfeld des Tempels sollte ein Globus verkündigen, daß die *Clementia Caesaris* die ganze Menschenwelt umspannte. Caesar selbst aber feierte Feste wie nie, und das ganze Volk feierte mit. Noch nach siebzig und hundert Jahren erzählte man sich von dem phantastischen Oktoberfest des Jahres 45. »Er erfüllte die Stadt mit den magnifizentesten Gladiatorenspielen, mit Seegefechten, Kavalkaden, Elefantenkämpfen und anderen Schaustellungen und zelebrierte ein tagelanges Massendiner.« Und nicht nur die Reichshauptstadt sollte von diesen Dingen wissen, die ganze römische Welt sollte sich feiernd vereinigen um die festliche Gestalt des Mannes, der die Menschheit von Not und Haß und Angst befreite. In diesem Sinne brachte man Münzen heraus, die auf der Vorderseite bald den Kopf Caesars zeigten mit der Unterschrift »Vater des Vaterlandes«, bald den Tempel der Barmherzigkeit mit der Beischrift *CLEMENTIA CAESARIS*, auf der Rückseite aber beide Male eine Reiterszene vom Oktoberfest. Freudenboten wollten diese Münzen sein, Botschafter des Mannes, der die königliche Leidenschaft hatte, fröhliche Menschen um sich zu haben und eine frohbewegte Welt. [...]

Am 15. März wurde Julius Caesar durch einen Haufen reaktionärer Senatoren ermordet. Der treibende Geist der Verschwörung war Markus Junius Brutus, der römische Judas. Als Caesar ihn mit blankem Dolch herandrängen sah, sagte er nur drei griechische Worte: »Kai sy, teknon? – Auch du, Kind?« Dann verhüllte er sein Gesicht und brach unter dreiundzwanzig Stichen zusammen. So erzählt eine alte Überlieferung bei Sueton und Dio Cassius. Man kann die weltgeschichtliche Tragik dieses Augenblicks nicht schlichter und menschlicher zum Ausdruck bringen. Caesar hat sein Leben lang an die politische Evidenz seiner *Clementia*, an die überzeugende Kraft und überwindende Macht seiner Vergebungspolitik geglaubt. »Ich will lieber getötet als gefürchtet werden und baue auf die *Clementia*, die ich übe«, so pflegte er zu sagen. so oft man ihn zu einer Politik der bewaffneten Sicherheit drängen wollte. Markus Brutus hat das Vertrauen seines großen Herzens getäuscht und den Glauben seines Lebens verhöhnt. Das ist der Schlangenbiß, an dem Julius Caesar zugrunde gegangen ist. Cicero drückte das so aus: »Die *Clementia* ist dem Diktator zum Verhängnis geworden, seine Großherzigkeit wurde sein Untergang.« Die antiken Historiker stimmen ihm zu – und der christliche Geschichtsschreiber Orosius sagt wörtlich: »Er ging unter bei dem Versuch, die politische Welt entgegen dem Beispiel seiner Vorgänger im Geiste der *Clementia* neu aufzubauen.«

Das römische Volk verherrlichte den großen Toten durch eine einzigartige Passionsliturgie, die an die altorientalischen Klageriten um den Tod der großen Segensgötter anklingt und in manchen Motiven eine erstaunliche Verwandtschaft zeigt mit der heute noch gültigen Karfreitagsliturgie der Römischen Messe. »Die ich gerettet habe, die haben mich umgebracht«, so sang man im Namen des Erschlagenen. Und Antonius erklärte vor dem Venustempel, in dem der Sohn der Göttin aufgebahrt lag: »Wahrhaftig, nicht von dieser Welt kann der Mann stammen, der nur das *eine* Werk verstand, zu retten, wo irgend jemand zu retten war.«

Die Männer des 15. März aber hatten sich getäuscht, wenn sie meinten, das Werk Julius Caesars vernichten und den Willen der Geschichte verhöhnern zu können. Sie haben den Dolchstoß gegen die *Clementia Caesaris* teuer bezahlen müssen. Der tote Caesar machte seinen Feinden schlimmer zu schaffen als der lebende, so schreibt ein zeitgenössischer Historiker. Noch einmal ging das blutige Gespenst der Proskriptionen durchs Land, dreihundert Senatoren und zweitausend Ritter mußten fallen, ehe der junge Augustus zu der Versöhnungspolitik seines Vaters zurückkehrte.

Wir haben nur Tatsachen berichtet, nur die wichtigsten Tatsachen. Vieles mußten wir beiseite lassen, und auf die leidenschaftliche Kontroverse, die um die Beurteilung Caesars und seiner *Clementia* noch immer hin und her geht, konnten wir hier nicht eingehen. Uns ging es darum, hier Caesar selbst und seine Zeitgenossen zu Worte kommen zu lassen. Denn wir meinen, es sie aus der Geschichte der *Clementia Caesaris* etwas zu lernen, drei Dinge seien hier zu lernen:

Die *Clementia Caesaris* steht in der Geschichte des stürmischen Advenstjahrhunderts vor der Zeitwende wie ein metaphysisches Postulat. Der Christenmensch weiß, wie Gott selbst und Gott allein dieses Postulat erfüllt hat. Das Versöhnungswerk Caesars ist gescheitert. Das Versöhnungswerk Christi aber ist vollbracht.

Dennoch, das Amnestieprogramm des großen Realpolitikers geht durch die Geschichte der Jahrhunderte wie ein weltpolitisches Vermächtnis. Und die Menschheit hat es noch jedesmal bitterlich büßen müssen, wenn sie die *Clementia Caesaris* verachtet hat.

Eine Kirche, die alle diese Tatsachen ernst nimmt, darf und muß die Völker der Welt, ihre Politiker und ihre Juristen mit neuem Mut und Verantwortungsbewußtsein an das Caesarwort erinnern, das vor zweitausend Jahren gesprochen wurde: »Das muß die neue Siegestaktik und Sicherheitspolitik sein, daß wir Vergebung üben und eine freie und festliche Welt schaffen.«

Die Fälschung des *Almagest* I

Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus

Jan Beaufort

„This is the story of a scientific crime, [...] a crime committed by a scientist against his fellow scientists and scholars, a betrayal of the ethics and integrity of the profession that has forever deprived mankind of fundamental information about an important area of astronomy and history” [Newton 1977, XIII].

Eines der Felder, auf denen Illigs These der erfundenen dreihundert Jahre zur Zeit noch heftigen Widerstand erfährt, ist die Astronomie [vgl. zuletzt Illig 2001]. Zu den wichtigsten Argumenten, die hier gegen eine mittelalterliche Phantomzeit geltend gemacht werden, zählen solche, die sich aus dem *Almagest* herleiten.

„*Almagest*“ ist die arabische Bezeichnung für die um 138 AD verfasste Schrift *Mathematikè syntaxis* des alexandrinischen Gelehrten Claudius Ptolemäus. Das Werk ist nicht nur eine umfassende Darstellung des astronomischen Wissens der damaligen Zeit, sondern bringt darüber hinaus mathematisch begründete und berechnete Theorien über die Bewegungen der Himmelskörper, die bis Copernicus das Bild vom Sternenhimmel bestimmten. Damit war der *Almagest* – zumindest in konventioneller Sicht – für eineinhalb Jahrtausende das bedeutendste Lehrbuch, das die Astronomie kannte.

So berühmt und wirkungsmächtig der *Almagest* jedoch war, so dunkel und problematisch ist seine Überlieferungsgeschichte. Im Folgenden wird mit Hilfe der überaus genauen und wertvollen Untersuchungen des Arabisten Paul Kunitzsch [1974; 1975] gezeigt, dass der schlechte Zustand der Überlieferung das Werk als Berufungsinstanz in astronomischen Fragen unbrauchbar macht. Zudem weist jene Geschichte einige Merkwürdigkeiten auf, die ihre Aufklärung finden, wenn die These einer bewussten, vom byzantinischen Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenetos veranlassten Manipulation des Werkes zu Grunde gelegt wird.

Der Sternkatalog und die Präzession

Das Hauptargument, das Gegner der Phantomzeitthese dem *Almagest* entnehmen möchten, bezieht sich auf den *Fixsternkatalog* im VII. und VIII. Buch. Dieser Katalog gibt für 1.025 Sterne Angaben zur Länge, Breite und

Helligkeit (*longitudo*, *latitudo* und *magnitudo*). Als Epoche für den Sternkatalog benennt Ptolemäus den Anfang der Regierung des römischen Kaisers Antoninus Pius. Dieser fiel nach der von Ptolemäus verwendeten Chronologie in das Jahr 885 der Ära Nabonassar (= 138 AD).

Wichtig für die Phantomzeitgegner sind nun insbesondere die Längenangaben des Sternkatalogs. Denn an ihnen kann man – ihrer Meinung nach – exakt den Betrag der Präzession zwischen Ptolemäus und heute ablesen. Diese Präzession (Kreiselbewegung der Erdachse) bedingt eine langsame Verschiebung des Frühlingspunktes über die Ekliptik, die in circa 25.800 Jahren einmal umrundet wird [vgl. Richter 2001]. Da die Längenangaben der Sterne im *Almagest* auf den Frühlingspunkt bezogen werden, bräuchte man nach Auffassung der Phantomzeitgegner nur die Ptolemäischen Daten mit den heutigen zu vergleichen, um die Größe jener Verschiebung und damit die Anzahl der seit Ptolemäus vergangenen Jahre berechnen zu können.

Nun scheint ein solcher Vergleich in der Tat die Illig-These zu widerlegen. Denn ausgehend vom heute als gültig angenommenen Präzessionswert von circa 1° in 72 Jahren (ergibt 360° in 25.800 Jahren), müsste Ptolemäus' Sternkatalog vor circa 1.943 Jahren erstellt worden sein, da die heutigen Sternlängen im Durchschnitt um circa 27° höher sind. Für eine 300-jährige Phantomzeit lässt dieses Ergebnis nicht den geringsten Spielraum. Sollte Illig recht haben, müssen ja seit Ptolemäus 300 Jahre weniger vergangen, das heißt die Präzession müsste um mindestens 4° weniger fortgeschritten sein, als sie es laut Vergleich ist.

Allerdings fördert der Vergleich auch eine Unstimmigkeit zutage. Denn rechnen wir von heute aus um 1.943 Jahre zurück, kommen wir auf das Jahr 58 AD und nicht auf das traditionelle, als Entstehungsjahr des *Almagest* angesetzte 138 AD [vgl. Fomenko 1994, 117 f.]. Das würde also bedeuten, dass seit Ptolemäus und Antoninus Pius nicht *weniger*, sondern *mehr* Zeit vergangen wäre, als allgemein geglaubt wird!

Ein solches Resultat ist natürlich den Historikern, denen die konventionelle Chronologie am Herzen liegt, genauso wenig willkommen wie die Phantomzeitthese. Es schießt sozusagen über das Ziel hinaus. Der Ausweg, der hier gewöhnlich gewählt wird, besteht in der Annahme, dass Ptolemäus den Himmel gar nicht selbst beobachtet, sondern lediglich einen von Hipparch um 128 BC erstellten Katalog weitergerechnet hätte. Da Ptolemäus, wie vor ihm Hipparch, einen zu geringen Präzessionswert von 1° in 100 Jahren voraussetzte, musste er für die eigene Zeit zu niedrige Längenergebnisse erzielen [K. = Kunitzsch 1974, 1].

Dieser Ausweg ist jedoch für den konventionellen Historiker bereits gefährlich. Das wird deutlich am Werk eines Kritikers wie Robert Newton. Er

war in seinem Buch *The Crime of Claudius Ptolemy* aufgrund genauer astronomischer Überprüfung der historischen Vorgaben zu der Überzeugung gekommen, der *Almagest* sei eine Fälschung und Ptolemäus ein Schwindler. Ptolemäus habe nicht nur eigene Sternbeobachtungen vorgetäuscht, sondern darüber hinaus anderen Astronomen erfundene Beobachtungen untergeschoben [Newton 1977].

Von Newtons Kritik zu Fomenko ist nur noch ein Schritt. Denn wenn der Sternkatalog des *Almagest* nicht auf zeitgenössische Beobachtung, sondern auf Berechnung beruht, kann er *jederzeit* erstellt worden sein! Fomenko findet viele Hinweise darauf, dass das Werk nicht in der Antike gefälscht wurde – wie Robert Newton noch annahm. Vielmehr sei der Text in der Zeit zwischen dem 10. und 16. Jahrhundert entstanden [Fomenko 1993].

Hier wie überall können wir feststellen, dass Illigs Phantomzeitthese den mittleren Weg zwischen der Skylla ‚konventioneller Geschichte‘ und der Charybdis ‚Fomenko, Marx & Co.‘ geht. Folglich ist sie auch von zwei Seiten angreifbar. Konventionelle Historiker halten den *Almagest* für eine zwar nicht auf direkte, aber doch mittelbare Beobachtung zurückgehende *antike* Schrift. Demnach widerlegen seine Längenwerte Illigs These. Fomenko dagegen hält den *Almagest* für einen Text des Mittelalters oder der Renaissance. Damit widerlegt er Illig zwar nicht, bereitet aber doch einer Radikalskepsis die Bahn, vor deren Hintergrund Illigs These als willkürliche Spekulation erscheinen müsste.

Es sind nun die Untersuchungen des im übrigen unbeirrt auf dem Boden der Tradition stehenden Arabisten Paul Kunitzsch, die Illig hier unbeabsichtigte Schützenhilfe leisten. Denn sie weisen einerseits auf die Bedeutung der von Fomenko nicht berücksichtigten *arabischen Almagest*-Überlieferung hin. Andererseits legen sie die in konventioneller Sicht nicht mehr erklärbaren Verwerfungen dieser Überlieferung frei, die aus der Perspektive der Phantomzeittheorie im neuen Licht erscheinen und nachvollziehbar werden.

(Auf Kunitzsch hat mich im übrigen Franz Krojer aufmerksam gemacht – einer jener ‚Hobby-Astronomen‘, die im Internet mit gelegentlich fragwürdigen oder gar indiskutablen Mitteln gegen Illig vorgehen [vgl. Illig 2000; 2001a; 2001b].)

Die verschollene Urfassung

Dass die arabische Überlieferung des *Almagest* wichtig sein muss, geht schon aus dem Namen des Werkes hervor. Kunitzsch [K. 1] hat wohl recht, wenn er bemerkt, dass der *Almagest* das einzige Werk der klassischen Antike ist, das bis heute mit einem arabischen Ausdruck bezeichnet wird.

• C a B v la stellaz fixaz.

for me et s tel le.

Stelle v r s e m n o r i s.

Stel le v r s e o 1 110 R I S.

Illa que e sup extremitatem capricornii

Illa que est post istam super caudam

Illa que est post eam in origine caude

meridiana a latere antecedente laterum et

Septentrionalis ab hoc latere

Meridiana duarum que sunt in latere sequente

Septentrionalis ab hoc loco

hec e sup. vii. stella qua in magnitudine sda sunt due. inter una in quarta. iiii.

Illa que est inter eas. et non est in forma

meridiana qe sda rectitudine duaz stellaz qe in latere sequite.

Stelle v r s e o 1 A 10 R I S

Illa que est sup extremitatem muside

Antecedens duaz que sunt in duobus oculis.

Sequens earum

Antecedens duarum que sunt in fronte

Sequens earum

Illa qe sup extremitatem auris antecedentis

Antecedens duarum que sunt in collo

Sequens earum

Declinatio duarum que sit in pectore ad septentrionem

Declinatio earum ad meridiem

Illa que est sup genu finistrum

Stella septentrionalis duaz stellaz qe in extremitate pectus pcedunt.

Meridiana earum

Illa que est super genu dextrum

Illa que est sub genu dextero

Illa qe sup dorso earu que sunt habentis quatuor latera.

Illa que est sup nudo eius.

Illa que est sup originem caude eius

| Longitudo | Latitudo |
|-----------------|----------------|
| Stelle v r s e | m n o r i s |
| Stel le v r s e | o 1 110 R I S. |
| 11 0 x | xxx 0 III |
| 11 11 0 | lx 0 III |
| 11 xxx | lxii 0 III |
| 11 vii xl | lxv xl III |
| 11 11 xl | lxvi xl III |
| 11 xvii x | lxvii l III |
| 11 xvi x | lxviii l III |
| 11 xxi 0 | lxix III |
| 11 xxx v | lxx l III |
| 11 xxx l | lxxii 0 v |
| 11 xxx | lxxiii 0 v |
| 11 xxx x | lxxiv 0 v |
| 11 xxx xl | lxxv 0 v |
| 11 0 x | lxxvi v |
| 11 11 xxx | lxxvii l III |
| 11 lx xxx | lxxviii xx III |
| 11 xl 0 | lxxviii 0 III |
| 11 x 0 | lxxviii 0 III |
| 11 v xl | lxxviii 0 III |
| 11 vi xxx | lxxviii III |
| 11 v xl | lxxviii 0 III |
| 11 vii l | lxxviii III |
| 11 xl xl | lxxviii 0 III |
| 11 xl xl | lxxviii III |
| 11 xl xl | lxxviii 0 III |

Lateinische Übersetzung des *Almagests* durch Gerhard von Cremona; älteste bekannte Handschrift: Paris, B. N. lat. 14738; ins 12. Jh. datiert, wohl noch vor dem Tod Gerhards, 1187.

Der Name "Almagest" taucht erstmals im 12. Jh. im lateinisch schreibenden Abendland auf, noch vor der ersten Übersetzung aus dem Arabischen durch Gerhard von Cremona (1175) und auch noch vor der ersten anonymen Übersetzung aus dem Griechischen (um 1160). An der unmittelbaren Herkunft des Namens aus dem Arabischen ist freilich schon wegen der Anfangsilbe "al" kein Zweifel möglich [K. 115 ff.].

Noch ungeklärt ist dagegen der Ursprung des Namens im arabischen Sprachbereich. Denn zwar ist ebenfalls eindeutig, dass die Bezeichnung "almgsti" auf den griechischen femininen Superlativ *megistè* ("größte") zurückgeht. Das Problem dabei ist jedoch, dass das Adjektiv *megistè* im Griechischen anscheinend nie im Zusammenhang mit der *Mathematikè syntaxis* verwendet wurde. Es begegnet dort erst in späten byzantinischen Texten – und ist dann bereits eine Rückübertragung aus dem Arabischen.

Dagegen findet sich die Grundform des Adjektivs *megalè* ("groß") als Teil der Bezeichnung *Megalè syntaxis* in zwei alten Kommentaren. Diese Form „erscheint ferner ständig in gewissen *Prolegomena* zum *Almagest* (wahrscheinlich von Eutocius von Ascalon, erste Hälfte des 6. Jh.s [...]) und später auch selbständig als Titel des *Almagest*“ [K. 119].

Kunitzsch kann das Rätsel der Herkunft des Superlativs nicht lösen, führt aber eine Reihe überzeugender Argumente dafür an, dass seine Entlehnung *nicht* zuerst im Arabischen erfolgt ist, sondern in einer Sprache, die in Konsonanten mit hinzugefügten diakritischen Zeichen geschrieben wurde – „wie zum Teil das Syrische oder mit gewissem Vorbehalt auch das Mittelpersische (Pahlavi)“ [K. 120].

Das Syrische und das Mittelpersische kommen hier deshalb in Frage, weil es alte *Almagest*-Übersetzungen in diese Sprachen gegeben hat. Die älteste dürfte die mittelpersische (Pahlavi-)Fassung sein,

„die freilich nur noch indirekt in Zitaten islamischer Schriftsteller hervorsieht. Nach den Angaben später Pahlavi-Texte (9. Jh.: Manuscihr und *Denkart*) zu schließen, geht sie vermutlich auf die Zeit des zweiten Sassanidenkönigs Sahrpuhr I. (reg. 241-272) zurück“ [K. 6].

„In chronologischer Abfolge ist hiernach die s y r i s c h e Übersetzung einzuordnen“ [K. 7].

„Die syrische Version wird greifbar in den Zitaten von Ibn as-Salah und einigen Glossen von Qadizade, die ihre Bestätigung in den entsprechenden Stellen bei al-Battani finden. [...] Die syrische Version ist sicherlich nicht nur den späteren arabischen Autoren bekannt gewesen und von ihnen benutzt worden, sondern ebenso auch den Autoren der ältesten arabischen *Almagest*-Übersetzungen“ [ebd. 59 f.].

Die syrische Version läßt sich nicht genau datieren. Der um 660 schreibende syrische Autor Severus Sebokt kennt und zitiert den *Almagest*, aber es ist nicht sicher zu erkennen, ob ihm bereits eine syrische Übersetzung vorlag [K. 8 f.].

Sämtliche *arabische* Übersetzungen sind *jünger* als die syrische und die mittelpersische. Hier sind im wesentlichen drei voneinander verschiedene Fassungen zu unterscheiden: (1) die "alte" oder "ma'munische" Version, (2) die Version von al-Haggag und (3) die Version von Ishaq (die Punktierungen der arabischen, persischen und syrischen Namen müssen hier sträflüchlich, aber schreibtechnisch bedingt vernachlässigt werden). Alle diese Versionen lagen zusammen mit der syrischen Fassung dem 1154 gestorbenen Arzt und vielseitig interessierten Naturwissenschaftler Ibn as-Salah noch vor, als er sein Traktat *Über die Ursache der Fehler und Verschreibungen in den Tabellen des siebenten und achten Buches des Almagest und ihre Richtigstellung im Rahmen des Möglichen* schrieb [K. 22 f., 53; siehe unten].

Zur "alten" oder "ma'munischen" Version schreibt Kunitzsch:

„Von den zahlreichen kolportierten arabischen *Almagest*-Übersetzungen ist dies die älteste. Sie scheint im Ganzen verschollen zu sein. Zitate bei Ibn as-Salah und in einigen Glossen haben eine Reihe von Koordinatenwerten des Sternkatalogs bewahrt, die größtenteils mit den aus der syrischen Version zitierten identisch sind und sich bei al-Battani in dessen Sternkatalog wiederfinden [...]. Terminologisches Material wird explicite relativ selten zitiert [...]. Dabei ist zu erkennen, daß diese Übersetzung noch verhältnismäßig unbeholfen und schwerfällig war und grobe Mißverständnisse aufwies. [...] Aus chronologischen Gründen kann al-Battani aus denjenigen Versionen geschöpft haben, die bis etwa 880 vorlagen, d. h. also aus der syrischen, aus der 'ma'munischen' und aus derjenigen von al-Haggag. Die Übersetzung von Ishaq erfolgte etwa gleichzeitig mit der Abfassung von al-Battanis *Opus astronomicum* und kann daher bei al-Battani noch nicht mitverwertet sein“ [K. 60 f.].

Ibn an-Nadim, Buchhändlersohn und auch selbst Buchhändler in Bagdad (gest. 990), berichtet in seinem berühmten, vielzitierten *Fihrist*, einem 987 abgeschlossenen Bücherkatalog, über die Entstehung der "alten" Version:

„Über das Buch al-mgsti. Dieses Buch umfaßt dreizehn Abschnitte. Als erster widmete sich seiner Übersetzung und Übertragung ins Arabische Y a h y a i b n H a l i d i b n B a r m a k [aus der berühmten Wesirfamilie der Barmakiden; Wesir des Kalifen Harun ar-Rasid 786-803; gest. 805. Harun regierte von 786 bis 809]. Für ihn übersetzte es eine Gruppe [von mehreren Leuten]. Aber sie machten es nicht gut, er war damit nicht zufrieden. Da-

her beauftragte er mit seiner Übersetzung A b u H a s s a n und S a l m , den Leiter des *Bayt al-hikma* [*Haus der Wissenschaft*: eine Institution höchst eigenartigen Charakters, die zugleich Bibliotheks- und Akademiefunktion besaß]. Diese beiden machten es gut; sie bemühten sich, es richtig herzustellen (zu verbessern), nachdem sie sprachtüchtige Übersetzer herbeigeschafft hatten“ [K. 17 f.; obige Hinzufügungen in eckigen Klammern aus Kunitzschs Anmerkungen zitiert].

Von jener ältesten arabischen, ma'munischen *Almagest*-Version

„wissen wir heute so gut wie gar nichts mehr. In direkter Textüberlieferung hat sich nichts erhalten; spätere Übersetzungen und Zitate scheinen einige fragmentarische Elemente bewahrt zu haben. Der Barmakidenwesir Yahya ibn Halid ist als Anreger von Übersetzungen hinreichend bekannt. Ebenso wissen wir jetzt, daß das *Bayt al-hikma* eine lange Geschichte hat und daß Salm, der unter dem Kalifen al-Ma'mun (reg. 813-833) dessen Leiter war, in gleicher Funktion bereits unter dem 786-809 regierenden Harun ar-Rasid erwähnt ist. Es werden hier also keine chronologischen oder historischen Widersprüche sichtbar. Bei aller Ausführlichkeit der Darstellung erfahren wir jedoch nur von 'sprachtüchtigen Übersetzern', ohne daß uns ein bestimmter Name genannt würde. Abu Hassans und Salms Tätigkeit umfaßte vor allem die Organisation des Vorhabens und dann auch die Endredaktion; mit dem Übersetzungsvorgang selbst waren sie nicht befaßt“ [K. 19 f.].

Die ma'munische Übersetzung wird also von Kunitzsch in Übereinstimmung mit der Tradition ins frühe 9. Jh. (Harun al-Raschid und al-Ma'mun) datiert. Aus phantomzeittheoretischer Sicht stimmt hier natürlich etwas nicht. Die Frage ist zu beantworten: Entstand die "alte" Version vor oder nach der Phantomzeit? Ich komme auf diese Frage zurück.

Vorerst ist festzuhalten: Die älteste, mit Sicherheit vorphantomzeitliche persische Übersetzung ist verlorengegangen. Die syrische und die älteste arabische Übersetzung, die beide in traditioneller Sicht vor dem Ende der Phantomzeit (also vor 911) entstanden, sind ebenfalls verschollen. Da es eine alte indische Übersetzung des *Almagest* allem Anschein nach nie gegeben hat [K. 6 f.], bedeutet dies, dass keine vorphantomzeitliche Übersetzung des *Almagest* erhalten geblieben ist.

Werfen wir einen kurzen Seitenblick auf die griechische Textüberlieferung. Kunitzsch kann hierzu nichts Abschließendes sagen, er beruft sich auf Heibergs Edition des griechischen Textes [Heiberg 1898]. Da mir Heiberg im Augenblick nicht zugänglich ist, kann ich nur weitergeben, was Kunitzsch

über ihn schreibt. Heiberg edierte den *Almagest* nach 7 Handschriften. Später machte er 27 weitere, nicht mehr verarbeitete Handschriften bekannt. Heibergs älteste Handschriften stammen aus dem 9., zwei weitere aus dem 10. Jh. [K. 6].

An dieser Überlieferungslage fällt sofort auf, dass es keine vorphantomzeitlichen (also vor 614 entstandenen) griechischen *Almagest*-Handschriften mehr gibt. Die beiden ältesten griechischen Versionen stammen aus der Phantomzeit. Kunitzsch berichtet nicht, warum sie von Heiberg ins 9. Jh. datiert wurden.

Auf jeden Fall ist das Ergebnis verblüffend. Weder vorphantomzeitliche griechische Handschriften noch vorphantomzeitliche Übersetzungen sind erhalten geblieben. Sollte Fomenko recht haben und der *Almagest* erst ab dem 10. Jh. entstanden sein? Aber die arabische Tradition ist viel zu dicht, um sie insgesamt als hochmittelalterliche Erfindung abtun zu können (s.u.). Fomenko hat sie einfach nicht gründlich genug zur Kenntnis genommen, wie ich in einem Nachtrag zu diesem Artikel zeigen werde.

Die erhaltenen Handschriften

Wie gesehen unterscheidet Kunitzsch im wesentlichen fünf Übersetzungen des griechischen Grundtextes, die in der islamischen Welt gewirkt haben. Neben einer alten persischen Fassung des vermutlich 3. Jhs. und einer frühen, spätestens im 9. Jh. entstandenen syrischen Übersetzung gab es drei arabische Übersetzungen, von denen (1) die älteste, die sogenannte "alte" oder "ma'munische" Version im Auftrag des Kalifen al-Ma'mun und folglich im frühen 9. Jh. verfasst wurde. Sie gilt heute wie die persischen und syrischen Fassungen als verschollen. (Dass es diese Übersetzungen gegeben hat, ist durch Erwähnungen und Zitate in den anderen arabischen Übersetzungen bzw. bei arabischen Wissenschaftlern sowie auf Grund von Textrekonstruktionen ausreichend gesichert: s. u.)

Handschriftlich erhalten sind somit nur die beiden noch nicht besprochenen arabischen Übersetzungen: (2) die des al-Haggag und (3) die des Ishaq. Kunitzsch konnte insgesamt 9 arabische Handschriften ermitteln – eine Zahl, von der er selbst sagt: „Angesichts der Bedeutung des Werkes erscheint diese Zahl auffallend niedrig“ [K. 34].

Von den neun bewahrt gebliebenen Handschriften bietet eine den Text des al-Haggag, die acht anderen die Version des Ishaq. Nur zwei (!) der neun Handschriften enthalten den vollständigen *Almagest*, darunter das Haggag-Manuskript. Hauptsächlich aufgrund der Schrift datiert Kunitzsch das Haggag-Manuskript ins 11. Jh.. Die einzige vollständige Ishaq-Handschrift gehört

ebenfalls in diese Zeit; die übrigen Ishaq-Manuskripte dürften nicht älter sein [K. 37-39]. (Mittlerweile hat Kunitzsch laut Mitteilung von Franz Krojer im Internet eine *Hidschra*-datierte Handschrift aus dem Jahr 937 entdeckt. Die *Hidschra*-Zählung wurde jedoch vermutlich erst im 11. Jh. eingeführt [nach Weissgerber 2000, 444]. Das Manuskript dürfte also jüngeren Datums sein.)

Kunitzsch urteilt über die Qualität der handschriftlichen *Almagest*-Überlieferung: „Das Bild, das uns diese neun Handschriften vom arabischen *Almagest* vermitteln, ist äußerst verworren.“ Er führt dann aus, wie bereits al-Battani im 9. und as-Sufi im 10. Jh. diesen Zustand beklagt haben, und bemerkt schließlich:

„Diese ältesten, mit den Übersetzungen fast noch gleichzeitigen Urteile lassen es von vornherein als nahezu aussichtslos erscheinen, daß die Forschung heute, ein reichliches Jahrtausend später, ein klareres Bild von den verschiedenen arabischen *Almagest*-Textfassungen, zumal den ältesten, gewinnen kann“ [K. 35 f.].

In einer Anmerkung fügt Kunitzsch hinzu:

„Ähnliche Schwankungen und für immer unauflösliche Vermischungen hat die Forschung sogar im ureigensten Bereich der arabischen Kultur selbst, in der Überlieferung so zentraler und fundamentaler Komplexe wie des Korantexts oder der klassischen altarabischen Dichtung registriert“ [K. 37].

Es wird angenommen, dass die beiden arabischen *Almagest*-Versionen älter sind als die erhaltenen Manuskripte. Nach einem der Haggag-Handschrift vorangestellten Vermerk entstand die Übersetzung des *al-Haggag*

„auf Befehl des Kalifen al-Ma'mun (reg. 813-833) im Jahre 212 h = 827/28 durch zwei Männer: al-Haggag ibn Yusuf ibn Matar al-Hasib und Sargun ibn Hiliya ar-Rumi, und zwar aus dem Griechischen ins Arabische“ [K. 65].

Aufhorchen lässt hier, dass die Haggag-Übersetzung angeblich vom selben phantomzeitlichen Kalifen al-Ma'mun in Auftrag gegeben wurde wie die sogenannte "alte" oder "ma'munische", später verschollene Version. Kunitzsch geht auf diesen seltsamen Zusammenhang nicht näher ein. Ich komme darauf zurück.

Bezeugt ist die Haggag-Version im berühmten *Fihrist*, dem 987 abgeschlossenen Bücherkatalog des Ibn an-Nadim (s. o.). Al-Fargani, al-Kindi und al-Ya'qubi zitieren im 9. Jh. den *Almagest* nach der Version des al-Haggag [K. 20]. Der 986 verstorbene as-Sufi kennt sie [ebd. 51]. Ob al-Battani (gest. 929) sie ebenfalls gekannt hat, lässt sich nicht eindeutig feststellen [K. 61-63]. Einige Ishaq-Manuskripte bringen den Sternkatalog in der Haggag-Version.

Die *Ishaq*-Übersetzung wurde laut Ibn as-Salah für den Wesir Abu s-Saqr Isma'il ibn Bulbul, das heißt um 879-890 verfasst. Ishaq ist der Sohn des berühmten Hunayn ibn Ishaq (809-873), der eine ganze Übersetzerschule gründete [K. 70]. Überarbeitet wurde die Ishaq-Version vom 901 gestorbenen Tabit ibn Qurra.

„Übersetzung und Bearbeitung liegen chronologisch also nicht weit auseinander. Dies mag mit einer der Hauptgründe dafür sein, daß alle erhaltenen Handschriften die bearbeitete Fassung zeigen. Die unbearbeitete Urfassung scheint recht bald nicht mehr überliefert worden zu sein. Immerhin: Ibn as-Salah hatte um 1150 diese Urfassung angeblich sogar in Ishaqs Autograph vorliegen“ [K. 67].

„Der reine Ishaq-Text ist für uns nur noch in Ibn as-Salabs Zitaten greifbar. Dabei lauten die für Ishaq zitierten Koordinatenwerte bis auf drei Ausnahmen durchweg gleich mit den für Tabits Bearbeitung zitierten. Die beiden handschriftlich erhaltenen Fassungen des Sternkatalogs haben für diese drei Sterne den Tabit-Wert“ [ebd., 67].

„Namentlich genannt ist Tabit nur ein einziges Mal mit einer Anmerkung in einer Handschrift“ [K. 33].

Die Ishaq-Version und die Bearbeitung durch Tabit werden im *Fihrist* (also 987) erwähnt. As-Sufi (903-986) zitiert die Sternbenennungen stets im Ishaq-Wortlaut [K. 71]. Ältere Zeugnisse habe ich nicht finden können. Al-Battani kannte die Version nicht:

„Die Übersetzung von Ishaq erfolgte etwa gleichzeitig mit der Abfassung von al-Battanis *Opus astronomicum* und kann daher bei al-Battani noch nicht mitverwertet sein“ [K. 61].

Aus der Sicht der Phantomzeittheorie ist es nicht zweifelhaft, dass die Ishaq-Fassung des *Almagest* eine nachphantomzeitliche Version ist. Wann genau sie entstanden ist, lässt sich noch nicht eindeutig sagen (das hängt vom Quellenwert der Aussagen des *Fihrist* und der Zitate des as-Sufi ab). Vermutlich entstand sie nach der Mitte des 10. Jhs.. Das eigenartige Spiel mit der Tabit-Überarbeitung, die dann doch keine ist (es gibt zu dem Thema bei Kunitzsch noch einiges mehr), hat in meinen Augen das Ziel, die Ishaq-Version älter aussehen zu lassen als sie wirklich ist – Tabit starb ja angeblich 901.

Unklar ist vorerst die Stellung der Haggag-Version in diesem ganzen Komplex. Eine Frage, die sich aufdrängt, betrifft die Einordnung des al-Battani. Er ist 929 – also nachphantomzeitlich – gestorben, sein Hauptwerk *Opus astronomicum* wurde aber 880 geschrieben und ist möglicherweise vorphantomzeitlich. Auf diese Fragen sowie auf die Widersprüche zwischen den drei älteren *Almagest*-Übersetzungen einerseits und den beiden neueren

Versionen andererseits – insbesondere im Sternkatalog – gehe ich in den nächsten Abschnitten ein.

Der *Almagest* und die Phantomzeittheorie

Die arabische *Almagest*-Überlieferung ist, wie im vorigen Abschnitt gezeigt, schon ab dem späten 9. Jh. verworren und widersprüchlich. Arabische Astronomen wie al-Battani und as-Sufi beklagen sich darüber. Kunitzsch schreibt dazu:

„Diese ältesten, mit den Übersetzungen fast noch gleichzeitigen Urteile lassen es von vornherein als nahezu aussichtslos erscheinen, daß die Forschung heute, ein reichliches Jahrtausend später, ein klareres Bild von den verschiedenen arabischen *Almagest*-Textfassungen, zumal den ältesten, gewinnen kann“ [K. 35 f.].

Angesichts dieser desolaten Lage ist es erlaubt, Überlegungen darüber anzustellen, wie die *Almagest*-Tradition aus der Sicht der Phantomzeittheorie aussehen könnte. Die Phantomzeitthese zieht ja die weitere These nach sich, dass im Mittelalter vielfach absichtsvoll gefälscht worden ist. Die Betrachtung der arabischen *Almagest*-Überlieferung aus dieser Perspektive legt sich zudem deshalb nahe, weil als Konsequenz einer absichtlichen *Almagest*-Fälschung genau das eintreten musste, was offenbar tatsächlich erfolgt ist: Die arabische *Almagest*-Tradition musste als hoffnungslos widersprüchlich und verworren erscheinen.

Fragen wir also, welches Ergebnis zu erwarten wäre, wenn der *Almagest* im frühen 10. Jh. im Rahmen einer groß angelegten Geschichts- und Chronologiefälschung durch Konstantin VII. Porphyrogenetos († 959) und seine Mitarbeiter bewusst verändert worden ist:

1. Erstens galt es, alle alten Handschriften zu vernichten.
2. Das Idealziel des purpurborenen Kaisers hätte es zweitens sein müssen, eine neue, die künstliche Zeitverlängerung mit einbeziehende, perfekt durchgerechnete Fassung des *Almagest* erstellen zu lassen. Soweit die Längenangaben der Sterne in der neuen Fassung verändert wurden, müssen sie durchgängig niedriger gewesen sein als die alten Werte. Wenn mit einem Präzessionswert von 1° in 66 oder in 70 Jahren gerechnet wurde [vgl. K.1, Anm. für die zeitgenössischen arabischen Astronomen], dann muss für 297 Jahre eine Gesamtpräzession von ca. 4° angesetzt worden sein. Um diesen Betrag müssten die gefälschten Längenangaben des neuen *Almagest* niedriger sein als die ursprünglichen.

3. Drittens musste Konstantin bedenken, dass die beiden ersten Aktionen möglicherweise nicht fehlerfrei durchzuführen waren. Pragmatisch gesprochen konnte sein Ziel deshalb nur sein: möglichst große Verwirrung zu säen, damit der *Almagest* nicht als Berufungsinstanz gegen die künstliche Chronologieverlängerung verwendbar war. Das heißt, er könnte mehrere neue, sich untereinander widersprechende Sternkataloge haben anfertigen lassen. (Allerdings ist die griechische Überlieferung relativ einheitlich, vgl. Kunitzsch [1991].) Weiter können neben den Längen auch Breiten, Größen und Bezeichnungen einzelner Sterne manipuliert worden sein. Besonders wirksam wäre die Wahl eines komplizierten Koordinatensystems. (Tatsächlich ist das im *Almagest* verwendete, heute ungebräuchliche Ekliptikalsystem sehr umständlich. Schon Morosov hat vermutet, dass dieses Mittel eingesetzt wurde, um das Entstehungsdatum des *Almagest* zu verschleiern [Fomenko 1993, 267].) Gut möglich ist schließlich, dass der Sternkatalog erheblich erweitert wurde und sehr viel mehr Sterne enthielt als die Urfassung.

Überlegen wir nunmehr, was im Falle einer byzantinischen Geschichts- und Zeitfälschungsaktion für die *Almagest*-Rezeption der arabischen Welt zu erwarten wäre. Man könnte sich als Vorspann etwa folgenden Ablauf vorstellen (es sind freilich auch andere Entwürfe möglich):

Die Araber lernen, sagen wir um die Mitte des 10. Jhs., Theophanes Confessor und Theophanes Continuatus kennen. Sie versuchen, diese offiziellen, vom großen Kaiser selbst abgesegneten byzantinischen Chroniken mit den arabischen Geschichtserzählungen in Einklang zu bringen. Das war gewiss nicht so einfach, galt es doch zunächst einmal, die eigene islamische Geschichte zu systematisieren. Es wird wohl jedes Kalifat, vielleicht sogar jedes Emirat seine eigenen Historiker und seine eigene Geschichte gehabt haben. Die Aufgabe war also eigentlich, sehr viele Geschichten (etwa abbasidische, fatimidische, umayyadische und byzantinische) miteinander zu harmonisieren.

Theophanes musste nun vor besondere Probleme stellen. Er erwähnt ja nicht wenige Kalifen und ordnet sie chronologisch nach Schöpfungsjahren [vgl. Breyer 1957]. Die Araber mögen ab und zu einem bekannten Namen begegnet sein, können aber mit der Kalifenliste des Theophanes sonst nichts anfangen. Sie müssen meinen: Theophanes erzählt vielleicht die eigene, innerbyzantinische Geschichte richtig, von der islamischen Geschichte hat er jedoch keine Ahnung.

Beim umgekehrten Versuch, die Geschichten der islamischen Kalifaten und Dynastien mit der byzantinischen Chronik zu korrelieren, scheitern sie allerdings hoffnungslos. Irgendwie gibt es einfach nicht genug Kalifen und

Sultane, um sie zu all diesen erfundenen Kaisern in Bezug setzen zu können. Und dann: Wie passt die Zeitrechnung nach Schöpfung mit der eigenen Chronologie zusammen? Klaus Weissgerber [2000] hat gezeigt, dass die frühe islamische Chronologie – soweit sich überhaupt eine Zeitrechnung generell durchgesetzt hatte – vom Jahr des Elefanten (= 544 AD) aus zählt (Lüling [2001, 247 f.] bestreitet allerdings die Existenz einer solchen Zeitrechnung). Diese Zeitrechnung war aber Mitte des 10. Jhs. nur wenig älter als hundert Jahre. Die byzantinische Geschichte schien viel länger zu sein.

Chronologen und Astronomen sind jetzt gefragt. Zwar ist der berühmte al-Battani gerade (929) gestorben. Aber viele begabte ehrgeizige Sternkundler drängen nach. Da gibt es die jungen as-Sufi (gest. 986), al-Saghani (gest. 990) und al-Wafa (gest. 997/998), die bald zusammen am Observatorium im Palast des Sultans Sharaf-al-Dawlah in Bagdad tätig sein sollten. Oder auch al-Khazin, der am Hofe des Buwayhiden Ruhn-al-Dawlah (932-76) in al-Rayy wirkte, wo ein Jahrhundert später die große islamische Kalenderreform mit einem Kalender, der präziser ist als der gregorianische, erarbeitet wurde [Hitti 1970, 375 ff.].

Um das Problem zu lösen, greifen die Astronomen irgendwann zum alten *Almagest* und zum *Opus astronomicum* des al-Battani. Anhand der Längenangaben der Sterne bei Ptolemäus und bei al-Battani müsste es doch möglich sein, zumindest ungefähr festzustellen, wie viele Jahre seit Ptolemäus bis zum al-Battanis *Opus* vergangen sind. Ungefähr, weil der Präzessionswert wohl noch ein Unsicherheitsfaktor blieb. Das Ergebnis ist dennoch eindeutig: Die byzantinische Chronik ist zu lange.

In dieser Situation muss es dann zum Vergleich der arabischen *Almagest*-Fassung mit dem griechischen "Original" gekommen sein. Dieser Vergleich muss die islamischen Sternkundigen aufs höchste verwirrt haben. Denn es gab wohl Unstimmigkeiten bei sämtlichen Längenwerten. Die Sternlängen im griechischen Text werden im Durchschnitt um mindestens 4° niedriger als in der ma'munischen Übersetzung gewesen sein.

Wie auch immer das Szenario der arabischen Rezeption der konstantinischen *Almagest*-Fälschung genau ausgesehen haben mag, der gefälschte *Almagest* mit seinen niedrigen Längenangaben im Sternkatalog musste bei den Arabern verstörend wirken. Auf den Gedanken, dass eine Fälschung vorliegen könnte, werden die Araber so wenig verfallen sein wie – mit wenigen Ausnahmen – sämtliche westliche Astronomen und Historiker des vergangenen Millenniums. Es gab deshalb für sie sinnvollerweise nur ein Problem: die schlichte Frage, welche der beiden *Almagest*- Fassungen die richtigen Längenwerte überlieferte.

Hatte die alte, ma'munische Übersetzung, die die Araber möglicherweise erst über den Umweg des Syrischen mit dem *Almagest* bekannt gemacht hatte (auf S. 60 seines Buches *Der Almagest* weist Kunitzsch diese Möglichkeit zwar in einem Nebensatz zurück; er erwähnt aber an mehreren Stellen Indizien, die für das Gegenteil sprechen), mit ihren hohen Längenangaben recht? Oder stimmten die um durchschnittlich 4° niedrigeren Werte des nunmehr vorliegenden griechischen "Originals"?

Die Entscheidung, die die islamischen Gelehrten in dieser Frage schließlich trafen, mag durch folgende Überlegung herbeigeführt worden sein: Für höhere Längenangaben im Sternkatalog war als Erklärung vorstellbar, dass nachptolemäische Bearbeiter oder Übersetzer des *Almagest* die zu ihrer Zeit gültigen – aufgrund der Präzession höheren – Werte in den Sternkatalog eingetragen hatten.

Solche ptolemäischen Sternkataloge mit höheren, weil von nachptolemäischen Bearbeitern gemessenen Längenangaben sind aus einer späteren Zeit durchaus bekannt. Kunitzsch nennt neben zwei unvollständigen Sternverzeichnissen im *Opus astronomicum* des al-Battani (einmal für die Epoche 1. März 880 und einmal für den 1. März 900) drei Verzeichnisse, die den Sternkatalog „in vollständiger Form und enger textlicher Anlehnung an den *Almagest* reproduzieren“ [K. 51 ff.].

Es handelt sich um das Sternverzeichnis des as-Sufi (für den 1. Oktober 964), um das „vollständige Verzeichnis der 1025 ptolemäischen Sterne“ im astronomischen Hauptwerk des al-Biruni (mit Längenwerten für das Jahr 1031) sowie um einen „vollständigen ptolemäischen Sternkatalog“ für den 5. Juli 1437 in einem vom Timur-Enkel Ulug Beg in Auftrag gegebenen astronomischen Lehrbuch.

(Im übrigen ging es [nach Kunitzsch 1975, 21] bei den Längenwerten aller dieser angepassten Sternkataloge weitgehend um berechnete, nicht um beobachtete Werte. Die Werte wurden dadurch abgeleitet, dass den vorausgesetzten ptolemäischen Längen ein aus einem angenommenen Präzessionswert berechneter Betrag hinzugefügt wurde.

Kunitzschs Feststellung ist wichtig, weil sie zugleich zeigt, wie relativ leicht der Sternkatalog zu fälschen war. Wer Ptolemäus' Sternverzeichnis älter aussehen lassen wollte, als es wirklich war, brauchte nur seine Längenwerte um den betreffenden Betrag zu verringern. Dieser Umstand ändert freilich nichts daran, dass arabische Astronomen – wie vor Robert Newton auch ihre westlichen Kollegen – nie auf die Idee gekommen sind, der *Almagest* könne absichtsvoll gefälscht worden sein.

Konnten also höhere Werte im Sternkatalog gut durch spätere Überarbeitung zustande gekommen sein, so mussten niedrigere Zahlen – zumal im

griechischen "Original" – die Araber vor ein Rätsel stellen. Sie waren praktisch nur dadurch erklärbar, dass es sich bei den Längenangaben um die von Ptolemäus selbst gemessenen Werte handelte. Das konnte wiederum nur bedeuten, dass zwischen Ptolemäus und dem mittleren 10. Jh. mehr Zeit vergangen war, als arabische Historiker und Astronomen bis dorthin angenommen hatten.

Da außerdem von Theophanes Confessor und Theophanes Continuatus durchgehende Chroniken vorgelegt worden waren, die die längere Chronologie bestätigten, werden letzte Zweifel bei den islamischen Astronomen bald ausgeräumt gewesen sein. Denn im Gegensatz zu den erst kürzlich auf die historische Bühne erschienenen Arabern konnte Byzanz auf eine lange, kontinuierliche Geschichte zurückblicken, die es noch mit jenem antiken Kulturkreis verband, in dem auch Claudius Ptolemäus gelebt und gewirkt hatte. Angesichts dieser respekteinflößenden griechisch-römischen Kulturmacht verblasste wohl sogar der Ruhm Persiens.

Für die "kanonische" Bedeutung des Theophanes im christlichen Westen wie im islamischen Osten findet sich ein interessanter Beleg bei Hans-Georg Beck's *Überlieferungsgeschichte der byzantinischen Literatur* [Beck 1961]. Beck schreibt über Theophanes' Chronik:

„Es sieht so aus, als hätten die Zeitgenossen ein Gefühl für den kanonischen, ausgeglichenen Charakter dieser Chronik gehabt, denn im allgemeinen erlaubten sich die Abschreiber mit ihr nicht jene Freiheiten, die sonst gang und gäbe waren. Weder wurde sie sonderlich exzerpiert noch interpoliert oder mit Zusätzen versehen“ [ebd., 436].

Neben dem westlichen Hauptstrang der Theophanes-Überlieferung sind

„noch sechs Papierhandschriften des 16./17. Jh. zu erwähnen. Sie stehen in einem engen Verhältnis zueinander und haben Besonderheiten gemein, von denen vor allem jene zu nennen ist, daß sie die zahlreichen arabischen Eigennamen anders transkribieren als die besten Theophaneshandschriften und daß sie überhaupt ein besonderes Interesse an arabischen Angelegenheiten verraten.

Wenn de Boor, der Herausgeber des Theophanes, recht hat, daß dieser Umstand auf eine Entstehung der Handschriften im Machtbereich des Kalifen hindeute, so hätten wir in diesen späten Texten doch einen sehr interessanten Beleg für eine außerbyzantinische Überlieferung des Theophanes in griechischer Sprache, die man wohl in ihren Ursprüngen tief in die mittelbyzantinische Zeit zurück datieren müßte“ [ebd., 438].

Diese Beobachtungen Becks zeigen, wie erfolgreich Konstantin VII. gewesen ist. Die eigentliche, politisch-religiöse Absicht der ganzen Fälschungsaktion

war doch wohl die Etablierung des von Theophanes Confessor vermittelten ideologischen Geschichtsbildes, das sich etwa gegen den kriegerischen Islam, gegen den Ikonoklasmus und gegen den Monothelismus richtete.

Die Haggag-Version

Von der im vorigen Abschnitt geschilderten Ausgangslage hat der Versuch einer Rekonstruktion der arabischen *Almagest*-Rezeption im Lichte der Phantomzeittheorie auszugehen. Es gab also eine alte, vorphantomzeitliche *Almagest*-Überlieferung, in die die neue konstantinische Version Verwirrung stiftend einbrach.

Die alte Überlieferung wurde hauptsächlich repräsentiert durch die syrische und die ma'munische Übersetzung sowie durch al-Battanis *Opus astronomicum*. Dass letzteres Werk in seiner ursprünglichen Form vorphantomzeitlich ist, ist anzunehmen. Al-Battani folgt nämlich an vielen Stellen der syrischen und der ma'munischen Übersetzung [vgl. K. 8, 50 f., 58, 61, 63, 71 ff., 150 ff., 214 f.].

Obwohl diese Übersetzungen heute verschollen sind, lässt sich doch die Übereinstimmung des *Opus astronomicum* mit dem Ur-*Almagest* anhand von Zitaten, die bei anderen Autoren überliefert werden, eindeutig nachweisen. Sie betrifft sowohl sprachliche Wendungen als auch Sternkoordinaten. Auf die Sternkoordinaten komme ich noch ausführlich zurück. Wenngleich anzunehmen ist, dass al-Battanis Werk nachphantomzeitlich überarbeitet wurde, sind offenbar nicht alle Spuren der Urfassung verloren gegangen.

Was für al-Battani gilt, gilt auch für die alte, ma'munische Übersetzung. Sie wurde anhand der konstantinischen, gefälschten Version des *Almagest* überarbeitet. Das Ergebnis war eine der beiden heute noch vorliegenden arabischen *Almagest*- Fassungen, nämlich jene des al-Haggag.

Wie für al-Battani kann für den Übersetzer der Haggag-Version die Benutzung der alten arabischen (bzw. der von ihr kaum zu unterscheidenden syrischen) Fassung nachgewiesen werden [K. 64 und passim]. Die Abhängigkeit von der syrischen Version ist so stark, dass einige Autoren die Vermutung geäußert haben, al-Haggag habe aus dem Syrischen übersetzt.

Da weiter der Haggag-Text „in den geprüften Bereichen mit zwei Ausnahmen ganz dem griechischen Text von Heiberg“ entspricht [K. 64], gehe ich davon aus, dass al-Haggag die konstantinische Version des *Almagest* unter Mitbenutzung der alten arabischen Fassung (die selbst wiederum der syrischen folgte [vgl. K. 67 und passim]) übersetzt hat. Der Übersetzer hatte mit dem Griechischen offenbar größte Schwierigkeiten, denn

„man kann al-Haggag den Vorwurf nicht ersparen, daß er häufig zu stark vereinfacht und unter Umgehung schwieriger Details eher summarische Zusammenfassungen gibt als eine genaue Nachzeichnung der komplizierten Deduktionen des griechischen Textes“ [K. 66].

Die Benutzung zweier Vorlagen – der ma'munischen und der griechischen Fassung – wirkt sich nachteilig auf die Übersetzung aus. Kunitzsch schreibt:

„Störend wirkt sich für die Beurteilung der Haggag-Fassung die Tatsache aus, daß innerhalb derselben bei manchen Termini mehrfach Abweichungen zwischen der Wiedergabe im Sternkatalog einerseits und an anderen Textstellen andererseits (VII, 1, 3; VIII, 2) sichtbar werden.

Man hat sich zu fragen, welche der beiden jeweils verschiedenen Wiedergaben al-Haggags eigene und welche womöglich aus anderen Versionen übernommen ist. Selbstverständlich wäre es möglich, daß sie beide von al-Haggag stammen, der bei dem großen Umfang des Gesamtwerks nicht in jedem Augenblick alle diejenigen Formulierungen im Kopf haben konnte, die er an anderen Stellen bei der Übersetzung gewählt hatte“ [K. 67].

Im Vergleich der arabischen Textversionen

„zeigen die jeweils jüngeren einen merklich höheren Grad der Durchdringung und eine vollkommeneren Wiedergabe des griechischen Originals als die jeweils älteren, so die Haggag-Version gegenüber einigen noch greifbaren Resten der alten 'ma'munischen' Fassung, und die Ishaq/Tabit-Fassung gegenüber al-Haggag“ [K. VIII].

Kunitzsch lässt also keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die Haggag-Version älter ist als die des Ishaq.

Wir kennen zwei erhaltene arabische *Almagest*-Versionen: die des al-Haggag und die des Ishaq. Die dritte, älteste Übersetzung gilt heute als verschollen. Die Autorschaft dieser alten Übersetzung ist unklar. Kunitzsch schreibt in seinem Buch *Der Almagest* dazu:

„Während der *Fihrist* sie auf Befehl des Barmakidenwesirs Yabya ibn Halid und unter Aufsicht von Abu Hassan und Salm, dem Leiter des *Bayt al-hikma*, zustande kommen läßt, ohne den oder die eigentlichen Übersetzer namhaft zu machen, nennt Ibn as-Salah als Übersetzer den Hasan ibn Qurays, der vielleicht identisch ist mit einem bei Ibn Abi Usaybi'a erwähnten Arzt gleichen Namens aus al-Ma'muns Zeit“ [K. 33 f.].

An anderer Stelle zitiert Kunitzsch Ibn as-Salah mit der Bemerkung, dass die Übersetzung des al-Hasan ibn Qurays für den Kalifen al-Ma'mun angefertigt wurde [K. 23 f.].

Da al-Ma'mun (angeblich) 833 starb, muss die alte Übersetzung vor dieser Zeit entstanden sein. Sie muss aber auch noch älter sein als die Version des al-Haggag, die (angeblich) im Jahre 827 abgeschlossen wurde [K. 11, Ann. 44]. Vor Kunitzsch wurden diese beiden Übersetzungen übrigens noch miteinander verwechselt [K. ebd.]. Es ist ein nicht genug zu würdigendes Verdienst von Kunitzsch, ein für allemal klargestellt zu haben, dass es sich bei der "alten" Version und der des al-Haggag um zwei verschiedene Übersetzungen handelt.

Wir stehen nunmehr allerdings vor dem rätselhaften Umstand, dass (angeblich) unter bzw. sogar für al-Ma'mun zwei unterschiedliche *Almagest*- Fassungen angefertigt wurden, von denen die erste verschollen ist. Ginge es nach dem *Fihrist*, gäbe es sogar drei unter al-Ma'mun entstandene Übersetzungen. Denn dort lesen wir, wie erinnerlich:

„Als erster widmete sich seiner Übersetzung und Übertragung ins Arabische *Yabya ibn Halid ibn Barmak*. Für ihn übersetzte es eine Gruppe [von mehreren Leuten]. Aber sie machten es nicht gut, er war damit nicht zufrieden. Daher beauftragte er mit seiner Übersetzung *Abu Hassa* und *Salim*, den Leiter des *Bayt al-hikma*. Diese beiden machten es gut; sie bemühten sich, es richtig herzustellen (zu verbessern), nachdem sie sprachtüchtige Übersetzer herbeigeschafft hatten. Sie prüften deren Übersetzung und übernahmen davon das sprachlich Beste und das sachlich Richtigeste. Es wurde auch gesagt, *al-Haggag ibn Matar* habe es [scil. das Buch *Almagest*] ebenfalls übersetzt; und derjenige, der es bearbeitet hat, ist *an-Nayrizi*“ [K. 18 f., Erläuterungen in eckigen Klammern von Kunitzsch].

Die *Fihrist*-Stelle wirft mehrere, auch von Kunitzsch erörterte Fragen auf, auf die ich hier nicht näher eingehen kann [vgl. insbesondere K. 21, 34]. Wichtig ist, dass trotz der Erwähnung zweier alter Übersetzungen im *Fihrist* sonst immer nur von der *einen* "alten" oder "ma'munischen" Version die Rede ist.

Wie dem auch sei: Nicht wegzuarargumentieren ist der Umstand, dass sowohl die (verschollene) "ma'munische" als auch die (erhaltene) Haggag-Übersetzung unter dem Kalifen al-Ma'mun entstanden sein sollen. Kunitzsch reflektiert diese Merkwürdigkeit mit keinem Wort. Hätte er es getan, hätte er allerdings nur feststellen können, dass sie in konventioneller Perspektive schlechterdings nicht erklärt werden kann.

Denn selbst wenn noch Gründe dafür vorstellbar wären, dass unter demselben Kalifen unabhängig voneinander zwei (oder gar drei) vollkommen unterschiedliche Übersetzungen desselben *Almagest* zustande gekommen seien, dann bliebe doch unverstündlich, weshalb nur die jüngere Haggag-Version die Zeiten überdauert hat.

Die Antwort, dass es das Schicksal älterer Handschriften ist, früher verloren zu gehen, greift hier nicht. Denn beide Übersetzungen sollen zur ungefähr gleichen Zeit entstanden sein. Auch der Einwand, die ältere Fassung sei die schlechtere, sticht nicht. Denn der *Fihrist* bezeichnet eine der beiden "alten" Übersetzungen nachdrücklich als gut. Außerdem ist die alte Übersetzung jene, die nachgewiesenermaßen dem *Opus astronomicum* des al-Battani zugrunde liegt. Und al-Battani kannte (in konventioneller Sicht) beide *Almagest*-Übersetzungen, hat also in vielen Fällen die ältere vorgezogen.

Dieses Knäuel von Widersprüchen lässt sich elegant entwirren, wenn wir die Phantomzeitthese zu Hilfe nehmen. Die Phantomzeitthese wurde bislang noch nicht bemüht, wenn es darum ging, Licht in den von Kunitzsch (wie bereits lange vor ihm von mittelalterlichen arabischen Astronomen) mehrfach als „verworren und widersprüchlich“ charakterisierten Überlieferungszustand des *Almagest* zu bringen. Tun wir es aber, fällt sofort auf, dass wir es beim Kalifen al-Ma'mun, dem Nachfolger des berühmt-berüchtigten al-Raschid (des angeblichen Gegenspielers von Karl dem Großen), mit einem phantomezeitlichen Regenten zu tun haben.

Die Datierungen der "alten" und der Haggag-Version sind vor diesem Hintergrund zu revidieren. Sie müssen dann freilich gar nicht mehr zur selben Zeit entstanden sein. Die "alte" Version trägt ihren Namen jetzt mit Recht: Sie ist die vorphantomezeitliche *Almagest*-Übersetzung. Die Haggag-Version ist die gemäß der konstantinischen Fälschung angefertigte Überarbeitung der alten Version. Sie entstand erst *nach* der Phantomzeit.

Beide Versionen wurden nachträglich in die gleiche Zeit des Kalifen al-Ma'mun datiert, um zu kaschieren, dass es sich um völlig unterschiedliche Fassungen mit vor allen Dingen völlig unterschiedlichen Sternkoordinaten handelte. Durch das *Fihrist*-Märchen einer doppelten oder gar dreifachen Übersetzung wurde der Eindruck erweckt, dass es lediglich um gute und schlechte Übertragungen ging. Wir verdanken es dem *Opus astronomicum* des al-Battani und der unten zu behandelnden Schrift des Ibn as-Salah, dass wir über die Unterschiede der Koordinaten überhaupt etwas aussagen können (s. u.).

Die Ishaq-Version

Bis jetzt ist noch wenig über die zweite erhaltene arabische *Almagest*-Übersetzung gesagt worden: die des Ishaq ibn Hunayn. Sie ist die jüngere der beiden und entstand traditionell datiert um 879-890. Sie weist Merkwürdig-

keiten auf, für die es Parallelen in anderen Bereichen gibt, in denen wir es mit absichtsvoll rückdatierten Schriften zu tun haben.

Zunächst ist festzuhalten, dass von den neun im Jahre 1973 – als Kunitzsch sein Buch *Der Almagest* fertig stellte – bekannten arabischen *Almagest*-Handschriften nur zwei vollständig sind,

„und zwar durch einen glücklichen Zufall je eine der beiden hauptsächlichen Versionen von al-Haggag und Ishaq“ [K.35].

Ein arabischsprachiges Ishaq-Manuskript in hebräischer Schrift ist ebenfalls vollständig. Die übrigen 6 Handschriften enthalten den unvollständigen Ishaq-Text mit mehr oder weniger großen Einschüben der Haggag-Version [K. 69].

Es sei hier kurz mit Kunitzschs Worten an den generellen Zustand der handschriftlichen arabischen *Almagest*-Überlieferung erinnert:

„Das Bild, das uns diese neun Handschriften vom arabischen *Almagest* vermitteln, ist äußerst verworren. Die beiden ältesten datierten Texte – beide die Ishaq-Version enthaltend – stammen von 1085 und 1087. Die einzige Handschrift der Haggag-Version gehört vielleicht etwa derselben Zeit an.

Rund hundert Jahre zuvor hatte as-Sufi seine ausführlichen Fixsternstudien betrieben; selbstverständlich fußte er darin auf dem *Almagest*. Das Resultat seiner *Almagest*-Lektüre faßte er in dem Urteil zusammen: 'Ich habe viele Exemplare des Buches *Almagest* durchgesehen und fand, daß sie sich untereinander bei vielen Sternen widersprechen.' Für ihn ist bereits im Jahre 964, als er das Fixsternbuch verfaßte, die Textsituation des *Almagest* im Sternkatalog so verwickelt, daß er in den Einzelanalysen aller 1025 Sterne nie auf einzelne *Almagest*-Texte oder -Versionen speziell Bezug nimmt; hierin liegt angesichts seiner sonst bewiesenen methodischen Exaktheit ein beredter Beweis für den schlechten Zustand der Überlieferung“ [K. 35 f.].

Speziell über die Ishaq-Überlieferung urteilt Kunitzsch nun:

„Die acht zur Verfügung stehenden Ishaq-Handschriften bieten eine auf eigenartige Weise gestörte, uneinheitliche Textüberlieferung, sowohl gegenüber dem griechischen Original wie auch untereinander. [...] Nimmt man hierzu noch die Koordinatenbeispiele [...], so ergibt sich ein ausgesprochen verworrenes Gesamtbild, und es will einem nicht gelingen, die acht Handschriften auch nur grob nach bestimmten Zusammenhängen oder Abhängigkeiten zu klassifizieren“ [K. 38 f.].

Dazu gesellt sich noch folgende Komplikation:

„Der Einblick in die innere Struktur des Ishaq-Textes wird dadurch weiter erschwert, daß von frühesten Zeiten an, ziemlich sicher schon von der

Übersetzung selbst her, die Haggag-Version mehr oder weniger stark mitbenutzt und stellenweise sogar komplett in den Text eingesetzt wurde. Die eindeutig eigenen Stellen von Ishaq geben den schwierigen griechischen Text in den Einzelheiten vollständiger und zuverlässiger wieder als die oft recht summarische, obendrein von Mißverständnissen nicht freie Fassung von al-Haggag“ [K. 69].

Wie schon gesagt, gibt es nur eine vollständig erhaltene Ishaq-Handschrift. Sie befindet sich in der Bibliothèque Nationale in Tunis. Laut Schlussvermerk stammt sie aus dem Jahr 1085. Ihre Herkunft wird dort folgendermaßen beschrieben:

„Kopiert nach einem Exemplar, das mit dem Exemplar des Scheichs Abu l-Qasim al-Munaggim kollationiert war, der dies wiederum aus dem Exemplar des Scheichs Abu l-Husayn as-Sufi abgeschrieben und korrigiert hatte“ [K. 39].

Der erwähnte Scheich as-Sufi ist kein anderer als der berühmte Astronom. Dieser Hinweis passt gut zusammen mit Kunitzschs Feststellung, dass der Wortlaut des Textteils in as-Sufis Sterntafeln bis auf wenige Fälle eigener Prägnungen vollständig mit Ishaqs Version übereinstimmt [K. 36, 52]. Verbinden wir diese Feststellung mit der weiteren Mitteilung Kunitzschs, dass as-Sufi im Vorwort seines *Fixsternbuch* ein Beispiel für eine fehlerhafte Koordinatenüberlieferung in der Haggag-Version bringt, sonst aber nie spezifisch eine der mehreren verschiedenen arabischen Übersetzungen zitiert [K. 51 f.], dann drängt sich folgende Vermutung auf:

As-Sufi lag offenbar bereits die Haggag-Version vor, wahrscheinlich in mehreren Exemplaren. Die Haggag-Fassung war, wie wir im vorigen Abschnitt gesehen haben, die älteste arabische Übersetzung der konstantinischen *Almagest*-Fälschung. Sie enthielt also die Sternkoordinaten der konstantinischen Version (oder mehrerer konstantinischer Versionen), ergänzt oder korrigiert mit Hilfe der alten ma'munischen Übersetzung. Meine Vermutung ist nun, dass as-Sufi noch nicht die Ishaq-Version kannte, sondern die Haggag-Fassung aufgrund eigener Sternbeobachtungen korrigierte. As-Sufis Sterntafeln bildeten dann sowohl terminologisch als auch nach Längenangaben die Grundlage für die neue Ishaq-Übersetzung, die entweder von as-Sufi selbst oder erst später von anderen verfasst wurde.

Diese Vermutung fügt sich nahtlos ein in ein Geflecht weiterer Beobachtungen zur Ishaq-Überlieferung, die mit den eingangs erwähnten Merkwürdigkeiten zusammenhängen. Sie betreffen alle den Umstand, dass keine der (dennoch sogenannten) Ishaq-Handschriften den (angeblich) ursprünglichen

Text des Ishaq ibn Hunayn enthält, sondern nur noch dessen (angebliche) Bearbeitung durch Tabit ibn Qurra.

Ishaq ibn Hunayn war „der Sohn des berühmten Hunayn ibn Ishaq (809-873), der eine ganze Übersetzerschule gründete“ [K. 70]. Ishaq ibn Hunayn arbeitete wie sein Vater Hunayn ibn Ishaq am *Bayt al-hikma* (Haus der Weisheit), einer vom Kalifen al-Ma'mun in Bagdad ins Leben gerufenen Akademie, die eigentlich eine „Kombination von Bibliothek, Akademie und Übersetzungsbüro“ war [Hitti 1970, 310 ff.]. Ishaq gilt als größter Übersetzer der Werke des Aristoteles ins Arabische. Weder Kunitzsch noch Hitti kennen Geburts- und Todesjahr des Ishaq. (Seltsam ist hier übrigens Hittis Auskunft, dass Ishaq ibn Hunayn am *Bayt al-hikma* gearbeitet haben soll. Am *Bayt al-hikma* wurde ja laut *Fihrist* auch die alte, ma'munische *Almagest*-Übersetzung erstellt. Kunitzsch erörtert diesen Zusammenhang nicht.)

Tabit ibn Qurra lebte ca. 834-901. Hitti erzählt über ihn, dass er eine Übersetzergruppe leitete, die sich aus den „heidnischen Sabiern von Harran (dem antiken Carrhae)“ in Nordmesopotamien rekrutierte. Die Sabier waren Sternanbeter und „interessierten sich seit Menschengedenken für Astronomie und Mathematik“. Auch al-Battani gehörte zu ihnen [ebd., 314].

An anderer Stelle nennt Hitti die Sabier von Harran allerdings "pseudo-Sabier", die nicht mit den im Koran mehrfach erwähnten "echten Sabiern" oder Mandäern – Täuferchristen in Südmesopotamien – zu verwechseln seien. Die "pseudo-Sabier" hätten sich den Namen "Sabier" nur zugelegt, um sich den durch die Koranstelle begründeten Schutz zu sichern [ebd., 358].

Wie dem auch sei, über die um 879-890 entstandene *Almagest*-Übersetzung von Ishaq berichtet Kunitzsch Folgendes:

„Aus verschiedenen Quellen wissen wir, daß diese Version von Tabit ibn Qurra (gest. 901) überarbeitet wurde. Übersetzung und Bearbeitung liegen chronologisch also nicht weit auseinander. Dies mag mit einer der Hauptgründe dafür sein, daß alle erhaltenen Handschriften die bearbeitete Fassung zeigen. Die unbearbeitete Urfassung scheint recht bald nicht mehr überliefert worden zu sein. Immerhin: Ibn as-Salah hatte um 1150 diese Urfassung angeblich sogar in Ishaqs Autograph vorliegen [...]. Der reine Ishaq-Text ist für uns nur noch in Ibn as-Salabs Zitaten greifbar“ [K. 67].

Diese Beobachtung Kunitzschs macht natürlich argwöhnisch. Sie ist ohnehin nur eine von vielen verwirrenden Geschichten um die Ishaq/Tabit-Version. Eine weitere sei hier kurz gestreift: Der Historiker Ibn al-Qifti (gest. 1248) zitiert in seiner Biographie des Tabit ibn Qurra aus einer Bibliographie Tabits von der Hand des Abu 'Ali al-Muh[as]sin in dessen Bemerkung, dass das Au-

tograph der *Almagest*-Übersetzung durch Tabit ihm vorliege. Kunitzsch nennt diese Stelle

„insofern problematisch, als sie dem Tabit neben seiner Verbesserung der Ishaq-Version auch eine eigene *Almagest*-Übersetzung zuzuschreiben scheint. Das widerspräche den Notizen im *Fihrist* und bei Ibn as-Salah. Es liegt daher nahe, 'naqala' hier nicht in dem geläufigen Sinn als 'übersetzen' zu verstehen, sondern, wie auch noch an einer anderen Stelle innerhalb derselben Muh[as]sin-Passage, als 'bearbeiten'“ [K. 26].

Solche Widersprüche, die in konventioneller Perspektive nur durch gewaltsame Lösungen ('naqala', das sonst immer 'übersetzen' bedeutet, soll auf einmal 'bearbeiten' heißen) ausgeräumt werden können, sprechen eigentlich Bände über den Zustand der *Almagest*-Überlieferung. Es scheint, dass erst die Anwendung der Phantomzeitthese den Knoten entwirren und Licht ins Dunkel bringen kann.

Denn aus der Sicht der Phantomzeittheorie erscheint die Ishaq/Tabit-Version des *Almagest* als dessen zweite nachphantomzeitliche Übersetzung. Sie wurde verfasst in einer Zeit, in der die Verwirrung, die durch die Haggag-Übersetzung der konstantinischen Fälschung im islamischen Kulturraum entstanden war, sich dahingehend geklärt hatte, dass arabische Historiker und Astronomen nunmehr (irrtümlicherweise) entschlossen waren, die *Almagest*-Fälschung als echt zu betrachten.

Das heißt, sie hatten sich mittlerweile auf die künstlich verlängerte Chronologie festgelegt und hatten mit der qualvollen Arbeit begonnen, die eigene Geschichte auf diesem Prokrustesbett nach Möglichkeit zu strecken (also die gleiche Arbeit, die im Westen in den Benediktinerskriptorien geleistet wurde).

Im Rahmen dieser Geschichtsumschreibung wurden die Übersetzerschulen des Hunayn ibn Ishaq und des Tabit ibn Qurra erfunden oder in die Phantomzeit umdatiert. Die Ishaq/Tabit-Version des *Almagest* sollte die widersprüchlichen und unbeholfenen früheren Übersetzungen (die ma'munische und die des al-Haggag) ein für allemal ersetzen. Ihre Vordatierung ins 9. Jh. sicherte ihr die nötige Autorität. Die Posse mit der Tabit-Überarbeitung hatte zum Ziel, den Anschein historischer Authentizität noch zu verstärken.

Letzteres Täuschungsmanöver kennen wir ja nicht nur aus der *Almagest*-Überlieferung. Ein fast identischer Vorgang spielt sich bei der arabischen Euklid-Übersetzung ab. Auch hier finden wir Übersetzungen von al-Haggag und von Ishaq, mit einer Bearbeitung durch Tabit. Und auch hier gilt,

„daß wir das Ausmaß der 'Verbesserungen' Tabits am Text von Ishaq nicht fassen können und daß die vorhandenen Ishaq-Handschriften offenbar alle nur die von Tabit verbesserte Fassung bieten“ [K. 33].

Dass sich solche Verhältnisse allem Anschein nach in der Phantomzeit leicht wiederholen, zeigt folgende, von Klaus Weissgerber [2000, 429 f.] in den *Zeitensprüngen* mitgeteilte Geschichte über die (angebliche) Mohammed-Biographie des Mohammed ibn Ishaq:

„In der 'Biographie des Propheten Muhammad' ('Sirat Raul Allah' oder 'Sirat an-Nabi'), die Abdulmalik ibn Hischam (angebl. gest. 218/834) verfasst haben soll, wird nicht einmal die Zielsetzung verheimlicht, die überlieferte Geschichte 'umzuschreiben'. Der Autor betonte in seiner Vorrede, dass schon eine Muhammad-Biographie des Ibn Ishaq (angebl. 151/786, nach anderen 788 gestorben) vorliegen würde, die so unzuverlässig sei, dass sie von ihm durch eine bessere ersetzt werden musste [...]. Der ursprüngliche Text des Ibn Ishaq blieb somit nur in der Fassung von Ibn Hischam erhalten.“

Es folgt 'Der gefälschte Sternkatalog' samt Sternkoordinaten.

Literatur

- Beck, Hans-Georg (1961): „Überlieferungsgeschichte der byzantinischen Literatur“; in: *Hunger* (1961), 423-510
- Breyer, Leopold (1957): *Bilderstreit und Arabersturm in Byzanz. Das 8. Jahrhundert (717-813) aus der Weltchronik des Theophanes*; Graz
- Ethik und Sozialwissenschaften* (1997): „Anfrage: Heribert Illig: Enthält das frühe Mittelalter erfundene Zeit? / Stellungnahme von neun Akademikern / Replik von Heribert Illig“, 8 (4) 481-520; Opladen
- Fomenko, Anatolij T. (1994): *Empirico-Statistical Analysis of Narrative Material and its Applications to Historical Dating*, Vol. I: *The Development of the Statistical Tools*; Dordrecht · Boston · London
- Fomenko, Anatolij T. / Kalashnikov, V. V. / Nosovsky, G. V. (1993): *Geometrical and Statistical Methods of Analyses of Star Configurations. Dating Ptolemy's Almagest*; Boca Raton et al.
- Gabowitsch, Eugen (1997): „Von Morosow bis zum jüngsten Fomenko. Zwei neue russische Bücher von Chronologierevisionisten“; in: *ZS* 9 (2) 293-305
- Heiberg, J. L. (1898/1903): Ptolemäus. *Opera*, vol. I, pars I (1898) und II (1903)
- Herrmann, Joachim (1996): *Das große Lexikon der Astronomie*; Gütersloh
- Hitti, Philipp K. (1970): *History of the Arabs*; London
- Hunger, Herbert u. a. (Hg., 1961): *Geschichte der Textüberlieferung der antiken und mittelalterlichen Literatur*, Bd. 1; Zürich
- Illig, Heribert (1998a): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; München

- Illig, H. (1998b): „Leonberger Spargelspitzen. Vom heurigen Jahrestreffen der Zeiteinsparungen“; in: *ZS* 10 (2) 176-180
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
 - 2000a): „Naturwissenschaftler verteidigen 'ihren' Thron. MA-Debatte mit emotionalen Verwerfungen“; in: *ZS* 12 (3) 476-494
 - (2000b): „Astromanie und Wissenschaft“; in: *ZS* 12 (4) 662-680
 - (2001): „Langobarden, Juden, Astronomen und auch Aachen. Zum Frühmittelalter und der einschlägigen Debatte“; in: *ZS* 13 (1) 108-130
- K. = Kunitzsch, Paul (1974): *Der Almagest. Die Syntaxis Mathematica des Claudius Ptolemäus in arabisch-lateinischer Überlieferung*; Wiesbaden
- Kunitzsch, Paul (1975): *Ibn as-Salah: Zur Kritik der Koordinatenüberlieferung im Sternkatalog des Almagest* mit Übersetzung, Einleitung und Anhang; Göttingen
- (1991): *Der Sternkatalog des Almagest. Die arabisch-mittelalterliche Tradition. Teil III: Gesamtkonkordanz der Sternkoordinaten*; Wiesbaden
- Lüling, Günter (2001): „Leserbrief zu Klaus Weissgerber“; in: *ZS* 13 (2) 243-249
- Newton, Robert (1977): *The Crime of Claudius Ptolemy*; Baltimore
- Nallino, Carolo Alphonso (Hg., 1899): *Al-Battani sive Albatennii Opus Astronomicum*, pars I-III; Mailand
- Peters, C. H. F. / Knobel, E. B. (1915): *Ptolemy's Catalogue of Stars*; Washington
- Richter, Dietmar M. (2001): „Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren. Teil I“; in: *ZS* 13 (2) 323-337
- Weissgerber, Klaus (2000): „Zur islamischen Phantomzeit (Islamica I)“; in: *ZS* 12 (3) 419-448

PD Dr. Jan Beaufort, jan.beaufort@mail.uni-wuerzburg.de

Pentagramm im Jahreskreis ?

Bemerkungen zu Venus- und Marienfesten

Angelika Müller

Im Jahre 1934 veröffentlichte Dr. Martin Knapp, damals Lektor für Astronomie an der Universität Basel, eine Broschüre mit dem Titel: *Pentagramma Veneris. Eine historisch-astronomische Studie zum Verständnis alter astronomischer Symbole und ihrer Anwendung*. In dieser Schrift legt er ausführlich dar, dass das Pentagramm – und in Erweiterung der Achtzackstern – ein astronomisches Kürzel der synodischen (d.h. durch Beobachtung von der Erde aus gewonnenen) Venusbahn ist [ebenso unter Bezugnahme auf Knapp: Blöss 1983; 1990, 184-190].

Die Venus bleibt aus Sicht der Erdbewohner immer dicht bei der von ihr umkreisten Sonne. Ihre elliptische Bahn wird durch vier ‚Eckpunkte‘ beschrieben: Durchgang vor bzw. hinter der Sonne (= obere bzw. untere *Konjunktion*) und westlichster bzw. östlichster Punkt von der Sonne (die beiden *Elongationen*, wobei sie die östliche als Abendstern und die westliche als Morgenstern einnimmt). Nach fast exakt 584 Tagen hat sie wieder dieselbe Position zur Sonne erreicht. Nach fünf Umläufen (2.920 Tagen) nimmt sie nicht nur dieselbe Position zur Sonne, sondern auch zum Himmel ein, denn dieser Zeitraum ist fast identisch mit acht Erdjahren (2.922 Tagen). Die Endpunkte der fünf Umläufe ergeben aus irdischer Sicht einen Fünfsackstern oder ein regelmäßiges Pentagramm, das um zwei Tage nicht ganz schließt. Beim nächstfolgenden Zyklus treffen die vier Eckpunkte wieder fast (bis auf die zwei Tage) auf dieselben Ekliptikorte – das Pentagramm ist also ziemlich fest am Himmel fixiert. (Knapp findet auch noch, bei längerer Dauer, einen resultierenden Achtzackstern, der ebenfalls im Altertum der Venus zugewiesen worden ist.)

Knapp hatte dieses seit Kepler in Vergessenheit geratene Wissen „bereits seit 1923 erfasst und nach vielen Seiten hin verfolgt“ und publiziert. (Da die moderne Astronomie eher siderisch orientiert ist, ist die Bedeutung des Pentagramms auch vielen heutigen Astronomen schon wieder nicht mehr bekannt, wie ich bei Stichproben feststellen konnte.) Bekannt ist es allerdings in der anthroposophischen Literatur [etwa Bühler].

Aus dieser zweifelnsfreien Bedeutung des Pentagramms zieht Knapp in seinem Heft Schlussfolgerungen verschiedener Art, die er mit Beispielen untermauert. Eine davon ist [Knapp 21], dass sich das „Pentagramm der guten

Göttin Venus“ als ‚Venusperiode‘ auch kultisch finden lassen muss. Er findet es, offenbar zu seinem Erstaunen, „sogar heute noch“:

„Die Marienfeste ordnen sich in ein Pentagramm im Jahresrunde ein; Maria hat nicht umsonst den Fünfstern als ihr Symbol“ [ebd., 21].

Diesen Marienfesten im Jahreskreis wende ich mich unten etwas ausführlicher zu. Zunächst sei Knapps Fazit zitiert, das ich gegenüber allen späteren Einwürfen für wesentlich halte

„Wenn die heute für die Marienfeste und ihre Einführung in die Kirche angegebenen späten Daten auf irgend welchem historischen Fundamente basieren würden, so wäre es in höchstem Masse erstaunlich, dass sie so sonderbar die Ecken des Venus-Pentagramms treffen könnten. Als Ablösungen früherer Isis- oder Aphrodite-Feste wäre das sofort verständlich. Dann aber müsste die Einführung sehr viel früher erfolgt sein, als heute angenommen wird. Einen anderen Ausweg, noch so spätes Wissen dieser alten Götterfeste und deren *Wiedereinführung trotz gänzlichem Erlöschen der ursprünglichen Feiern Jahrhunderte hinterher*, wird wohl kaum einer betreten wollen“ [Knapp 22; Hvhg. hier und im Weiteren von A.M.].

Galten zu Knapps Zeiten noch nicht jene frühen Zeitangaben der Kirchengeschichte, die heute wiederum gelegentlich bezweifelt werden müssen, oder hat er noch frühere im Sinn? Daraus ergeben sich nämlich drei Möglichkeiten, das Pentagramm bzw. die Feste im Jahreskreis zu erklären.

1. Mit Knapp: eine frühe(re) Einführung der (Marien-)Feste und damit eine früh einsetzende Kirchengeschichte, d.h. direkt hervorgehend aus den griechischen und römischen (Venus-)Kulten.

2. Ein viel längeres Bestehen der alten (Venus-)Kulte, als die offizielle Kirchengeschichte erlaubt, bzw. eine drastische Verkürzung der (gefälschten) Kirchengeschichte.

3. Es besteht die Möglichkeit, dass im byzantinischen Raum die Kirchengeschichte tatsächlich beginnt als *direkte* Übernahme der Feste und Riten der Mysterienkulte, die sie dann erst viel *später* im nordeuropäischen und keltischen Raum dem Volksglauben gewaltsam übergestülpt hat. Ich selbst neige dieser letzten Möglichkeit zu, doch noch ist nichts entschieden. (Da ich unten nicht mehr darauf zurückkomme, sei gleich erwähnt, dass sich die Schwierigkeiten beim Nachweis des Pentagramms im Jahreskreis am ehesten aus dieser Möglichkeit erklären.)

Knapp fährt fort:

„Eines aber geht aus unserem Material noch mit aller Deutlichkeit hervor, als Isis-, als Aphrodite-Feste mussten solche Feiern im Pentagramm im

Jahreskreise wandern, da die Periode des Pentagramms das Jahresrund nicht voll erfüllt. Heute liegen diese Feiertage fest im Kalender. Sie müssen einmal festgefroren sein, und die Zeit, wann dies geschah, lässt sich aus der Bahn der Venus mit einiger Sicherheit, wenn auch mit einer Mehrdeutigkeit im Spatium von ungefähr 2½ Jahrhunderten, errechnen.“

[Knapp 22]

Ob Knapp selbst diese Berechnung je unternommen hat, weiß ich nicht; in seinem Heft ist sie nicht zu finden. Falls sich seine optimistische Aussage also aufrecht erhalten lässt, sind hiermit Leser der *Zeitensprünge* von mir interessehalber gebeten, diese Berechnung einmal durchzuführen. Ist der Gedanke, dass es nicht nur Sonnen-, sondern auch Venuskalender gab, wieder ins Bewusstsein gerückt, kann das – wie Knapp sagt – „sehr viel tiefer führen“. Er stellt fest, dass man in „diesen Fragen erst recht langsam und schrittweise weiter[kommt]“, dass jedoch

„ein anderes Kapitel der Chronologie [...] von hier aus plötzlich frisches und hoffentlich klärendes Licht erhält, die alte Crux der Aegyptologen, **das sogenannte ägyptische »Wandeljahr«**. Dass ich dieses nun sofort als Isis-Jahr anspreche, wird nach dem Obigen niemanden mehr wundern.“

[Knapp 22]

Ich möchte hier einschieben, dass es mich immer wieder wundert, dass ein in der Velikovsky-Gruppe vor zehn und mehr Jahren bereits erarbeitetes und veröffentlichtes (!) Wissen – z.B. zum Pentagramm und zum Venuskalender [ebenfalls bei Blöss] – heutzutage schon wieder neu ‚erinnert‘ werden muss und keineswegs seinen Platz als selbstverständliches Grundlagenwissen bekommen hat, der ihm – zumindest in dieser Zeitschrift – zustünde, so z.B. bei Fischer [2000], der Knapp bzw. die Zuordnung der Zahl 5 zur Venus nicht einmal mehr diskutierwürdig findet. Deshalb sei Knapp nochmals zitiert:

„Statt den alten grundgelehrten Aegyptern den Stumpfsinn zuzumuten, mit einem fehlerhaften Sonnenjahre durch die Jahrhunderte und Jahrtausende sich durchgeschlagen zu haben wegen der Unterlassung des Schalttages alle vier Jahre, ist es doch wesentlich befriedigender anzunehmen, sie hätten nicht in vier Jahren einen Tag, sondern in acht Jahren deren zwei weggelassen, und mit der achtjährigen Venusperiode von 2920 Tagen gerechnet. [...] Schon *Schoch* hat an der Länge der Sothisperiode korrigiert. Wir müssen das noch erheblich stärker tun, bekommen aber dafür aus der Venusbahn endlich einmal sichere Fundamente und . . . vernünftige Fundamente [...] Und das ist eben der tiefere Sinn und das anschauliche Bild der Sothis-Periode. Alle 8 Jahre rücken die Ecken des Pentagramms

um 2 Tage und einen kleinen Bruchteil weiter, in der Sothis-Periode aber vollführt das Pentagramm einen vollen Umlauf.

Das deutet auch der Name Isis-Sothis recht klar noch an. Denn der gemeinsame Pol beider Kalender, des nach den heliakischen Aufgängen des Sirius, der Sothis, gesteuerten Sonnenkalenders und des im Pentagramm versinnbildlichten Venus-Kalenders ist die gemeinsame Epoche beider...“

[Knapp 22 f.; zur Irrealität des Sothis-Kalenders Birken 2001; zum Wandeljahr ausführlich Blöss 1990]

Damit komme ich jetzt zu den **Marienfesten**. Ich bezweifle nicht, dass Knapps These (Übernahme bzw. Ersetzung alter Venusfeste durch Marienfeste) im Grundsatz richtig ist, möchte aber zeigen, wie problematisch die Beweislage angesichts unseres tatsächlichen Wissens über diese Feste ist (lasse mich aber darin gerne von der Leserschaft korrigieren). Gleichzeitig wird m.E. deutlich, wie wenig eindeutig die Zuordnung kultischer Handlungen resp. Göttinnen zu Venus ist.

Grundsätzlich sei festgestellt, dass es inzwischen eine Unzahl Marienfeste gibt, dass aber zu den *alten Marienfesten* vor allem vier gerechnet werden [Moser]: *Lichtmess*, *Geburt Marias*, *Maria Verkündigung* und ihre *Himmelfahrt*. Eine benediktinische Urkunde der Jahre 1104/15 nennt unter den sieben Hauptfesten des Jahres jedoch nur zwei Marienfeste, nämlich Reinigung (= Lichtmess) und Himmelfahrt, die einzigen, die auch durch eigene Brauchformen gekennzeichnet sind.

Im Jahreskreis angeordnet müssen die Feste einen Abstand von 73 Tagen haben, um ein Pentagramm zu ergeben. Rechnerisch ist es egal, mit welchem Marienfest man beginnt. Knapp [21] entscheidet sich – ausgehend „von dem durch die Sonnengeburt gegebenen 25. Dezember und den rituellen 40 Tagen der Reinigung“ (nach einer Niederkunft) – für den **2. Februar** und damit für *Lichtmess*.

Nach Moser [279] beging man das Fest Maria Reinigung schon im 4. Jh. in Jerusalem, ursprünglich als Erinnerung an die Darbringung (des nun 40 Tage alten) Jesu im Tempel. Der Weihnachtskreis endet mit dem 2. Februar, ebenso manche Dienst- und Wirtschaftsverhältnisse [ebd., 273]. Letzteres hat – soviel steht fest – gar nichts mit Weihnachten, aber viel mit dem alten keltischen Kalender zu tun. Der 1. Februar war der Beginn eines keltischen Jahresviertels (Imbolc) und wurde bei den Bauern zum Feier- und Lostag, wie er heute noch in Irland gefeiert wird. Es ist der keltische Frühlingsanfang in der ‚Mitte‘ (nicht rechnerisch exakt) der Winterzeit, denn die Anfänge der kelti-

schen Jahreszeiten liegen jeweils 40 Tage *nach* den Sonnenwenden und Äquinoktien (s. Schema am Textende).

Die Römer pflegten jedes fünfte Jahr am 1. Februar einer Göttin (?) zu Ehren ein Fackelfest (zur Reinigung! und Sühne) zu feiern und die Stadt mit Fackeln zu erleuchten [Stöber 65]. Den Abstand von 5 Jahren kann ich nicht erklären; einen astronomischen Bezug zu irgendeiner Venus-Periode gibt es nicht (sie vollendet in 8 *Erdjahren* die Gestalt des Fünfzacksterns). Die Übereinstimmung mit dem keltischen Frühlingsanfang steht jedoch außer Zweifel. Ein ‚Zufall‘ kann das kaum sein; eine Erklärung fehlt aber vorerst, da die Kelten uns fast nichts Schriftliches hinterlassen haben. Für die Historiker sind „die Kelten“ daher mit vielen Rätseln behaftet, die hier auch nicht gelöst werden können. Gefragt werden muss aber, ob das, was als ‚keltisch‘ aus vorchristlicher Zeit archäologisch erschlossen wurde, überhaupt zur selben Kultur und zum selben Volk gehört wie das, was aus dem Europa des 6. bzw. 10. Jh. n. Chr. heute als ‚keltisch‘ bezeichnet wird.

Nebenbei erfahren wir [Moser 101], dass in der Renaissance gerne für einen 5-jährigen Zyklus das Wort *Lustrum* gebraucht wurde, welches eigentlich der Morast, die Sühle ist, in dem man alle 5 Jahre anlässlich dieses römischen Reinigungs- und Sühnefestes die Unreinheiten durch Vergraben in die Erde unschädlich zu machen suchte. Die Lustren stammen angeblich vom jüdischen und babylonischen Jubelfest ab, bei dem alle 50 Jahre die Schulden erlassen wurden. Es ist nicht gesichert, ob dies tatsächlich je geschehen ist, doch entstand daraus möglicherweise das ‚Heilige Jahr‘ der katholischen Kirche; und so mag sich daraus fürs erste auch dieses römische Zeitintervall von 5 Jahren erklären.

Mir kam noch eine andere Möglichkeit in den Sinn, die ich hier der Vollständigkeit halber nenne: Der keltische Kalender brauchte Schaltjahre, bzw. Schalttage. Könnten alle 5 Jahre und eventuell auch am 15. Februar – bzw. an dem ihm im Jahreskreis gegenüberliegenden 15. August (s.u.) – Schaltungen durchgeführt worden sein?

Damit ist die Verbindung zum keltischen Kalender noch nicht erschöpft: Jährlich am 15. Februar ist der Tag der römischen Lupercalien. An diesem Tag schlagen die Luperci die Frauen mit Riemen aus Ziegenfell, um ihnen Fruchtbarkeit zu verleihen. Im gesamten keltischen Gebiet wird die Ziege, oft mit einer Fackel zwischen den Hörnern, verehrt. Versammlungszeichen ritueller Gemeinschaften war ein Pfeil mit breiter Spitze, ‚Adlerfuß‘ oder ‚Gänsefuß‘ genannt. Ziegen und Gänse waren der Juno heilig; die Jupiter-Priester waren mit Ziegenfell bekleidet und trugen Schnabelschuhe. Sie waren mit Lanze und Schild bewaffnet, der Schild war oval mit halbrunden Aussparun-

gen an beiden Seiten, was zumindest in der Form unschwer an die kretische ‚Doppelaxt‘ (*Iabrys*) erinnert. Die Trias Juno-Jupiter-Minerva ist etruskisch und offensichtlich keltisch. Diese Symbole galten später im Christentum als ‚Hexenzeichen‘ [vgl. u.a. Shah 184 ff.].

Noch rätselhafter wird die Sache, wenn wir eine Information von Shah hinzunehmen, wonach all die genannten Zeichen und Symbole zwar im Gebiet der Kelten gefunden werden, jedoch zu dem „mächtigen Stamm der berberischen Anisa“ (von *ans* = Ziege) gehören, die ihre Heimat am Persischen Golf haben. Laut Shah war dieser Stamm in nachchristlicher Zeit (?) über Nordafrika bis Schottland verbreitet. Noch in keinem Geschichtsbuch habe ich sie gefunden, und Shah nennt – gewohnheitsgemäß – keine Quellen. Die Existenz und Identität der Ans liegt also vorerst für die Wissenschaft im Dunkel. Ihre Jahreszeitenfeste bzw. die am Persischen Golf sind angeblich dieselben wie die der Kelten. Warum das so ist, ob es da wirklich Zusammenhänge gibt, bedarf noch der Aufklärung.

Die Zeit zwischen 1. und 15. Februar ist also eine Zeit der Reinigung und des Feierns, weil es die ‚Überschreitung der Mitte der Winterzeit‘ ist. Man könnte vermuten, dass der keltische Frühlingsanfang – aus Gründen, die Saat und Ernte betreffen – am Beginn dieser Übergangszeit liegt und mit dem 15. Februar insofern abgeschlossen ist, als nun das zur Wintersonnenwende (WSW) neu erwachte Licht des Jahres tatsächlich nicht mehr aufgehalten werden kann.

Nach Stöber und Moser feierte man dieses Licht in der byzantinischen Kirche am 6. Januar (Epiphania = Erscheinung und Taufe Christi), also knappe 15 Tage nach der WSW, als die Ankunft des Königs Christos, die (mysterienkultische) Ankunft des Bräutigams („Schmücke dein Gemach, Zion, und empfangen den König Christos“ [Moser 280]). Epiphania ist wiederum ein alter Dionysos-Festtag („Die Jungfrau hat das Kind geboren! Das Licht wächst!“), von dem aus nach ebenfalls 40 Tagen Maria Reinigung auf den 14. Februar fiel, wie noch heute in der Ostkirche. Wieso im Dionysos-Kult 15 Tage zwischen WSW und Feier des Lichts verstreichen, ist mir unerfindlich. Durch die Verlegung von Christi Geburt auf den 25. Dezember blieb vom Empfang des Bräutigams am 14. Februar nur der Valentinstag übrig.

Da die Anfänge der keltischen Jahreszeiten jeweils 40 Tage nach den Sonnenwenden und Äquinoktien liegen, stammen meiner Ansicht nach hierher auch die rituellen 40 Tage nach einer Niederkunft – obwohl die offizielle Erklärung auf 3. Mose zurückgreift, wo es heißt: Bei einem Knaben sei die Frau 7 Tage unrein und 33 Tage bleibe sie zu Hause, (bei Geburt einer Tochter verdoppelt sich die Zeit; ein dankenswerter Hinweis von Franz Siepe),

wobei es der Auslegung überlassen bleibe, ob die 7 Tage in den 33 enthalten sind oder hinzugezählt werden. Ungeklärt scheint zu sein, woraus der Bibeltext seine Zeitangaben ableitet. Da die ‚Mose‘-Texte nach religionshistorischer Forschung erst spät, frühestens nach dem babylonischen Exil, verfasst worden sind, ergibt sich sogar die Möglichkeit zu fragen, ob die 40 Tage der Reinigung im keltischen Kalender und in der israelitischen oder in der jüdischen Tradition einen gemeinsamen Ursprung haben. Wenn dies stimmte, dann wäre begreiflich, wieso auch die Ostkirche diese 40 Tage kennt.

Bei meiner Auffassung erklärt sich die Verschiebung der Geburt Jesu auf die WSW und entsprechend Maria Reinigung am 2. Februar einfach aus einer Anpassung an den keltischen Kalender, als das Christentum im Westen Fuß zu fassen suchte. Da dies im Jahre 354 passiert sein soll, mitten im sogenannten Arianischen Streit, mag auch beabsichtigt gewesen sein, die Position derer zu stärken, die in Christus den „von Anfang an lebendigen Gott“ – der keine Taufe bzw. ‚zweite (menschliche) Geburt‘ braucht – sehen wollten. Allerdings ist es auch eine auffallend frühe Absage an die Position der Ostkirche.

Das wäre nur dann nicht verwunderlich, wenn man annimmt, dass die ‚keltische‘ Religion europaweit viel mächtiger war als bisher angenommen und sowieso gegen das byzantinisch-römische (?) Christentum stand.

Angeblich war die Verlegung der Geburt auf den 25. Dez. eine Kampfmaßnahme gegen die für die christliche Kirche nicht ungefährlichen heidnischen Kultfeiern für den Sol invictus, den unbesiegbaren Sonnengott (eben jenes Lichtes, das zur WSW wiederkehrt und 15 Tage danach am 6. Januar in Erscheinung tritt), wobei stets vergessen wird zu erwähnen, dass zur WSW bzw. am 25. Dezember auch die Geburt des Mithras war. Vermutlich wird im Mithraskult der Bund Mithras mit dem unbesiegbaren Licht = sol invictus zelebriert. Warum dies nicht am 21. = WSW, sondern am 25. geschieht, weiß ich nicht (Handelte es sich vielleicht um eine 3 Nächte und Tage dauernde ‚Geburt‘, so dass diese erst am 4. Tag gefeiert werden konnte oder stammt das Datum aus einer früheren Zeit, als bei einem 365-Tage-Kalender mit (oder ohne) Schalttag die Wintersonnenwende noch auf den 25. 12. gefallen ist, während sie mittlerweile auf den 21.12. fällt (ein Hinweis von Heribert Illig)?

Mit Sol invictus verbunden gewesen sei auch die heute bei Maria Lichtmess – daher der Name – durchgeführte heidnische Kerzenweihe als wirksames apotropäisches Mittel. Für Stöber ist Lichtmess eine „geradlinige Fortsetzung des römischen Fackelfestes“; wegen der 5 ‚witter‘ er ein Venusfest. Zweifelhaft ist mir inzwischen die frühe „Kampfmaßnahme“, die m.E. erst viel später einsetzte.

Moser findet in der Sammlung von Heiligenlegenden (*legenda aurea*) des Jacobus de Voragine (Dominikaner und Erzbischof von Genua), dass die römischen Frauen im Monat Februar ein Lichterfest gefeiert hätten, um an den Raub der Proserpina durch den Höllenfürsten Pluto bzw. die verzweifelte Suche der Eltern nach ihrer Tochter mit Fackeln und Lichtern zu erinnern. Damit hat er erst ca. 1270 das heidnische Fest zu einem christlichen Rührstück umgemünzt, denn

„es falle schwer, eingeführte Gewohnheiten wieder aufzugeben. Deshalb habe Papst Sergius [687-701 !] angeordnet, diesen alten Umgang zu Ehren der Proserpina in einen Umgang zu Ehren der Gottesmutter Maria umzuwandeln. Am 2. Februar, M. Lichtmeß, sollen die Christen künftig jedes Jahr mit brennenden Kerzen und geweihtem Wachs alle Welt erleuchten.“

Dumm nur, dass andere Quellen diese Umdeutung der andächtigen Gewohnheit schon Papst Gelasius (492-496) zuschreiben. Zu allem Überflus datiert eine Chronik von 1415 die Einführung des Festes „bei den Griechen“ ins Jahr 541. Wir haben hier die oben genannten zwei Möglichkeiten bestens vor uns: In der Phantomzeit war es auf keinen Fall. War es nun früher oder später? Ich plädiere – relativ beweislos – für ‚später‘, ins frühe 13. Jh.

Fassen wir zusammen: Beim keltischen Kalender haben wir 40 Tage zwischen WSW (‚Geburt‘ des Lichts) und 1. Februar sowie anschließende 15 Tage ‚Übergangs- und Reinigungszeit‘. Beim byzantinisch-orthodoxen Kirchen-Kalender haben wir die mysterienkultische Personifizierung des Lichts und seltsamerweise 15 Tage zwischen WSW und ‚Geburt‘ am 6. Januar sowie 40 Tage ‚Reinigung‘ danach bis zum 15. Februar. Auffällig ist, dass die Zeiten gegenüber dem keltischen Kalender nur vertauscht sind. Beim römischen Kirchen-Kalender haben wir die gleichen Daten wie im byzantinischen, nur mit anderer ‚Gewichtung‘, da die ‚Geburt‘ bereits – wie im keltischen und bei Sol invictus/Mithras – nun wiederum die WSW ist, aber die eines Gottes(sohnes).

Meiner Ansicht nach sieht das ganz danach aus, dass der keltische Kalender – was immer darunter genau zu verstehen ist! – der ursprüngliche ist. Auch bei den verschiedenen genannten Festen und Festzeiten handelt es sich m.E. keineswegs um lauter verschiedene ‚Kulte‘, die das Christentum alle ‚unter einen Hut‘ zu bringen vermochte, sondern um regional zwar unterschiedlich bezeichnete und gefeierte, doch insgesamt im gesamten keltischen Kalender verankerte Festzeiten.

Schauen wir auf der Suche nach einem Venusfest zu Anfang Februar sicherheitshalber noch mal in *Pauly-Wissowa*, so erfahren wir, dass Venus seit -295 zwar im italisch-römischen Staatskult bezeugt sei, dass aber Cincius und

Varro mitteilen, es gebe keine Venusfeste und -opfer in Rom von Alter und Bedeutung. Werden vielleicht eher Kenner der byzantinischen Kulte fündig? (P.-W. nennt dann aber doch ein paar Venusfeste in Rom, aber keine zum gewünschten Datum.)

Nachdem wir, je länger, desto verunsicherter – doch nicht ergebnislos – auf der Stelle getreten sind, begeben wir uns mit Knapp 73 Tage weiter. Das wäre dann der „**16. April. Der 15. ist der Tag des Erzengels Raphael**“ [Knapp 21]. Wir sind enttäuscht, dass Knapp hier irgendwie schummelt, denn es ist ja kein Marienfest, sondern

„dieser [Erzengel] muss sonnenkultisch einst die selbe Rolle gespielt haben wie der Erzengel Gabriel im Mondkulte [...] Sein Tag ist also, wenn auch heute nicht mehr Marienfest, so doch noch verständlich“ [ebd.].

Für Knapp sind auch ohne Velikovsky's Katastrophismus die Erzengel Himmelskörper; doch nun dürfen wir rätseln, was der Sonnenkult nach Knapps Meinung mit einem Venusfest zu tun hat, um pentagrammatisch ‚verständlich‘ zu sein.

Werden wir irgendwo Raphael-fündig? Velikovsky identifizierte Gabriel (hebr. Mann Gottes) als Planeten Mars, Michael (hebr. Wer ist wie Gott?) als Venus, Raphael (hebr. Gott heilt) gar nicht. Zvi Rix sieht [nach Goodenough] in Gabriel die Venus. Blicke für Raphael der Merkur? Pure Spekulation. Früher [1997] habe ich Michael als Merkur gedeutet. Sicher ist auch dies für mich nicht. Danino identifiziert die sieben Erzengel der zoroastrischen Theologie als ‚Wesenheiten‘ der damals bekannten Planeten, und zwar ausgehend von einer hebräischen Namensliste des Buches Esther. Merkwürdigerweise tauchen die uns bekannten hebräischen Namen darin nicht auf. Im apokryphen Buch Tobias spielt Raphael eine wichtige Rolle. Obwohl er darin ebenfalls „einer von den sieben Engeln“ [12:15] genannt wird, halte ich es für möglich, dass die uns geläufigeren Namen nicht alle unterschiedliche Planeten bezeichnen, sondern unterschiedliche Eigenschaften von (einem oder wenigen) Planeten benennen – gemäß verschiedenen Phasen ihres ‚Tuns‘. Wie auch immer – als ‚Venusfest‘ trägt der 15. April nicht.

Nach hoffnungsvollen 73 Tagen wird die Sache am **28. Juni** scheinbar nicht besser. „Auch er ist heute kein Marienfest“. Jedoch:

„Der Tag fällt in die Oktav des Täufers (24. Juni) und das hierher gehörende Fest liegt genau hinter diese Oktav *verschoben als Mariae Heim-suchung auf dem 2. Juli*“ [Knapp 21].

Knapp erwähnt, dass dies Verschieben hinter eine Oktav durchaus noch üblich sei, z.B. wird Mariä Verkündigung hinter die Oktav von Ostern verschoben,

wenn es in die Karwoche fällt. Das Fest gehört nicht zu den eingangs genannten ‚alten Marienfesten‘ und ich konnte weder etwas besonderes dazu, noch einen Zeitpunkt für seine Entstehung ausmachen. Lediglich die Aussage im Marienlexikon, dass dies Fest eigentlich auf den 31. Mai gehöre, „mit Rücksicht auf die tiefe Verwurzelung in der Volksfrömmigkeit im dtsh. Sprachgebiet“ aber am 2. Juli gefeiert werde, wobei unklar bleibt, was das Volk zuvor am 2. Juli zu feiern pflegte. Im Norden feierte man seit jeher am 21. Juni die Sommersonnenwende; um dieses Fest zu unterbinden, wurde es von den Christen ‚Johannistag‘ getauft, um als dreitägiges Fest am 24. mit dem Tag Johannis des Täufers beendet zu werden. Ein Marienfest hätte hier schlecht hingepasst, also bleibt die Frage, ob es deshalb auf eine ‚angemessene‘ Zeit danach (eine Woche) verschoben wurde. Jedenfalls geraten die 73 Tage ziemlich ins Schlingern.

Von hier gelangen wir zwar nicht am 9., aber doch **8. September** wieder zu einem richtigen alten Marienfest, nämlich dem ihrer *Geburt*. Knapp ist darüber so beglückt, dass er meint, genau zu wissen, warum sie auf den 8. September verlegt wurde (eben wegen der notwendigen 73-tägigen Pentagramm-Folge), doch schreibt Moser ohne weitere Angaben, Maria verdanke diesen Geburtstagstermin der Weihe einer Marienkirche in Rom. Das Fest wurde angeblich bereits im 6. Jh. in Konstantinopel, Jerusalem und anderswo gefeiert, im Westen aber erst im 7. Jh. eingeführt. Kann es sein, dass die abendländische Füllung der Phantomzeit zu einer anschließenden Noch-früher-Datierung in Byzanz führte (anlässlich der bekannten Umschreibungsaktion aller Texte, wonach man ohnehin keiner byzantinischen Quelle vor 1000 mehr trauen darf)?

Nach weiteren 73 Tagen sind wir am **21. November** zweifelsfrei am *Fest der Opferung der vierjährigen Maria*. Gemeint ist die Einführung der Maria in den Tempel; auch dies wurde im Osten bereits vor dem 7. Jh. gefeiert. Mit dem folgenden Februarbeginn schließt sich der Kreis, und Befremden liegt in der Luft. Wo sind die beiden anderen ältesten und wichtigen Marienfeste geblieben?

Knapp erwähnt auch diese Feste, ohne zu bemerken, dass er damit einen zweiten Jahreskreis eröffnen muss; die fünf Marienfeste ergeben einfach kein Pentagramm. Am **25. März** ist das Fest *Mariä Verkündigung*, also die Empfängnis Jesu, welches dem Weihnachtsfest um genau 9 Monate vorausgeht. (Da dies eine natürlich notwendige Bedingung war, sollte die Verkündigung am 6. April stattgefunden haben, so lange das Weihnachtsfest auf den 6. Januar fiel.) Dem Fest Mariä Geburt am 8. September geht *Mariä Empfängnis* (8.

Dezember) ebenfalls 9 Monate voraus. Das ist „der Unbefleckten Empfängnis“, die fleischesfeindliche Katholiken als ‚unbefleckte Empfängnis‘ interpretieren, weil es sich dogmatisch gesehen um reine Geistzeugung gehandelt hat. Dabei ist ursprünglich mit dem Begriff gemeint, dass Maria dank Gottes Willen von allem Anfang an frei von der Erbsünde war, die seit dem Sündenfall im Paradies alle Menschen ‚befleckt‘.

Insofern mussten neun Monate Schwangerschaft zuverlässig verhindern, dass alle fünf großen Marienfeste in einem Pentagramm mit einer ‚Sprungweite‘ von 73 Tagen untergebracht werden konnten. Knapps Konzept konnte einfach nicht aufgehen.

Laut *Marienlexikon* führten zur Festlegung auf den 25. März folgende Faktoren: vorherige Einsetzung der Geburt Christi auf den 25. Dezember, vielleicht weil dies der Tag des Beginns der Welt gewesen sei. Übergangen wird hier, dass der 25. Dezember der Feiertag des Sol Invictus war, der wiederum wegen des Geburtstag des Mithras dort fixiert worden war. Außerdem sei nach einem Überlieferungsstrang Jesus am 25.3. gekreuzigt worden.

Nach Sartori heißt es an diesem Tag in den nördlicheren Gegenden: „Ploog-Marien zieht den Pflug zu Felde“, es wird die erste Ackerfurche gezogen. Die estnischen Strandbauern gehen in dieser Nacht das erste Mal auf Fischfang. In einigen Gegenden wird der Tod in Gestalt einer Strohfigur mit reichem Frauenschmuck und gelbem Schleier ausgetragen: „die Marienjungfer verbrennen“. In Kroatien fürchtet man, am Benediktstage (21.3.) könnten die Rosse behext werden. Hier hilft Illigs Klarstellung weiter, dass es zwei Stränge von Jahreseckpunkten gab:

21.3. / 21.6. / 23.9. / 21.12. im Osten, ausgehend von Alexandrien; und

25.3. / 25.6. / 27.9. / 25.12. in Rom und im Westen [Illig 52-55].

Abwechselnd wurden die Feste dem einen oder anderen Zyklus zugerechnet, manchmal auch beide Zyklen durch ein längeres Fest miteinander verknüpft, wie am 21.6. bis 24.6.

Nach weiteren 73 Tagen sind wir beim **6. Mai**, wo kein besonderes Fest in der Nähe zu sein scheint. Der 1. Mai, das keltische Neujahrsfest Beltane, kann wohl kaum dafür eingesetzt werden.

Nach wiederum 73 Tagen erreichen wir am **15. August** das höchste und vermutlich älteste Marienfest: *Mariä Himmelfahrt* (Zur Delikatesse dieser Bezeichnung s. Siepe [152 f.]). Bis ins 6. Jh. wurde am 15. August ihr Todestag gefeiert, drei Tage später ihre Himmelfahrt (Nach Moser war der Todestag der 18. Januar, bis zur Himmelfahrt wären unwahrscheinliche 7 Monate vergangen). Unter Kaiser Mauritius (582-602) legte man beide Feste zusammen. Auf

der Synode zu Mainz 829 hinkt der Westen damit wieder nach, doch im 9. Jh. ist das Fest weit verbreitet (Man lese jedoch bei Siepe den hohen Grad der Wahrscheinlichkeit für eine Datierung dieses Festes als katholisches ins 12./13. Jh.). Interessanterweise nennt das Marienlexikon für den 15. August als „Thema der Himmelfahrt“ die „Entschlafung“, die zuerst noch „Gedächtnis“ hieß und dessen Anfänge im 5. Jh. liegen sollen. „Im Gebären hast du die Jungfräulichkeit bewahrt, im Entschlafen die Welt nicht verlassen, Gottesgebärende“. Dies scheint mir ein Vers, der eher aus dem Kult der griechischen Demeter und Kore stammen könnte. Nirgendwo sonst fand ich etwas über diese Bedeutung.

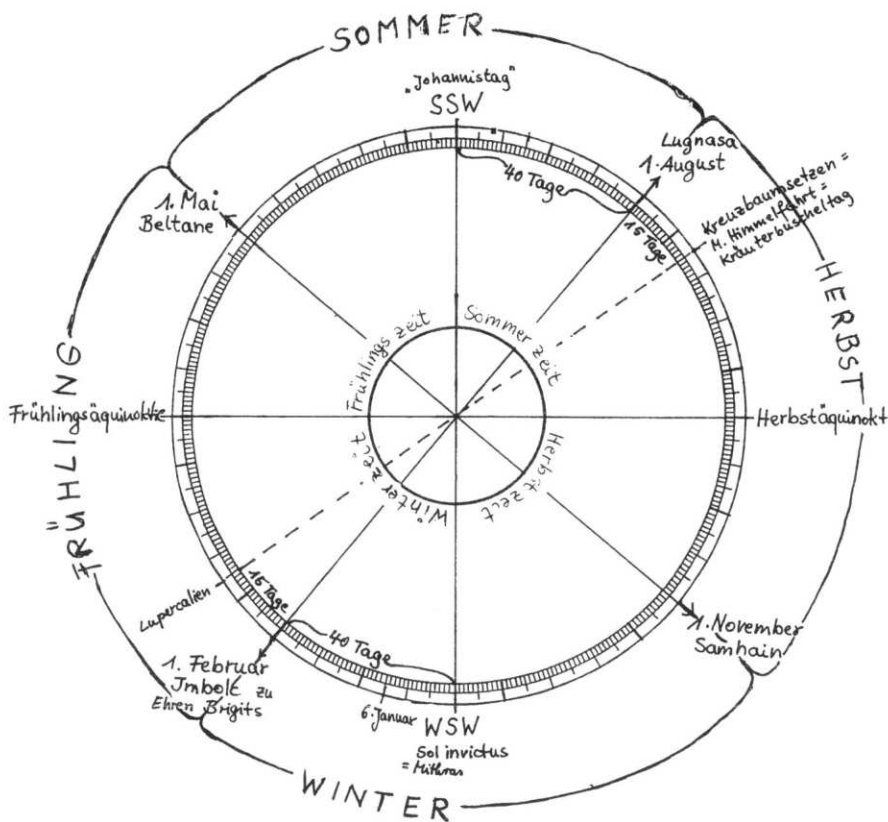
Der 15. August war ein Frauentag (was aufhorchen lässt, denn auch die Zeit vom 1.-15. Februar wurde vor allem von Frauen bestritten). Es erfolgte die Kräuterweihe der Gewürz- und Heilpflanzen (das römische? Erntedank-Fest für Nutz- und Nahrungspflanzen ist am 25. August). Dies war das Metier der Hagedissen, der weisen Frauen, die den Hag hüteten und im Katholizismus zur Hagse/Hexe wurden; man darf annehmen, dass die Kirche den alten ‚Kräuterbuscheltag‘ schlicht auf Maria umdefinierte. Sartori nennt Hintergründe für das Weihe-Fest: Am 15. August beginnt die *Zeit des sogen. Frauendreißigers*, d.h. in den 30 Tagen bis zum 8. September (Mariä Geburt) ist die ganze Natur dem Menschen hold und freundlich. Die giftigen Tiere verlieren jetzt ihr Gift und man kann sich ihrer am besten bemächtigen; die Kräuter haben ihre stärkste Kraft. Am 15. finden Wallfahrten zu bestimmten Brunnen statt. Die hannoverschen Wenden feiern an diesem Tag ihr Hauptfest, das Kreuzbaumsetzen (der Weltenbaum). Der neue Kreuzbaum, eine Eiche, wird auf einem Ochsenwagen mit Röcken bedeckt und ins Dorf gefahren. Das Vieh wird um den Baum gejagt, mit Bier bespritzt und eingesegnet. In Lüttich wurden alle Männer, die sich von ihren Frauen Misshandlung hatten gefallen lassen, am 15.8. verurteilt, auf einen Wagen gesetzt und von dort ins Wasser geworfen. Der ‚Kräuterbuscheltag‘ läutet also quasi den Beginn der Erntezeit ein.

Nicht vom 15., aber vom 18. August kommen wir nach 73 Tagen zum **1. November**. Das ist nun wieder kein Marienfest, sondern der keltische Anfang der 4. Jahreszeit, der ‚Jahresnacht‘, des Winters. Er heißt *Samhain*, nach dem Herrn des Todes, der in dieser Nacht des 31. Oktobers die bösen Seelen zu sich ruft. Es wurde auch geglaubt, dass in dieser Nacht das Böse die Macht hat, leibhaftig auf der Erde herumzuspuken. Als Abwehr dienten Opfer, Krach, Maskeraden, Feuer. Der Herbst wurde mit viel Vergnügungen, Schmauserei und Freudenfeuern verabschiedet; an diesem Tag wurden Gesetze und Grundbesitztitel erneuert und – vor allem in Irland – alle drei Jahre die Genealogien weitergeführt. Heute ist Halloween (von hallow = heilig) der

Vorabend des Allerheiligenfestes. Wiederum nach 73 Tagen befinden wir uns **Mitte Januar**. Wenn wir jetzt nicht ein bisschen schummeln und ein Vorrutschen vom 6. Januar postulieren, gibt es hier nichts zu finden.

Wir haben also allen Grund, mit der Aussage vom Pentagramm im Jahreskreis vorsichtig zu sein. Sicher scheint mir nur, dass alle wichtigen alten Festtage von der Kirche okkupiert, umgedeutet, und vermutlich auch verschoben wurden, sofern sie nicht einfach bekämpft, verboten und abgeschafft worden sind. Die Volksfrömmigkeit wird sich jedoch immer wieder ihr ‚Recht‘ geholt haben, bis versucht wurde, sie ‚mit der Wurzel‘ auszumerzen, wovon sich Europa bis heute nicht erholt hat.

„Keltische Rose“ = keltischer Kalender



Übersicht (Marienfeste fettkursiv, keltische Feste unterstrichen):

- | | |
|--|---|
| I. | II. |
| 1./2. Februar: <u>Imbolc</u> / M. Lichtmess | 25. März: M. Verkündigung 21.3. Frühlingsanfang |
| 15./16. April: Erzengel Gabriel | 6. Mai - ? (? 1.5. Beltane) |
| 24. (28.) Juni: Oktave Joh. d.Täufers | 15./18. August: M. Himmelfahrt (25.8. Erntedank ?) |
| 2. Juli: M. Heimsuchung (? 21.6. SSW) | 1. November: <u>Samhain</u> , Allerheiligen |
| 8. September: M. Geburt | 12. Januar - ? (? 6.1. Epiphania, Weihnachtsfest) |
| 21.11.: Opferung der 4-jährigen Maria im Tempel | |

Keltische Jahreszeitenfeste, entsprechend den Anfängen der Jahreszeiten am Persischen Golf [Shah]:

jeweils 40 Tage nach Solstitien und Äquinoktien

- 1. Februar: Imbolc. Frühlingsanfang zu Ehren Brigits, rituelle Reinigung
- 1. Mai: Beltane, Sommeranfang; Neujahrsfest?
- 1. August: Lugnasa, zu Ehren Lug's, Herbstanfang
- 1. November: Samhain, Winteranfang

Literatur

- Birken, Andreas (2001): „Der Untergang der Sothis, verursacht durch Lynn Rose. Eine Buchbesprechung“; in: *ZS* 13 (3) 383-392
- Blöss, Christian (1983): *Venus-Report*; Basel
- (1990): *Planeten, Götter, Katastrophen*; Frankfurt/M.
- Bühler, Walter (1996): *Das Pentagramm und der Goldene Schnitt als Schöpfungsprinzip*; Stuttgart
- Danino, Meir (1987): *Esther: Dechiffriert*; Basel
- Drößler, Rudolf (1990): *Astronomie in Stein*; Leipzig
- Fischer, Konrad (2000): „Zu Fragen der christlichen Lehre. Personen, Geschichte und Kosmologie“; in: *ZS* 12 (1) 46-52
- Goodenough, Erwin R. (1953): *Jewish Symbols in the Greco-Roman Period*. 8 Bände
- Illig, Heribert (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?*; München
- Knapp, Martin (1934): *Pentagramma Veneris*; Basel
- Marienlexikon* (1988-94), Hrsg. Institutum Marianum; Regensburg · St. Ottilien
- Moser, Dietz-Rüdiger (1993): *Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf*; Graz

- Müller, Angelika (1997): „Wer sind die Heiligen Georg und Michael?“, in: *ZS* 9 (3) 369-385
- Pauly-Wissowa (ab 1890): *Pauly'sche Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*;
- Rix, Zvi (1983): *Mitteilungen zur Sphinx*; Basel
- Sartori, Paul (1914): *Handbücher zur Volkskunde*. Bd.78: *Sitte und Brauch*; Leipzig
- Shah, Idris (1981): *Die Sufis*; Köln
- Siepe, Franz (2001): „Muttergottes in dunkler Zeit“, in: *ZS* 13 (1) 132-161
- Stöber, Otto (1981): *Drudenfüße. Monographie*; Neydharting
- Velikovsky, Immanuel (1978): *Welten im Zusammenstoß*; Frankfurt/M.

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Kontinuierliche Nachträge zur Mittelalterdebatte

- ♦ 5.10. *Die Woche*, Hamburg – Michael Berger: Am Anfang war die Lüge (Über U. Ecos neuen Roman; Erwähnung) ♦ 2001 *Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte* – Karl Mütz: Die „Phantomzeit“ 614 bis 911 von Heribert Illig. Kalendertechnische und kalenderhistorische Einwände (60. Jg. 11-23) ♦ 17.10. *Blickpunkt*, Marktredwitz – Lug und Trug in der Geschichtsschreibung (zum Vortrag am 18.10.) ♦ 18.10. Marktredwitz – *Studienkreis für europäische Kultur*: Vortrag von H.I. ♦ 20.10. *Südwestpresse*, Ulm – pn: Keine Phantomzeit ♦ 23.10. Dortmund, *Stadt- und Landesbibliothek* – Vortrag von H.I. ♦ 24.10. *Blickpunkt*, Marktredwitz – Andreas Fleischer: „Geschichte erstunken und erlogen“ ♦ 31.10. *Frankfurter Allgemeine*, Frankfurt – Jan Rüdiger: Harmlose Quersachlichkeit. Mittelalterforscher streiten über Moden, Medien und Methoden ♦ Nov. Tilman Bendikowski / Arnd Hoffmann / Diethard Sawicki (2001, *Buch*): Geschichtslügen. Vom Lügen und Fälschen im Umgang mit der Vergangenheit; Verlag Westfälisches Dampfboot, Münster ♦ 10.11. *Neue Osnabrücker Zeitung*, auch *Meppener Tagespost*: Wer lügt wann warum? Junge Historiker beschäftigen sich mit „Geschichtslügen“ ♦ 17.11. *Frankfurter Allgemeine*, Frankfurt – H.I.: Noch pergamentgläubiger (Leserbrief zum 31.10.) ♦ Ende Dezember 4/01 *Der Skeptiker. Zeitschrift für Wissenschaft und kritisches Denken* - Erfundenes Mittelalter. Schluss der Debatte mit dem Artikel von H.I.: Vergebliche Abwehr ♦

Karl der Einfältige (898/911-923)

Ist er mit *Carolus*-Münzen und KRLS-Monogrammen lediglich ein nichtswürdiger Imitator Großkarls oder liefert er das Urmuster für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser?

Gunnar Heinsohn

I. Die Initiation des Sammlers mittelalterlicher Münzen

Angehende Münzsammler werden von professionellen Ratgebern gerne damit ermutigt, dass sie insbesondere für das Mittelalter durchaus noch eigenständige Funde machen können. Immer wieder werden nicht nur Varianten bereits bekannter Münzen, sondern auch bisher nie gesehene Typen entdeckt. Dem ambitionierten Novizen wird aber auch umgehend nahe gebracht, wie er sich verhalten muss, wenn er seine Passion mit wissenschaftlichem Anspruch nachgehen will. Um ein gekauftes – und erst recht ein selbst gefundenes – Stück im Sinne der Fachdisziplin einordnen zu können, muss er genaue Kenntnisse der Zeitskala besitzen, denn Münzen „dienen [...] der Chronologie“ [Grasser 1976, 8]. Überdies muss er über eine „Regententabelle“ [ebd., 310] verfügen, damit er seinen Fund dann einem bestimmten weltlichen oder kirchlichen Herren korrekt zuweisen kann.

Dem angehenden Sammler wird also nicht aufgetragen, mit Hilfe seiner Entdeckung und der zugehörigen archäologischen Fundlage eine vorgefundene Chronologie oder die gerade gelehrte Herrscherliste auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen oder sie gar in Frage zu stellen. Vielmehr soll er ihr „dienen“. Der Außenstehende würde vielleicht vermuten, dass Wissenschaftlichkeit sich gerade durch einen solchen Prüfauftrag zu definieren hätte. Die Fachmediävistik jedoch sieht das ganz anders. Man tritt ihr mit der Unterstellung keineswegs zu nahe, dass der herrschende Zeitrahmen für die Geschichte das härteste Dogma der Geisteswissenschaften abgibt. Es lässt sich über fast alles – Motive, Ursachen, Auswirkungen etc. – innerhalb der Geschichte kontrovers diskutieren, aber die Platzierung der Ereignisse und Herrscher auf der Zeitskala gilt mindestens ab dem -1. Jtsd. als unumstößlich. *Die Chronologie ist heilig.*

Nicht nur der gestandene Professor, sondern jeder Gebildete versteht sich als Kenner der Chronologie, weil er ihre Jahreszahlen ja permanent verwendet. Die besten Köpfe unterscheiden sich von den weniger begnadeten ledig-

lich dadurch, dass sie die wichtigsten Daten und Namen der Geschichte auswendig hersagen können – oft schon seit der Schulzeit. Wer die Jahreszahlen nicht im Kopf hat, kennt zumindest renommierte Geschichtswerke, in denen er sie schnell und – da ist er überzeugt – zuverlässig nachschlagen kann.

Nirgendwo auf der Welt gibt es Studiengänge oder wenigstens Fachinstitute, die sich mit den Grundannahmen und Kontroversen aus den Zeiten der Erstellung der heute gelehrten Chronologie befassen. Regelmäßige Vorlesungen über die Geschichte der Chronologiebildung werden nicht angeboten. Selbst Blicke auf einzelne Aspekte der Chronologie durch sogenannte Hilfswissenschaften bilden die Ausnahme. Zentralprobleme wie die Diskrepanz zwischen Menge und Länge der historischen Epochen in den Lehrbüchern und den stratigraphisch wirklich ergrabenen Stufen der Geschichte in der Erde bleiben in den Universitäten dieser Welt ohne systematische Behandlung.

Dass die heute gelehrte Weltchronologie zwischen dem 10. und 17. Jh. zusammengestückelt worden ist und bereits mit den Werken des Franko-Italieners Joseph Justus Scaliger (1540-1609) *De emendatione temporum* (1583) sowie *Thesaurus temporum* (1606) kanonisiert war, gehört nicht zum gymnasialen Wissenskanon. Es gab damals keine Quellenkritik, keine Archäologie, keine internationalen Abgleiche und keinerlei naturwissenschaftliche Methoden. Dennoch hätten die Chronologiebastler wie durch höhere Fügung im wesentlichen gleich alles richtig gemacht. Warum lichte Köpfe wie Isaac Newton [1728] noch über hundert Jahre später diese Kombinationen aus frommen Überlieferungen und mystischen Zahlenrhythmen zurückgewiesen haben, wird nicht zu Gehör gebracht.

Gleichwohl werden dem Sammler mittelalterlicher Münzen diese Sachverhalte nicht eigentlich verschwiegen. Er hört dazu vor allem deshalb rein gar nichts, weil die Autoren der fachlichen Ratgeber ohne jeden Arg den Glauben an die Heiligkeit der Chronologie und der in sie eingefügten Herrscherlisten teilen. Sie können ihre Leser schon deshalb nicht täuschen, weil sie ohne jedes Bewusstsein darüber sind, dass sie mit der Chronologie ein von fehlbaren Menschen aufgestelltes Dogma vertreten.

II. Karl der Einfältige

(898[König]/911[Imperator]-923; geb. 879, gest. 929):

Imperialer karolingischer Dynastiestammvater und angeblich beschämender Imitator der übrigen karolingischen Karle

Den 1090. Geburtstag Frankreichs feiert mancher am 20. Dezember 2001, denn am 20. Dezember 911 soll Karl der Einfältige sich erstmals nicht nur –

wie seit 898 – ohne ethnische Spezifikation als König (*rex*), sondern als *rex Francorum* bzw. König der Franken bezeichnet haben. Es sei durch ihn an diesem Tag – allerdings an unbekanntem Ort – das erste Diplom für Lothringen begeben worden, dessen Gewinn seine Großreichsposition bestätigt. Kurze Zeit später – im Januar 912 – habe Karl dann auch unstrittig im lothringischen Metz residiert. Seine Wege sind nicht immer leicht nachzuvollziehen, weil so viele seiner Urkunden unter noch nicht geklärten Umständen verloren gegangen sind. Man geht – 1949 – davon aus, dass lediglich 27 Originale aus dem 10. Jh. erhalten sind. Von weiteren 97 Akten gibt es bestenfalls spätere Erwähnungen und Kurzauszüge oder auch sogenannte Kopien, deren Wahrheitsgehalt nicht geprüft werden kann, da sie erst zwischen dem 12. - 15. Jh. gefertigt wurden und von den Originalen nicht ein einziger Schnipsel gefunden werden konnte [Lauer 1949, I ff.].

Die Nachfolger Karls haben den *rex Francorum*-Titel dann im Sinne von König der Franzosen und nicht so sehr von König der Franken bis 1223 (Tod Philipps II. August) weiter verwendet. Nach über 300 Jahren also sind sie erst zum *rex Franciae* übergegangen. Die Mediävistik ist verwundert darüber, dass Karl den Titel *rex Francorum* zwar zu seiner Zeit wie eine Neuschöpfung aussehen lässt, in Wirklichkeit aber nur ein Imitat der „frühen Karolinger“ liefert [Schneidmüller 1991, col. 970; s. bereits Eckel 1899, 97], die selbst nach rätselhafter Pause von weit über hundert Jahren an die Verwendung dieses Titels bei den Merowingern anknüpfen. Denn des Einfältigen voller Name (Intitulatio) aus dem Jahre 911 lautet *Karolus divina propitiante clementia rex Francorum vir illustris*. Er ist identisch mit dem Titel zweier früherer Karle – Großkarl „zwischen 769 und 774 sowie Karlmann zwischen 769 und 772“ [Ehlers 1985, 25]. Das Kürzel *R F* findet sich sogar schon auf Münzen, die in das Jahr 754 Pippins des Kurzen platziert werden.

In der Titulatur wird von Karl dem Einfältigen also nicht nur anderthalb Jahrhunderte zurückgegriffen, sondern überdies auch gleich noch ein zweites Mal der Beginn eines universalen Frankenreiches feierlich markiert. Das gilt als mysteriös, weil mit dem Bonner Reichsteilungsvertrag von 921 – dazu gleich mehr – gerade während der Herrschaft Karls die Teilung des Frankenreiches in Ost und West, in Deutschland und Frankreich erfolgt.

Warum der *rex Francorum*-Titel **vor** Karl dem Einfältigen verloren gehen konnte bzw. warum mit ihm zweimal – zuerst unter Großkarl/Karlmann und dann wieder unter dem Einfältigen – begonnen wurde, ist der Mediävistik niemals verständlich geworden. Denn anschließend hat man keinerlei Schwierigkeiten damit, den Titel über etliche Jahrhunderte ungebrochen durchzuhalten. Zwischenzeitlich – so wird einstweilen spekuliert – sei das *Francorum* überflüssig geworden bzw. habe das bloße *rex* ausgereicht, weil kein

„christliches Königtum vorhanden war, von dem sich das fränkische durch ethnischen Zusatz hätte abheben müssen“ [Ehlers 1985, 26].

Hier gelingt den Gelehrten in ihrer Erklärungsnot eine interessante Kapriole. Weil Karl seine 898 begonnene Großreichspolitik für alle Franken schließlich aufgeben musste – allerdings erst im Jahre 921 zu Bonn (dazu gleich mehr) – hat er schon im Jahre 911 mit seiner Intitulatio signalisiert, dass er eigentlich nur eine französisch „regionale Konsolidierungspolitik vorantreiben“ wollte [Ehlers 1985, 26 f.]. Weil sich Karl in der Tat am Ende auf das Franzosenreich beschränken muss, habe er in Wirklichkeit auch nie etwas anderes gewollt.

Nach dieser Lehre mache sich also Karl im Jahre 898 sehr erfolgreich an das Schmieden eines Großreichs, das er 911 mit dem Gewinn Lothringens auch realisiert. Dann jedoch scheitert er im Jahre 921. Er habe dieses Fiasko aber nicht nur vorausgeahnt, sondern von vornherein erstrebt und sich deshalb listigerweise schon auf dem Höhepunkt seiner imperialen Macht im Jahre 911 einen Titel (*rex Francorum*) zugelegt, der nicht nur als Franken-, sondern auch als bescheidener Franzosenkönig gelesen werden kann. Im Angesicht der Niederlage konnte er dann unschuldig verlautbaren: ‚Ihr Toren, ich wollte eh‘ nur das kleine Franzosenland und nicht als Kaiser das ganze Frankenland. Nicht ich habe verloren, sondern ihr seid alle an der Nase herumgeführt worden‘.

Solch atemberaubender Gedankenaufwand – nicht Karls, sondern der Mediävistik – hätte sich längst erübrigt, wenn die Möglichkeit einer Fehlverwendung von Dokumenten Karls des Einfältigen, die jetzt als verloren gelten, für die quellenmäßige Unterfütterung fiktiver früherer Karle ins Auge gefasst würde. Dafür jedoch müsste die Mediävistik über sich selbst nachdenken und nicht über allerlei Durchtriebenheiten Karls des Einfältigen.

Erst sieben Jahre nach dem Tode Karls (929) erscheint in der Literatur ab etwa 1000 der *cognominatus simplex* (in den *Miracula s. Apri* aus Toul). Man wollte damit womöglich die Schlichtheit bzw. Gutmütigkeit des Herrschers zum Ausdruck bringen, so dass auf Deutsch besser vom einfachen als vom einfältigen Karl zu reden wäre. Von direkten Zeitgenossen gibt es allerdings nichts, was auf einen verminderten Status Karls vor 921 verweist. Das alles gehört schon in die frei schaffende Historiographie und nicht in die belegbare Geschichte.

Man sollte erwarten, dass eine Nation über ihren ersten König sehr gut Bescheid weiß, sich zumindest entschieden für ihn interessiert. Für Karl hingegen ist das wissenschaftliche Interesse immer bescheiden gewesen. Ihm zuzuweisende *Karolus*-Dokumente seien – aufgrund der immer wieder beklagten Verluste – extrem rar. Das erstaunt, weil er ja spät kommt und in die

ab dem 10. Jh. einsetzende Blütezeit des Mittelalters hineinführt. Da sollte der Stoff gerade reichlicher fließen. Hingegen hat man früheren *Karolus*-Figuren aus der eher dunklen Zeit des 8. und 9. Jhs. ungleich mehr Dokumente und Münzen zugewiesen.

Für *Karolus Simplex* wird es 1844, bis ihm erstmals eine – gerade fünfzigseitige – Broschüre gewidmet wird [Borgnet]. Insgesamt braucht es von Karls Titulatur *rex Francorum* 988 Jahre, bis die erste veritable Monographie über ihn erscheint. Erst im Jahre 1899 nämlich legt Auguste Eckel mit *Charles le Simple* ein schmales Bändchen von 168 Seiten vor. Es ist bis heute das einzige geblieben, weshalb es im Jahre 1977 in einem Reprint von neuem zugänglich gemacht wurde.

Es mutet bei erstem Zusehen ein wenig paradox an, dass die These von der Existenzlosigkeit des dreihundertjährigen Frühmittelalters aus der bautenlosen Zeit vom frühen 7. bis zum frühen 10. Jh. gerade den einfältigen Karl, über den man doch so rätselhaft wenig weiß, als realen Karolinger in den Büchern belässt:

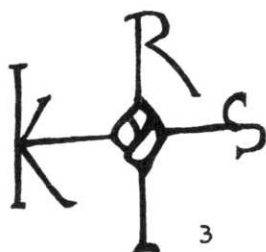
„Zum besseren Verständnis sei hier eingeflochten, dass [...] in Westfranken von 911 bis 987 eine Karolingerlinie in der Geschichte und an der Herrschaft bleibt. So ließe sich auch die immer wieder gestellte Frage, ob es nicht doch einen ‚kleinen‘ Karl gegeben habe, der dann groß gemacht wurde, dahingehend beantworten, dass ‚der zur Hälfte reale‘ Karl der Einfältige (879-929, reg. 898-922) zum Namenspatron für einen äußerst klugen und großen Karl gemacht worden sein könnte“ [Illig 1998, 60 f.; s.a. 1999a, 80].

Der Autor hat sich der These von *Simplex*-Karl aus dem 10. Jh. als der Originalvorlage für die anderen bzw. ‚früheren‘ karolingischen Karle des 8./9. Jhs. angeschlossen [Heinsohn 1997]. Für *Simplex* müssen die an sich schon spärlichen echten Dokumente und Münzen deshalb – und keineswegs rätselhaft – so rar sein, weil die meisten von ihnen für die fiktiven Karle der archäologielosen Zeit zwischen 750 und 900 in Einsatz gebracht worden sind.

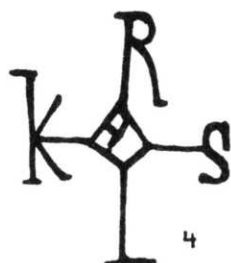
Ungeachtet ihrer Nöte mit der Interpretation und Quellenarmut von *Karolus Simplex* ist für die herrschende Lehre doch unstrittig, dass schon die kargen Überbleibsel seinen „Anlauf zu karolingischer Hegemonialpolitik“ [Schieffer 1977, 187] unmissverständlich herausstellen. In seinen imperialen Zielen muss sich *Simplex* also vor Figuren wie Großkarl, Kahlkarl und Dickkarl nicht verstecken. Ab 898 verfolgt er „sein Konzept karolingischer Restauration“ [Ehlers 1985, 25]. Und wie Großkarl führt er ein kaiserliches Siegel mit Lorbeerkranz [3 Abb. bei Lauer 1949, Taf. IV], obwohl die Mediävisten ihn als Kaiser nun wirklich nicht wollen. *Simplex*-Karl unterscheidet sich von Großkarl und den



2



3



4



Karl der Große und Karl der Kahle



6

5



Pippin II.



Ludwig II./III.



Karlmann



Rudolf



Odo



Ludwig der Jüngere

Abb. 2: Kaiserliches Siegel Karls des Einfältigen [Umzeichnung nach www.weltchronik.de] **Abb. 3:** Karlsmonogram auf den fünf Bänden Beumann et al. [1965-68] **Abb. 4:** Karlsmonogram auf Hägermann [2000; drei Umzeichnungen von J. Sidorczak] **Abb. 5:** Übersicht zu karolingischen Münzmonogrammen mit dem KRLS-Monogram in der obersten Zeile, aber mit Unterschlagung Karls des Einfältigen, der es vielfach verwendet, im ansonsten genauesten aller einschlägigen Münzkataloge [Haertle 1997, 5], der im ‚Kleingeschriebenen‘ *Simplex* das Monogram dann auch wieder zubilligt. **Abb. 6:** Zwei Fassungen des imperialen KRLS-Signumms Karls des Einfältigen aus dem 10. Jh. [Lauer 1949, Tafel III]

übrigen Karlen allerdings elementar dadurch, dass er nun einmal lediglich der „letzte“ Karolinger gewesen sei, der – nur kurzfristig und obendrein unvollkommen – von 911 bis 921 West- und Ostfranken in einem Großreich zusammenfassen konnte. Allerdings sei er nicht einmal dabei Kaiser gewesen (Abb. 2).

Karls bitterer Bonner Reichsteilungsvertrag vom 7. November 921, den er 911 schon listig vorausgesehen habe, bringt formal die Entstehung Deutschlands – mit Heinrich I. – und Frankreichs mit ihm selbst als Herrscher. Diese Teilung von West- und Ostfranken verstört dadurch, dass sie wie eine Nachahmung des Teilungsvertrages aus dem Jahre 843 (Verdun) anmutet, der in die zur Streichung vorgeschlagene 300-Jahr-Periode fällt. Die Mediävistik hat sich [Ehlers 1985, 11] bekanntlich keinen Reim darauf machen können, dass das im Ergebnis von Verdun

„Karl dem Kahlen zugefallene Westreich im wesentlichen die Ostgrenze zum mittelalterlichen deutschen Reich seit 925 vorwegnahm.“

Die 925er Grenze ist die von Karl dem Einfältigen in Bonn akzeptierte. Die merkwürdige historische Verdopplung der Grenzziehung – einmal 843 und dann wieder 921 – würde bei Streichung von 300 Jahren zwischen dem 7. und 10. Jh. entfallen. Es gibt aber auch noch die Verdreifachung des 921er Teilungsvorhabens im Wormser Reichstag von 829 sowie seine Vervierfachung in der *Divisio regnorum* von 806. Die Vierfachverwendung lediglich einer Reichsteilung durch die Mediävisten wäre mithin das Resultat ihrer Not, leere Zeiträume mit Aktivität beleben zu müssen.

Die Titulaturen Karls und Heinrichs unter dem Bonner Vertrag von 921 machen nun vollends deutlich, dass Karls *rex Francorum* von 911 nie und nimmer eine Beschränkung auf das Franzosenland und den Verzicht auf eine Kaiserposition des *vir illustris* ausgedrückt haben kann, sondern auf ein fränkisches Imperium zielte und nichts sonst. Denn beide Herrscher nennen sich in Bonn *rex Francorum*. Karl erhält nun jedoch den mindernden Zusatz *occidentalium* und wird damit König der westlichen Franken. Heinrich hingegen erhält den Zusatz *orientalium* und wird damit auf das Königtum der Ostfranken beschränkt [Ehlers 1985, 30]. Hätte Karl schon 911 das Projekt lediglich eines Franzosenlandes vorangetrieben, dann hätte er sich eben damals schon als *rex Francorum occidentalium* bezeichnen müssen. Es ist in diesem Jahre 2001 am 7. November also erst der 1080. und nicht schon – bezogen auf 911 – der 1090. Geburtstag Frankreichs zu feiern. Auch Deutschland erreicht am selben Tag dasselbe Alter – keine Bonner Republik, aber halt doch das Bonner Reich.

Dafür könnte man am 20. Dezember 2001 die 1090. Wiederkehr des Gründungstages des fränkischen Groß- und Kaiserreiches begehen. Es dauerte nicht von 614 (ab Arnulf von Metz gerechnet) oder 751 (ab Pippin dem Kurzen gerechnet) bis 921, sondern nur ein Jahrzehnt von 911 (*rex Francorum*-Titulatur Karls) bis 921 (Bonner Reichsteilung zwischen Karl als nur noch *rex Francorum occidentaliū* und Heinrich als nun immerhin *rex Francorum orientaliū*).

Die Kindheit Karls, die jetzt an das Ende des 9. Jhs. datiert wird (879-895), gehört dann realhistorisch – bei Wegfall von 300 Phantomjahren – an die Wende vom 6. zum 7. Jh. Wie Großkarl einem Pippin folgt, gerät durch die Streichung von drei Jahrhunderten auch der imperiale *Karolus Simplex* in die Zeit eines Pippin, also des großen *Majordomus* (Hausmeiers), der im 6./7. Jh. lebt und zusammen mit Arnulf von Metz das Chaos im merowingischen Austrien machtvoll beendet (dazu gleich mehr).

Sich überhaupt einem Großreichsprojekt verschrieben zu haben, trägt *Karolus Simplex* immer wieder strengen Tadel aus der Mediävistik ein. Der „übersteigerte Anspruch auf Herrschaft über alle Franken“ [Schneidmüller 1991, 970] passe eben nur zu einem Großkarl und wird *Simplex* entschieden übel genommen. Bei einem Letztkarolinger verkomme dieser Ehrgeiz zu einer regelrechten Kaiserpersiflage. Gleichwohl ist für die herrschende Lehre unstrittig, dass Karl der Einfältige ganz wie sein angeblicher Urahn als Dynastiengründer auftritt. „Als Stammvater einer neuen und letzten, nur noch westlichen Karolingerlinie“ [Schieffer 1977, 187] von 911- 987 werde er aber eben nur zum Gründerkönig des Franzosenreiches, nicht jedoch eines universalen Imperiums der Franken.

Nun ist durchaus die Pointe versucht worden, das Werden Europas nicht so sehr an die legendäre Kaiserkrönung Großkarls von 800 zu binden, sondern an Karl den Einfältigen als „letztem“ der gesamtfränkischen Karle. Europa ist – so Walter Schlesinger [1965, 794] – „zwar nicht aus dem Karlsreich, aber doch aus der Auflösung des Karlsreiches entstanden“, die *Karolus Simplex* 921 besiegelt. Wenn man aus dem „nicht aus dem Karlsreich“ ein „nicht war das Karlsreich“ machte, könnte der Satz Sinn gewinnen. Es ist dann nur ein einziger Karl, der – nach den zerstrittenen Franken der Merowingerzeit des frühen 7. Jhs. – für lediglich eine Dekade das fränkische Großreich realisiert, es dann aber nicht halten kann und die Bildung einer deutschen Nation mit ihrem *rex Francorum orientaliū* und einer französischen Nation mit ihrem *rex Francorum occidentaliū* entschieden widerwillig hinzunehmen hat.

„Denn es war natürlich eine gravierende ‚capitis diminutio‘ [Hauptesverminderung], dass Karl III. seinen Titel als *rex Francorum* mit Heinrich I. teilen musste“ [Brühl 1990, 173].

Das Unbehagen der modernen Historiker an Karl dem Einfältigen ist fast in jedem ihrer Texte mit Händen zu greifen. Er komme nicht nur spät, sondern schaffe dann mit dem zehnjährigen Großreich nichts wirklich Großes oder doch nichts Neues und benehme sich dabei entweder unglaublich listig oder unerträglich unreif, aber niemals kaiserlich. Denn er stiebitzte nicht nur den Titel *rex Francorum*. Obendrein „ahmte [er] Monogramm und Siegel Karls des Großen und Karls des Kahlen nach“ [Schneidmüller 1991, col. 979]. Sogar volle drei Karle – Karlmann, Großkarl und Kahlkarl – werden da von *Karolus Simplex* ausgebeutet, um eigentlich nur ein kleines Franzosenland zu repräsentieren. Wir werden sehen, dass er bei der Münzprägung den Text- und Formenschatz von noch mehr Karlen hemmungslos zu plündern scheint. Auch da führt er sich auf wie ein Kaiser, der er nach herrschender Mediävistik in keinem Falle sein darf. Erstaunlicherweise und doch konsequent erwähnt *Simplex* nicht einmal die ihm angeblich vorangehenden und imitierten Karle.

Karl der Einfältige würde vor der Zunft der Mediävisten ganz anders dastehen, wenn er all die für ihn unstrittigen Dinge als Erster gemacht hätte. Aber durchweg nur abzukupfern und nachzuahmen und dabei doch immer wieder nur wie ein blutiger Anfänger auszusehen, mutet so dreist und zugleich unbedarft an, dass die Historiker sich mit ihrer Geringschätzung des Mannes kaum genug tun können.

III. Verblüffende historische Parallelen zwischen dem Frankenreich des 6./7. und des 9./10. Jahrhunderts

Bevor wir uns weiteren Übereinstimmungen zwischen *Karolus Simplex* und den anderen Karlen zuwenden, sei noch einmal in Erinnerung gerufen, welche historischen Konstellationen der Franken bei Streichung von etwa drei frühmittelalterlichen Jahrhunderten direkt aneinander rücken würden. Es ist ja längst gesehen worden [Illig 1999a, 79 f.], dass im frühen 7. und im frühen 10. Jh. diejenigen Gebiete, die heute von Frankreich und Deutschland eingenommen werden, mit verblüffend ähnlichen Problemen zu kämpfen haben. Das Machtloswerden der Zentralgewalt in Paris stellt dabei die bekannteste Parallele dar. Sie ist auch der herrschenden Lehre wohl bekannt. So hatte Karl der Einfältige zu Beginn des 10. Jhs. hinzunehmen,

„dass das bedeutende weltliche und geistliche Königsgut des Pariser Raumes nicht etwa ihm selber heimfiel, sondern an Robert überging. Karl duldete und sanktionierte in solcher Weise die vorerst freilich noch fluktuierende Ausformung starker Mittelgewalten, der großen französischen Lehnsfürstentümer“ [Schieffer 1977, 185].

Diese Adligen beginnen denn auch im 10. Jh. mit eigenen Münzprägungen [Poey d'Avant 1858]. Ganz ähnlich forderte 300 Jahre zuvor

„der Adel auf der Synode und Reichsversammlung zu Paris (614) seinen Anteil an der Herrschaft. [...] Die Grafen sollten in Zukunft nur aus den im Gau eingesessenen Grundbesitzern ernannt werden. [...] Der Graf war nicht mehr nur Beamter, sondern Fürst in seinem Gau, Teilhaber an der Herrschaft im Reich“ [Löwe 1964, 102].

Merkwürdigerweise fehlen dann aber die zu erwartenden Adelsmünzprägungen.

Zweimal im Zeitraum von 300 Jahren wird hier die römisch-kaiserliche Verwaltungsstruktur ausgehebelt bzw. „germanisiert“. Diese Synthese „römischer und germanischer Elemente“ [Löwe 1964, 102] macht zum Abschluss der Eroberung des römischen Imperiums durch germanische Stämme im 6./7. Jh. ihren Sinn. Warum sich die Germanisierung nach drei Jahrhunderten germanischer Herrschaft im 9./10. Jahrhundert dann noch einmal abgespielt haben soll, ist immer unbegreiflich geblieben.

Die Parallelen zwischen dem frühen 7. und dem frühen 10. Jh. enden jedoch nicht mit dem zweimaligen Mächtigwerden des französischen Adels. Sie sind aus jedem historischen Kompendium (für die Merowinger etwa Bleiber [1988] oder Ewig [1988]; für die Karolinger zahllose Studien) leicht herauszuziehen und sollen hier nur tabellarisch präsentiert werden (s. Folgeseite).

Es sind solche Parallelen und die dazwischen liegende dreihundertjährige Zeit ohne archäologisch nachweisbare Bauten, aus der die Phantomzeitthese gewichtige Argumente zieht. In die 300 Jahre fallen nicht nur 150 karolingische, sondern davor auch 150 sogenannte Zerfallsjahre des Merowingerreichs, dessen klerikale Gliederung in Abb. 1 gezeigt wird.

IV. Das Monogramm Karls des Einfältigen und weiterer Karle

Wenn jemand Großkarl prägnant verdichten will oder einem Leser blitzartig signalisiert werden soll, dass es nun um den Überkaiser geht, wird das Karlsmonogramm gewählt. Man könnte sagen, die Beschreiber Großkarls haben gar keine andere Wahl. Sie müssen das Signum KRLS wählen, um die Einzigartigkeit des Mannes unzweideutig präsent zu machen. Als 1965 das gewaltige Kompendium *Karl der Große: Lebenswerk und Nachleben* in fünf Bänden erschien [Beumann et al. 1965-68], prangte auf jedem Leineneinband in Gold das KRLS-Monogramm und sonst nichts. Als 35 Jahre später aus der Bremer Mediävistik *Karl der Große: Herrscher des Abendlandes. Biographie* [Hägermann 2000] in einem dicken Folianten herauskam, schmückte auch dessen Leinen-

Merkwürdige Gemeinsamkeiten zwischen dem Frankenreich des 6./7. und des 9./10. Jahrhunderts

*Frankenreich im 6./7. Jh.
der Spätmerowinger*

Die Merowinger müssen in Paris
Macht an die lokalen Grafen
abtreten.

Germanisierung der römischen
Verwaltung

Rechtsrheinische Stämme sind
widerborstig.

Arnulf mischt sich aus dem
Osten ein.

Nur kurzfristig kommt es zur
Einigung von West- und Ost-
franken gegen 613.

Böhmen fällt an Franken.

Lothringen ist zwischen West
und Ost umkämpft.

*Frankenreich im 9./10. Jh. der
„Spät“-Karolinger*

Graf von Paris wird König. Auch als
Karl dann König wird, gewinnt er
nicht die Pariser Königsgüter.

Germanisierung der römischen
Verwaltung

Rechtsrheinische Stämme sind
widerborstig.

Arnulf heißt der Mächtige aus dem
Osten.

Nur kurzfristig kommt es zur Einheit
von West- und Ostfranken gegen 911.

Franken ist in Böhmen stark.

Lothringen geht hin und her und wird
dann ganz an die Ostfranken („Deut-
schen“) verloren.

einband nur ein goldenes Karlsmonogramm (Abb. 3). Einem möglichen Vorwurf mangelnder Originalität ist der Bremer Autor durch Auswahl einer anderen Ausführung des KRLS-Monogramms zuvorgekommen (Abb. 4).

So versessen sind die Großkarl-Autoren auf das Außerordentliche ‚seines‘ KRLS-Monogramms, dass sie den Leser gern im Unklaren darüber lassen, dass auch andere Karle dieses Signum zur Unterzeichnung von Dokumenten und zur Beschriftung von Münzen verwendet haben. Am ehesten erträgt man noch Kahlkarl, weil der ja auch Kaiser gewesen sei. Aber mit *Karolus Simplex*, der das KRLS-Monogramm ebenfalls führt, tut man sich extrem schwer.

Man kann sich einfach keinen Reim darauf machen, dass der sich anmaßt, monogramatisch als Kaiser daherzukommen. Der Mann wirkt einfach großtuerisch und peinlich. Selbst so ein ungemein genauer und mit seinem archiva-lischen Fleiß restlos imponierender Autor wie Clemens Maria Haertle unter-schlägt *Karolus Simplex* in einer Gesamtübersicht der karolingischen Münz-monogramme (Abb. 5), obwohl er über die *Simplex*-Münzen ausführlich be-richtet. In diesen Einzelbeschreibungen weist er dann das KRLS-Monogramm fünfzehnmal für *Simplex* nach [Haertle 1997, 875, 890, 901, 907-911].

Wo explizit einmal darauf hingewiesen wird, dass der Einfältige „Mono-gramm und Siegel Karls des Großen und Karls des Kahlen nach[ahmte]“ [Schneidmüller 1991, col. 979], werden die Imitate dem Leser gleichwohl nicht gezeigt. Sind sie so plump gehalten, dass man sie gleich erkennen kann oder haben sie die Qualität echter Fälschungen? Wie aber könnte da einer fälschen, ohne den Zeitgenossen aufzufallen? Was hätten denn seine Vertragspartner von ihm denken müssen, wenn er sich statt Abzeichnung mit einem eigen-ständigen kleinfranzösischem Signum plötzlich mit einer längst außer Gebrauch gekommenen KRLS-Unterschrift von fränkischen Kaisern wichtig machte?

Veröffentlicht sind zwei Versionen des KRLS-Signums auf *Karolus Sim-plex*-Urkunden (Abb. 6) seit über einem halben Jahrhundert [Lauer 1949]. Als der Autor sich das einschlägige Werk in der Bibliothek der Universität Bremen – einem Zentrum der Großkarlsforschung – besorgte, war es noch nicht einmal aufgeschnitten. Man erkennt an den Abbildungen umgehend, dass die ‚Nachahmungen‘ keine vagen Annäherungen an das ‚Original‘ oder gar plumpe Verschleifungen darstellen, sondern von Großkarls KRLS-Signum nicht zu unterscheiden sind, wenn man davon absieht, dass eben jede Mono-grammausführung als Handarbeit ein Unikat darstellt.

Auch in der herrschenden Lehre ist man sich darüber einig, dass von gut 250 Urkunden, die momentan Großkarl zugewiesen werden, schon jetzt über 100 als Fälschungen ausgeschieden werden müssen. Bei den Merowinger-urkunden sieht man den gefälschten Anteil sogar bei über 60 Prozent [Kölzer 2001]. Auch wenn der Anteil noch viel höher liegen sollte, dürften am Ende genuine Stücke übrig bleiben. Diese müssen außerhalb der zur Streichung vorgeschlagenen 300 Jahre ihren Platz finden, wenn die Phantomzeitthese ihre Falsifizierung abwehren will. Mit *Karolus Simplex* ist nun ein Kandidat ge-funden, der – ungeachtet der Pikiertheit unserer Mediävisten – Titel, Signum und Siegel nicht weniger kaiserlich führt bzw. ausführt als die zu streichenden kaiserlichen Karle. Was von denen als echtes Material erwiesen wird, ist also darauf zu überprüfen, ob es dem für beide Seiten der Kontroverse in den Bü-chern bleibenden *Simplex* ohne Schwierigkeit zugewiesen werden kann.

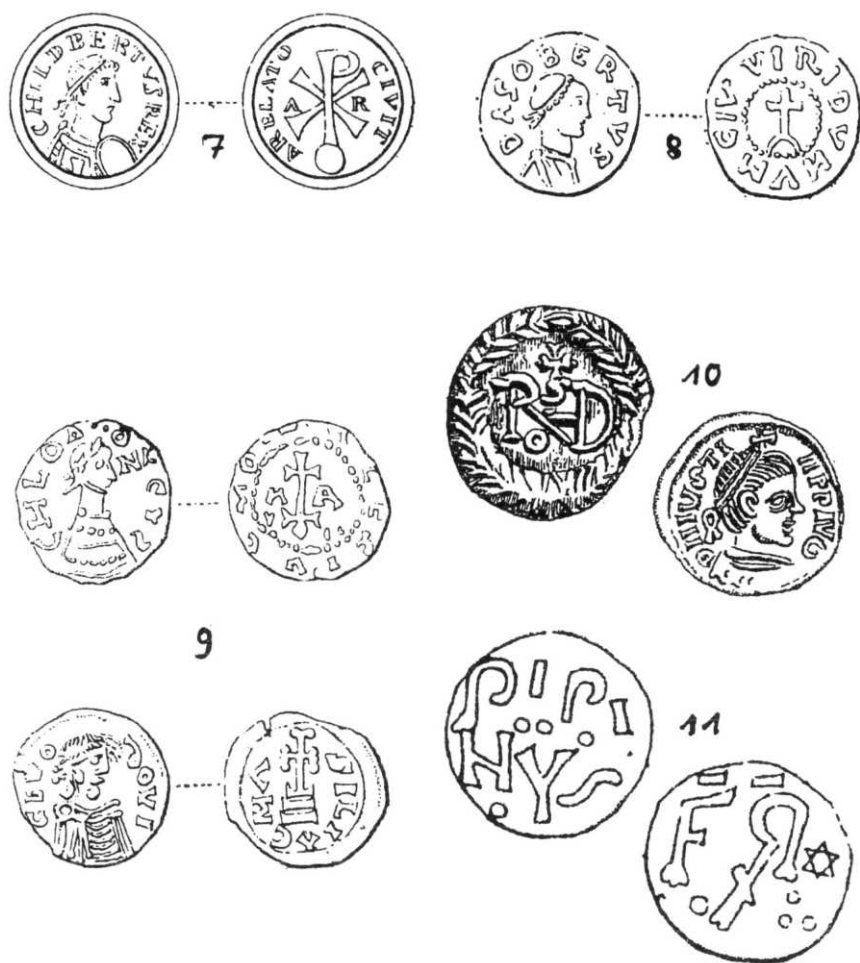


Abb. 7: Childebert-Tremissis mit Konstantins Monogrammkreuz, 6. Jh. [Prou 1896, XXXIX] **Abb. 8:** Dagobert-Tremissis mit Monogramm, 6. Jh. [Prou 1896, XLII] **Abb. 9:** Zweimal Chlodwig-Tremissis mit Monogrammevolution [Prou 1896, XLV] **Abb. 10:** Münze Theoderichs d. Großen (493-526) mit einer T-R-Verknüpfung unter dem Kreuz [Salin 1949, 350] **Abb. 11:** Ebroin-Denar [Umzeichnung aus Blanchet 1912, 246; Foto in Prou 1896, Taf. XIII/16; Hinweis von Christoph Stadler/Bremen]. Ist die Vorderseite noch spätantik gehalten, hat die Rückseite mit den beiden Dreiecken (Pünktchen) für das Salomosiegel (Davidstern) und dem Kreuz/E-Monogramm schon fast ‚karolingischen‘ Zuschnitt.

**Corrigendum zu *Zeitensprünge*, Nr. 4/2001, S. 644, Abb. 11;
G. Heinsohn, „Karl der Einfältige...“**

Auf S. 644 des Heinsohn-Textes wird als Abb. 11 aus Versehen nicht der in der Bildlegende beschriebene merowingische Ebroin-Denar, sondern ein Pippin-Denar gezeigt, der als erste „karolingische“ Münze den eigentlichen Karolus-Münzen direkt vorhergeht. Dieser Pippin-Denar illustriert die Textpassage auf S. 656 unten. Der fehlende Ebroin-Denar wird hier – in der von Christoph Stadler beschafften – Abbildung nachgeliefert. Die beiden Gruppen von drei Punkten unter und über dem Kreuz werden als Davidstern bzw. Salomo-Siegel interpretiert.

Ebroin-Denar [aus Blanchet 1912, 246]



Dass die Idee zum Karlsmonogramm griechisch bzw. byzantinisch inspiriert ist [Martin 2000, 100 ff.], wirkt sehr plausibel. Ob die Anregungen erst aus dem 12. Jh. stammen [ebd., 111] oder früher anzusetzen sind, ist allerdings zu überlegen. Dadurch, dass die Münzen mit dem KRLS-Monogramm – dazu unten mehr – ganz nahe an das Jahr 600 herankommen und von diesem nicht mehr 200 Jahre entfernt sind, gelangen sie in eine enge evolutionäre Verbindung mit merowingischen Monogrammen, deren oströmisch-griechische Herkunft ja auch für die herrschende Lehre unstrittig ist. Man sieht dann, dass gerade mit dem kreuzbasierten Monogramm einfallsreich experimentiert wurde (Abb. 7-9).

Die Monogrammexperimente sind dabei nicht einmal auf den merowingischen Bereich beschränkt. Auch die christianisierten Ostgoten versuchen sich – wiederum im 6. Jh. und ebenfalls byzantinisch beeinflusst – an einer Verbindung von Kreuz und Namen (s. Abb. 10). Von dahin ist der Weg zum Karlskreuz dann vielleicht gar nicht mehr so weit.

V. Die Münzen Karls des Einfältigen und der übrigen Karle

Konsens besteht zwischen herrschender Lehre und der These von 300 fiktiven frühmittelalterlichen Jahren, dass die als karolingische Münzen bezeichneten Fundstücke – Denare („Silberpfennige“) und Obolen – zwar nicht allzu zahlreich, zum guten Teil jedoch echt sind. Die ebenfalls existierenden und für beide Seiten unstrittigen Fälschungen befreien nicht von dem Problem, die genuinen Münzen korrekt einzuordnen. Die karolingischen Münzen waren aus Silber. Das Ingelheimer Goldstück aus Arles wird auch in der herrschenden Lehre sehr argwöhnisch betrachtet [Heinsohn 2001; Illig/Lelarge 2001].

Wenn zwischen 600 und 1200 nicht mehr 600, sondern nur noch 300 Jahre zur Verfügung stehen, müssen die Herrscher namhaft gemacht werden, denen die bisher ins 7.-10. Jh. verbrachten Münzen problemlos zugewiesen werden können. Sie müssen *vor* ca. 615 oder *nach* ca. 910 anzutreffen sein. Nun trägt keine die fränkischen Münzen eine Jahreszahl. Es gibt Namen, Titel, Bilder, Monogramme, Ortsbezeichnungen und die Zeichen von Münzstätten (vgl. die Komplettübersicht zu den Beschriftungen in Depeyrot [1998, 24-57]). Fast alle fränkischen Herrschernamen auf Münzen, die jetzt innerhalb der umstrittenen Zeit von insgesamt 300 Jahren in die 150 Jahre zwischen 750 und 900 platziert werden, gibt es – einfach oder mehrfach – auch in der *späteren* unstrittigen Periode ab *Karolus Simplex* (911) bis zum Jahr 1032, in dem die karolingischen Münztypen auslaufen [Depeyrot 1998, 56]. Es geht dabei um Namen wie Arnulf, Berengar, Karl/Karlmann, Lothar, Ludwig und Odo. Ar-

nulf und Lothar (Chlotar) gibt es zusätzlich während der *früheren* und weiterhin unstrittigen Zeit der merowingischen Franken des 6. und frühen 7. Jhs. Für alle diese Namen ist zumindest hypothetisch ein Münzherr auch bei Verzicht auf 300 Jahre dingfest zu machen. Exemplarisch soll das weiter unten an *Karolus*-Münzen gezeigt werden.

Auch die herrschende Lehre räumt unumwunden ein, dass aufgrund der Unveränderlichkeit der

„Gepräge und der Namensgleichheit der karolingischen Herrscher (Karl, Ludwig) die Münzen häufig nur mit Schwierigkeiten eindeutig zuweisbar sind“ [Reinhard 1999, „Karolingische Münze“].

Allein von den Münzen her kann also niemand auf ein halbes Dutzend Karle oder entsprechend häufige andere Herrschernamen schließen. Wie eingangs gezeigt, ist die Menge und Chronologie der ins 7. bis 10. Jh. platzierten Herrscher für die Münzforscher ein vorgegebenes Dogma. Ihnen ist noch niemals die Aufgabe gestellt worden, ihre Funde auf eine kürzere Chronologie mit weniger Karlen zu verteilen. Es spricht mithin für sie, dass sie rein von den Münzen her Schwierigkeiten haben, überhaupt mehr als einen Karl oder Ludwig etc. zu erkennen.

Die Münzen der Merowingerzeit (konventionell von 480 bis 750 angesetzt) sehen bis auf die frühesten fränkischen Silberpfennige – dazu gleich mehr – deutlich anders aus als die karolingischen. Sie sind zum guten Teil Nachempfingungen römischer und byzantinischer Stücke und von daher auch chronologisch passabel zwischen 480 und 600 einzuordnen. Nach 620 jedoch wird die Zuordnung ungemein schwierig. Ob nämlich eine *Hildebertus*-Inscription einem ersten, zweiten oder dritten König Childebert zugehört, kann von der Münze her nicht entschieden werden (zu den Schwierigkeiten vgl. sehr beredt Prou [1896, XXIX-LIII]; s. Abb. 12).

Die Münzen an sich können immer nur einen Childebert, Dagobert oder Sigibert etc. sicher belegen, weshalb man sich im Zweifelsfall für den jeweils ersten König dieses Namens zu entscheiden hätte und dann durchweg in der Zeit vor 620 landet. Aus diesem Grund ist jede Münzzuweisung an Merowingerkönige zwischen 620 und 750 mit Gegenargumenten konfrontiert. Die Fachforschung spricht für diese 130 Jahre vom „Zerfall der merowingischen Königsherrschaft“ [Kaiser 1993, 38], in der mysteriöserweise immer wieder dieselben Namen wie in der Zeit vor 620 mit eben denselben Konflikten zugange sind. Entsprechend können die Ereignisschilderungen als leicht veränderte Wiederverwendungen früherer Geschichten eingeordnet werden. Die These von den 300 fiktiven Jahren streicht diese Zeit eines 130 Jahre währenden Absturzes ersatzlos und kann alle ihr zugewiesenen Artefakte problemlos un-

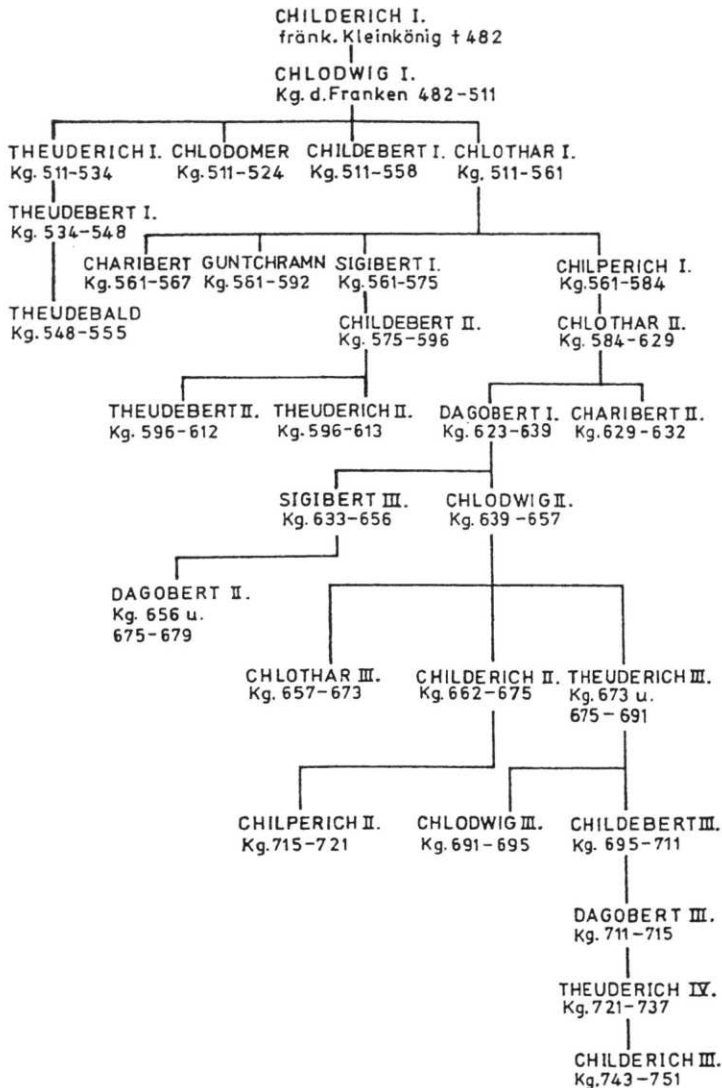


Abb. 12: Stammtafel der merowingischen Frankenkönige mit den typischen Verdrei- und Vervierfachungen der Königsnamen in der dunklen „Zerfallszeit“ [Bleiber 1988, 47]. Meist wird an den Anfang noch ein Dynastie-Gründer namens *Merowech* gesetzt und auf 450 datiert.

strittigen historischen Figuren aus der Zeit von 480 bis 620 zuordnen. (zur Merowinger-Genealogie s. Abb. 12). Entsprechend können die Ereignisschilderungen als leicht variierte Wiederverwendungen früherer Erzählungen ebenfalls in diesen Zeitraum eingeordnet werden.

V.1 Zu wem gehören die „ersten karolingischen“ Münzen Pippins des Kurzen?

Bekanntlich beginnt die karolingische Münzgeschichte nicht mit einem Karl, sondern mit einem Pippin, genannt der Kurze. Nach zehnjähriger Arbeit in der Funktion des *Majordomus* ab 741 soll er im Jahre 751 zum König avanciert sein. Auf 754/755 datiert die herrschende Lehre seine ersten Prägungen. Bis 754 sollen noch merowingische Münzen umlaufen, ohne allerdings chronologisch sicher zuordenbar zu sein. Die merowingischen Pfennige (etwa die Ebroin-Denare [Bleiber 1998, Taf. 14]; s. Abb. 11) ähneln bereits den ersten Pippinpfennigen, fallen aber ein ganz klein wenig leichter aus (im Minimum um 0,07 Gramm). Ihr Gewicht lag bei maximal 1,37 Gramm, während die karolingischen bei 1,44 Gramm beginnen [Hürlimann 1966, 21].

Einen mächtigen Pippin gibt es in der unstrittigen Zeit *nach Karolus Simplex* bzw. ab dem 10. Jh. *nicht* mehr. Nach einem Münzherrn dieses Namens muss bei Wegfall von 300 Jahren also am Beginn des 7. Jhs. gesucht werden. Direkt innerhalb der 150 karolingischen Jahre der strittigen 300-Jahr-Zeit hat man – einschließlich des Kurzen – fünf Pippine untergebracht (s. Genealogie, Abb. 13), ohne dass die Münzforscher diese mit deutlich unterscheidbarem Münzmaterial versorgen könnten. Aber Pippinmünzen als solche gibt es, und sie indizieren, in Absetzung zu den Merowingerdenaren *à la* Ebroin – auch eine Reform des fränkischen Münzwesens. Es ist deshalb für die chronologische Neuordnung der Karolingermünzen unabdingbar, einen unstrittigen Pippin auszumachen, dem mit diesem Namen versehenen Münzen zugewiesen werden können. Oder anders formuliert: Es muss der unstrittige Pippin gefunden werden, dem die Numismatiker am Schreibtisch seine Münzen weggenommen haben, um sie Pippinen der strittigen Zeit zu übertragen. Gibt es einen Pippin aus der Zeit vor den bezweifelten 300 Jahren und ist diesem Manne eine Reform des Münzwesens zuzutrauen?

In Frage kommt dafür nur der mächtige *Majordomus* Pippin von Austrien. Seine genauen Lebensdaten sind nicht bekannt. Geboren im 6. Jh. wird sein Todesjahr sehr vage auf 640 gesetzt. Man nennt ihn meist Pippin den Älteren. Als Leiter der königlichen Domänen, also als Vermögensverwalter ist ein *Majordomus* geradezu dazu prädestiniert, auch für die Geldemission Sorge zu

tragen. In der Literatur wird Pippin der Ältere nicht nur als *Majordomus*, sondern als Stammvater „des karolingischen Hauses“ [Schulze 1987, 81] geführt. Wir wissen nicht, ob er wirklich Regent gewesen ist. Aber er ist es, der Ordnung bringt in eine chaotische Zeit der „Schattenkönige“ [Ploetz 391].

Die jetzt auf den Erstmünzer von 750, Kurzpippin, bezogenen Überlieferungen legen ja ebenfalls dar, dass er vom *Majordomus*-Posten erfolgreich nach der Königswürde gegriffen hat. Nun seien von Pippin dem Älteren aus der Zeit um 600 Münzen niemals gefunden worden. Das darf durchaus erstaunen, denn von den wenigen merowingischen Silberpfennigen, die denen Kurzpippins schon ähneln, sind einige gerade mit dem Namen eines *Majordomus* versehen. Aus der Vermögensverwaltungsposition heraus kann das auch gar nicht überraschen. Bekannt ist hier vor allem der *Majordomus* Ebroin aus der Zeit eines Königs Theuderich von Neustrien. Er ist Konkurrent eines *Majordomus* Pippin von Austrien, der ihn am Ende besiegt und seine Machtposition – wohl einschließlich der des Münzherren – übernimmt. Ebroin und dieser Austrien-Pippin werden momentan in die zweite Hälfte des 7. Jhs. datiert. Wenn es bei Theuderich jedoch um den zweiten dieses Namens geht, dessen Tod auf 612 datiert wird, hätte man in den Ebroin-Denaren eine sehr passable Vorstufe für Denare eines Pippin von Austrien, der Ebroin besiegte und dann Pippin der Ältere unserer Lehrbücher wäre.

Wenn also die ersten Karolinger-Denare, die jetzt in die Mitte des 8. Jhs. zu Pippin dem Jüngeren (Kurzpippin) gesetzt werden, an Austriens Pippin den Älteren fallen, wäre das Problem der Zuordnung der Pippinsmünzen, die ja nicht in die Zeit *nach Karolus Simplex* bzw. ab dem konventionellen 10. Jh. fallen können, einer Lösung zugeführt. Ebroin von Neustrien wäre gegen 600 der erste Münzreformer der Franken. Durch Schaffung des Denars (Silberpfennigs; s. Abb. 11) macht er sich von römischen und byzantinischen Vorbildern (Solidus etc.) frei. Pippin von Austrien allerdings kann ihn sehr bald besiegen. Er wird dann faktischer Herr eines vereinigten Frankenreiches. Ist er lediglich Regent geblieben oder auch selbst König geworden? Wenn ihm die Pippinsmünzen gehören, dann ist die in ihnen enthaltene Information auch auf ihn zu beziehen. Das *RF* für *Rex Francorum* auf der zweiten Silberpfennigprägung der Franken – auf den ersten „karolingischen“ Münzen also *nach* denjenigen Ebroins – würde belegen, dass der Ur-Pippin tatsächlich König wurde. Und dass ein *Majordomus* namens Pippin König wird, ist ja auch für die herrschende Lehre unstrittig. Sie weist die entsprechenden Auskünfte lediglich einem 750er-Pippin zu, den die Phantomzeitthese ersatzlos streicht.

V.2 „Stratigraphie“ und Menge karolingischer Münzen

Die Stratigraphie steht in der Überschrift in Anführungszeichen, weil das Sortieren der karolingischen Münzen während des 18. und 19. Jhs. nur selten nach archäologischen Gesichtspunkten erfolgte, sondern meist am Schreibtisch durchgeführt wurde. Mittlerweile gibt es auch stratigraphisch gesicherte Fundumstände für karolingische Münzen (besonders gut bei Haertle [1997, passim] verzeichnet). Die aber sind ohne Einfluss auf die überkommene Platzierung der Horte und Einzelstücke über die längst vorgegebene Chronologie geblieben. Eher ist es so, dass ein Fund, der von seinen Umständen her in das 10. Jh. gehört, triumphierend als Beweis für eine frühere Zeit vorgewiesen wird, weil der entsprechende Münztypus bereits an den Schreibtischen des 19. Jhs. in das 8./9. Jh. der konventionellen Chronologie verbracht worden ist.

So ist kürzlich (gezeigt in Simmering [1997]) gegen die These vom bloß fiktiven Großkarl mit dem Bruchstück eines in Paderborn ausgegrabenen *Carolus*-Denars (Silberpfennigs) aus Melle argumentiert worden. Die tüchtigen Ausgräber haben gar nicht erst in Erwägung gezogen, dass dieses Fragment zu *Karolus Simplex* gehören könnte, obwohl für ihn 228 Melle-Denare – sowie 922 Melle-Obolen – wohl belegt sind [Depeyrot 1998, 200 f.] und nicht anders aussehen als solche, die anderen Karlen zugewiesen werden. Es gibt für *Simplex* Denare mit dem Kaisermonogramm KRLS und *Gratia-Dei-Rex*-Rückseiten. Es gibt *Carlus-Rex*-Denare mit Kreuz und es gibt Verschlagungen mit HRLS statt KRLS [Haertle 1997, 875, 890, 901, 907-911]. Die Paderborner wollten erst einmal nur gegen Illig die Oberhand behalten. In der Not, Großkarl beweisen zu müssen, konnten sie nur noch das Pfennigbruchstück heranziehen, weil sie mehr Karlinisches ohnehin nicht hatten. Im Eifer des Gefechtes glaubten sie, wissenschaftliche Standards einmal beiseite lassen, also über die *Simplex*-Denare schweigen zu dürfen. Später jedoch, das muss man ihnen zugute halten, wird der Paderborner Viertelpfennig – gerade wegen der immer noch nicht gesicherten Stratigraphie für die Zeit vor 900 – sehr vage und kurz abgehandelt [Mecke 1999, 176 ff.; s.a. Illig 1999b, 409, 415 f.]. Jeder triumphale Gestus wird jetzt vermieden. Aus Melle/Poitou allein stammen 8.922 [Depeyrot 1998, 196-201] der 33.677 karolingischen Münzen. Die größte Position umfasst 5.754 CARLVS-REX-FR-Denare, von denen niemand sagen kann, welchem Karl sie zuzuordnen sind, weshalb sie momentan als Großkarl „oder“ [Depeyrot 1998, 197] Kahlkarl geführt werden. *Simplex*-Münzen können wiederum nur schwer von solchen Kahlkarls und dessen Stücke kaum von denen Großkarls unterschieden werden. Um mit einem Melle-*Carolus*-Denar als stratigraphischem Beweismittel für Großkarl aufzutreten, bedarf es also einer profunden Unkenntnis selbst der herrschenden Numismatik.

„Stratigraphie“ der fränkischen Münzen

[unter Beiziehung von Depeyrot 1998, 91-96]

| | |
|--|----------|
| Aufkommen urbaner Schichten mit deutlichen Wirtschaftsaktivitäten, aber relativ spärliche Münzfunde: 3 Horte mit über 100 Stücken und 4 mit 0-50. Mehr als doppelt soviel Adelsprägungen als Kaiser-/Königs-Prägungen | 951-1000 |
| Bauschichten und passable Wirtschaftsaktivitäten, aber sehr magere Münzfunde. 1 Hort mit weniger als 100 Stücken und 2 mit 0-50. Adelsprägungen fast abwesend | 926-950 |
| Erste Bauschichten und Wirtschaftsaktivitäten, aber relativ spärliche Münzfunde: 4 Horte mit über 100 Stücken, 1 mit 50-100 und 8 mit 0-50. Fast keine Adelsprägungen | 901-925 |
| Rätselhaftes Fehlen von Bauschichten bzw. Wirtschaftsaktivitäten, aber beträchtliche Münzfunde: 10 Horte mit über 100, 2 mit 50-100 und 20 mit 0-50. Fehlen der Adelsprägungen | 876-900 |
| Rätselhafter Mangel an Bauschichten bzw. Wirtschaftsaktivitäten, aber beträchtliche Münzfunde: 10 Horte mit über 100, 4 mit 50-100 und 6 mit 0-50. Fehlen der Adelsprägungen | 841-875 |
| Rätselhafte Abwesenheit von Bauschichten bzw. Wirtschaftsaktivitäten, aber Münzfunde: 2 Horte mit über 100, 1 mit 50-100 und 11 mit 0-50. Fehlen der Adelsprägungen | 794-840 |
| Dunkle Zeiten ohne Bauschichten. Alle Münzzuordnungen angreifbar | 621-793 |
| Bauschichten und Wirtschaftsaktivitäten unstrittig. Merowingermünzen sicherer Zuweisung und reichlich Adelsprägungen | 480-620 |

Anzahl und momentane Chronologie fränkischer Münzen

[nach Depeyrot 1998, 84]

| Periode | Kaiser-/Königsprägungen | Adelsprägungen | Summe |
|----------|-------------------------|----------------|-------|
| 976-1000 | 3818 | 9346 | 13164 |
| 951-975 | 7 | 131 | 138 |
| 925-950 | 5414 | 5 | 5419 |
| 901-924 | 1492 | 5 | 1497 |
| 801-900 | 13717 | 6 | 13723 |
| 750-800 | 126 | 0 | 126 |
| ----- | | | |
| Gesamt | | | 34067 |

Die Zahl der karolingischen Münzen, die in die Zeit von 750 - 900 und damit in die momentan zur Streichung vorgesehene Periode gesetzt werden, fällt – Stand 1998 – mit 13.723 Stücken aus 75 Funden [Depeyrot 1998, 84] relativ bescheiden aus. So gibt es etwa aus der salischen Zeit (1024-1125) in einem einzigen Fund (Vichmjaz am Ladogasee) mehr als 12.000 deutsche Münzen [Warwick 1992, 187 f; s.a. Illig 1998, 164]. Die Zahl der karolingischen Münzen, die in die nicht bestrittene Zeit von ~900-1000 gesetzt werden, liegt – wiederum Stand 1998 – bei 20.228 Münzen aus 36 Funden [Depeyrot 1998, 84]. Die Gesamtsumme beträgt 33.677 Stück.

Bei der Aufteilung der Münzen in kaiserlich/königliche und Adelsprägungen wird umgehend deutlich, wie die Schreibtisch-Stratigraphen ihre Zuteilungen vorgenommen haben. In das Vakuum der archäologielosen Zeit von 750-900 hat man sich ein absolut totales Kaiser-/Königtum konstruiert, das über gewaltige Territorien hinweg mit unbändiger Macht dafür gesorgt habe, dass es nur einen einzigen Münzherren gab – den Kaiser/König eben. Dass bereits zu Beginn des 7. Jhs. die Privilegierung des fränkischen Adels – also die oben behandelte „Germanisierung“ der römischen Verwaltungsbürokratie – erfolgt ist und von daher auch Adelsprägungen zu erwarten sind, muss dabei eisern übergangen werden. Man hat fast sämtliche Adelsmünzen in die zweite Hälfte des 10. Jhs. verbracht, obwohl die herrschende Lehre den Adel bereits am Beginn des 10. Jhs. – zweite Germanisierung – groß werden lässt. Andererseits soll das Kaiser-/Königtum als Münzherr zwischenzeitlich von einer Position totaler Macht (750-900) in totale Machtlosigkeit (950-975) abgestürzt sein.

In den übrigen Perioden des 10. Jhs., in der doch das Bauen und die Wirtschaftstätigkeit unstrittig archäologisch nachweisbar werden, bleibt die entsprechend zu erwartende Vervielfachung der Kaiser/Königsmünzen mysteriöserweise aus. Im Gegenteil, von 13.717 Kaiser/Königs-Münzen des 9. Jhs. wird sogar ein Rückgang auf 10.731 solcher Münzen im 10. Jh. verzeichnet.

Man hat also fast alle fränkischen Adelsmünzen für die zweite Hälfte des 10. Jhs. verbraucht, um da – wo alle auf viele Münzen rechnen – überhaupt nennenswerte Münzfunde vorweisen zu können. Und man hat den Löwenanteil der Kaiser-/Königsmünzen – wie auch der Kaiser-/Königsurkunden – für das 9. Jh. verbraucht, weil man dort neben den fehlenden Bauschichten nicht auch noch die fehlenden Münzen – bzw. Urkunden – eingestehen wollte.

Natürlich ist es nicht in dieser plumpen Machart verlaufen. Die armen Münzspezialisten hatten Vorgaben zu erfüllen. Die Mediävisten und die Chronologen haben ihnen einfach keine Erlaubnis erteilt, vernünftig vorzugehen. Sie haben eisern an den langen karolingischen Herrscherlisten festgehalten und für diese Münzen eingefordert. Generationen von Numismatikern haben dann damit Arbeit gefunden, über die Zuweisung einer Ludwig-Münze an das 9. oder das 10. Jh. zu streiten. Dieser Beschäftigung werden etliche von ihnen auch in Zukunft nicht missen wollen.

Wenn man aus der Absurditätsfalle der Münzverteilung heraus will, muss man die Bau- und Wirtschaftsschichten wieder mit den Münzfunden zusammenführen, also ca. 300 Phantomjahren entsagen. Das wird der Mediävistik schwer fallen, aber die Wissenschaft dürfte diesen Weg nicht für immer auf die lange Bank schieben können. Das Ergebnis sieht folgendermaßen aus:

Evidenz-Stratigraphie und Chronologie der fränkischen Münzen

(Datierungen tentativ)

- 910-1000 Sämtliche karolingischen Münzfunde, die mit 33.877 Stück den zu erwartenden bescheidenen Beginn der Bau- und Wirtschaftstätigkeit belegen, gehören in das 10. Jh. [so schon Illig 1998, 167].
- ca.610 = ca.910 Nach Sieg über Ebroin erste Denare Pippins. Die unmittelbar anschließenden Karls-Denare sind solche von *Karolus Simplex*. 300 Phantomjahre entfallen.
- 600-610 Einführung des fränkischen Silberpfennigs/Denars noch unter Pippins Gegenspieler Ebroin
- 480-600 Merowingische Münzvielfalt

Herrscherbezeichnungen auf C/Karolus-Münzen verschiedener Münzstätten für drei Karle – Identitäten in Kursive [Depeyrot 1998, 24 ff.]

| Großkarl | Kahlkarl | Simplex |
|---|--|--|
| CARLVS KARLVS CAROL REX CARL RxF | | |
| CARLVS R CARLVS REX | | CAILVS REX CARLVS R CARLVS REX CARLVS REX R |
| CARLVS RE F CARLVS REX F CARLVS REX FR CAROLVS CAROLVS REX FR | CARLVS REX R | CARLVS REX FR CAROLVS |
| | | CAROLVS REX HROLVS PIVS REX |
| KAROLVS | | KAROLVS PIVS REX KAROLVS REX KVROLVS REX GRATIA DEI REX |
| | GRATIA DEI REX CARLVS IMP CARLVS IM R CARLVS IMP R CARLVS IMP RE CARLVS IMP AVG | |
| CARLVS IMP AVG KAROLVS IMP AUG | CARLVS IMP AVG | |
| | CAROLVS IMP AVG CARLVY IMPERA CARLVS INPERAT KARLVS IMPATOR | |

V.3 C/Karolus-Münzen zu Karolus Simplex!

Wenn fränkische Münzen – wie auch die Urkunden – mit den fränkisch urbanen Schichten aus der Zeit nach 900 zusammengebracht werden, müssen ab 900 reale Herrscher benannt werden, zu denen die ja real bleibenden Münzen

– wie auch die ungefälschten Urkunden – gehören. Das soll hier exemplarisch an den wichtigsten, also den *C/Karolus*-Münzen versucht werden, unter denen sich zahlreiche Kaiserprägungen befinden.

Die Schwierigkeiten der Münzforscher, die einzelnen Stücke bestimmten Karlen zuzuordnen, war bereits am KRLS-Monogramm deutlich geworden, das Großkarl, Kahlkarl und *Karolus Simplex* teilen. Sie sollen hier an den Münzbeschriftungen weiter illuminiert werden (s. S. 655).

Man sieht umgehend die Identitäten oder extremen Ähnlichkeiten der *CKAROLVS*-Bezeichnungen. Differenzen zwischen den Münzstätten mögen hier das meiste erklären. Es gibt auch aus ein und derselben Münzstätte unterschiedliche Schreibweisen. Die Numismatiker haben jedoch einen Teil der Namens- und Titelabweichungen nicht so sehr auf unterschiedliche Münzstätten und unterschiedliche Prägungen bezogen, sondern als materiellen Beweis für die Existenz zusätzlicher Herrscher ausgedeutet.

Die auffälligste Differenz findet sich bei den *IMPERATOR AUGUSTUS*-Bezeichnungen. Die fehlen für *Karolus Simplex* gänzlich. Heißt das nun, dass er keine *IMP AVG*-Münzen hatte, weil er eben kein Kaiser war? Es kann auch heißen, dass man *Simplexens* *IMP-AUG*-Münzen den fiktiven Karlen zugeschlagen hat, von denen aus Chronologie und Regentenliste jeder ja schon immer ganz genau wusste, wie sehr sie Kaiser waren. Waren also *IMP AVG*-Münzen – es sind sehr wenige – zuzuordnen, ist *Simplex* von vornherein ausgeschlossen worden. Es ist diese Willkür bei der Münzzuteilung, mit der Numismatiker und Historiker *Simplex* erst als Schwindler hinzustellen vermögen. Ja, er führt ein Kaisersiegel. Ja, er führt das kaiserliche KRLS-Monogramm auf Münzen und er signiert damit auch seine Urkunden. Ja, er ist nach Auskunft seiner Münzen ganz wie Großkarl, dem – anders als Pippin [Völckers 1965, Taf. N; Depeyrot 1998, Kat. 5] – entsprechende Stücke übrigens fehlen, ein Vertei-

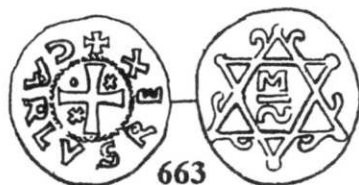


Abb. 14: *Simplex*-zugeleiteter Denar mit Davidstern aus Münzstätte Mis [Depeyrot 1998, Kat. 663]

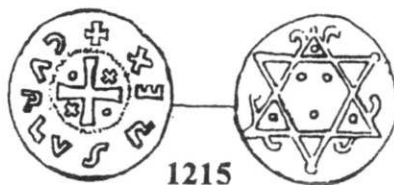


Abb. 15: *Simplex*-zugeleiteter Denar mit Davidstern, Münzstätte unbekannt [Depeyrot 1998, Kat. 1215]

diger der Juden. Die Textüberlieferung zu Juden ging an Groß-, die David-/Salomo-Münze an Simplex-Karl.

Ja, Simplex regiert von 911-921 ein kaiserlich anmutendes vereinigt Frankennreich. Ja, er prägt Münzen von Köln und Bonn bis nach Nordostspanien (Katalonien). Aber – folgt dann – wo sind denn bitte sehr seine Kaiser-münzen? Dass die so fragenden Numismatiker selbst ihm diese Stücke am Schreibtisch weggenommen und ihn so zum Hallodri unter den Frankenherrschern gemacht haben könnten, kommt diesen Gelehrten nicht in den Sinn.

Mit denjenigen Münzen, die man *Simplex* gelassen hat, ist man aber auch wieder nicht zufrieden. Einmal mehr wird er beim Nachhappen erwischt, weil seine Stücke entsetzlich unoriginell, also nichts als „eine Rückkehr zu einer sehr traditionellen Darstellung“ sind. Zu „alten Emissionen“ – vor allem Kahlkarls – liefern lediglich „Gewichtsabnahmen“ Unterscheidungsgründe [alles Depyrot 1998, 49], für deren zuverlässige Feststellung wegen der Kargheit des Materials dann aber doch nichts Verbindliches ausgesagt werden kann.

Weil man die kaiserlichen Münzen von *Simplex*-Karl- wie auch die meisten seiner Urkunden – für Phantomkaiser aus der bautenlosen Zeit verbraucht hat, muß *Simplex* wie ein Imitator, ja nichtswürdiger Hochstapler aussehen. Dass er eine Welt von Zeitgenossen mit einer bloßen Kaiserposse hereinzulegen vermochte, können sich die Mediävisten viel leichter vorstellen als ein eigenes Irreführtsein.

Die bisherige Thesenentwicklung besagt nicht zwingend, dass sämtliche Karl/Karlmann-Münzen der Frankenzeit einem bis 911 königlichen und dann kaiserlichen *Simplex* zufallen müssen. Es könnten auch Adels- oder *Majordomus*-Prägungen für nicht königliche Herren namens Karl/Karlmann o.ä. dabei sein. Dies wird hier ausdrücklich weder behauptet noch ausgeschlossen. Ausgeschlossen werden lediglich mehrere Karls-Kaiser der Frankenzeit. Nur für einen gibt es Platz im real existierenden 10. Jh., während es in der Phantomzeit logischerweise nicht einen einzigen geben kann.

An zwei ausgewählten Münzvergleichen zwischen *Simplex*- und anderen Karlen sei zum Abschluss das Zuteilungsverfahren der Numismatiker an Einzelbeispielen illustriert. Unterschiedliche Prägungsorte bzw. Stempelschneider für denselben Münztypus führen zur Kreation unterschiedlicher Kaiser. Wir beginnen mit Varianten desselben Münztypus, die aufgrund erwartbarer Abweichungen verschiedener Stempelschneider einmal an *Simplex* und einmal an Großkarl gegangen sind:

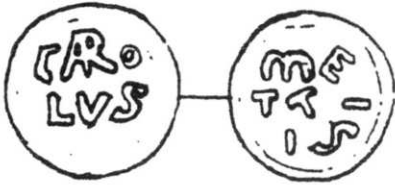


Abb. 16: *Simplex*-zuge teilter Denar mit AR-Verknüpfung aus Münzstätte Metz/Moselle, aus der kein entsprechender Groß-Karl-Denar bekannt ist [Depeyrot 1998, Kat. 650].

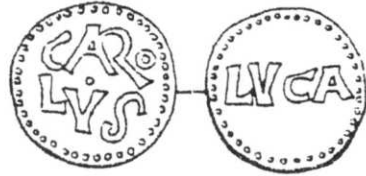


Abb. 17: Großkarl-zuge teilter Denar mit AR-Verknüpfung aus Münzstätte Lucca/ Italien, aus der kein entsprechender *Simplex*-Denar bekannt ist [Depeyrot 1998, Kat. 515 f.].

Es folgen zwei Denare aus ein und derselben Münzstätte Blois (Blesianis Castro) mit identischer Beschriftung, die aufgrund leicht verschiedener Präge- stöcke - oder gar nur unterschiedlicher Ausprägung von zwei Münzen dessel- ben Prägestocks - einmal an *Simplex* und einmal an Kahlkarl gegangen sind.



Abb. 18: *Simplex*-zuge teilter Denar mit KRLS-Monogramm + GRATIA DEI REX sowie um Kreuz Münzstätte Blois (Blesianis castro) [Depeyrot 1998, Kat. 165]



Abb. 19: Kahlkarl- zuge teilter Denar mit KRLS-Monogramm + GRATIA DEI REX sowie um Kreuz Münzstätte Blois (Blesianis castro) [Depeyrot 1998, Kat. 160]

VI. Fazit

Karolus Simplex war keineswegs der schwächliche und verächtliche Betreiber einer „karolingischen Restauration“ [Ehlers 1985, 25]. Er litt auch nicht an einem „übersteigerte[n] Anspruch auf Herrschaft über alle Franken“ [Schneidmüller 1991, 970]. Aber in der Tat wirkt er kaiserlich, großmächtig und karolingisch. Da nun nichts dafür spricht, dass einer Imperator ist, zugleich aber in allem und jedem immer nur imitiert oder fälscht, ohne dass die direkten Zeitgenossen das merken, muss *Simplex* alle karolingischen Großleistungen zuerst erbracht haben. Er konnte die Vor-Karle nicht erwähnen, weil sie erst *nach* seinem Ableben erschaffen worden sind. Er konnte nicht etwas restaurieren oder nachahmen, das es vor ihm einfach nicht gegeben hat. Und weil es diese Dinge nicht gegeben hat, können die Archäologen für 300 direkt vor *Simplex* gesetzte Jahre auch keine Bauschichten finden. Er selbst also ist es, der – realhistorisch kurz nach 600 – aus den merowingischen Abgründen heraus ein karolingisches Großreich geschaffen hat. Nach einigen merowingischen *rex Francorum*-Königen ist allein *Simplex* – und eben nur nach seinem Namen Karl benennbar – **karolingischer** Herrscher über alle Franken mit diesem RF-Titel gewesen.

Die Münzen und sonstigen Artefakte für das karolingische Imperium sind also nicht deshalb so verblüffend rar, weil ein tückisches Geschick den mediävistischen Archäologen immer und überall von neuem böse Streiche spielt, so dass sie gerade für diese Periode kaum etwas finden können. Die Funde müssen so selten sein, weil das Imperium nicht einhundertsechzig Jahre (von 751-921), sondern nur ein Jahrzehnt existiert hat. Das wird konventionell zwischen 911 und 921 datiert, was realhistorisch eben zehn durchaus imponierenden Jahren zu Beginn des 7. Jhs. entspricht. Die Merowinger wiederum erleben keinen fast 150 Jahre dauernden Absturz (von 600 bis 750) mit immer neuen Variationen derselben Verschwörungen, sondern erleben den Zenit ihrer Macht kurz nach 600. Und sehr bald danach folgt der in keiner Weise simple *Karolus*, dem Pippin der Ältere (Urmuster Pippins des Jüngeren/Kurzen) das Feld bereitet sowie – per Münzreform – auch die Finanzen ordnet. Es ist dieser Franke, in dem die europäische Geschichte einen wirklich großen Karl hat, wenn auch keinen Überkaiser dieses Namens. Einen solchen gab es nie. Wenn die Mediävistik einmal zu den Sachen findet, dann wird sie *Simplex* rehabilitieren und guten Gewissens in neuer Kennzeichnung als **Karl den Großen** in die Bücher nehmen.

Es muss kaum betont werden, dass all diese Befunde und Schlussfolgerungen schwerlich dazu taugen, Illigs These von 300 frühmittelalterlichen Phantomjahren zu erschüttern.

Literatur

- Blanchet, A. (1912), *Manuel des numismatique française, Tome Premier : Monnaies frappées en Gaule depuis les origines jusqu'à Hugo Capet*, Paris, Reprint Forni Edizioni, Bologna o. J.
- Bleiber, W. (1988), *Das Frankenreich der Merowinger*, Wien et al.
- Borgnet, A. (1844), *Étude sur le règne de Charles le Simple*, Bruxelles
- Brühl, C. (1990), *Deutschland – Frankreich: Die Geburt zweier Völker*, Köln et al.
- Depeyrot, G. (1998), *Le numéraire carolingien: Corpus des monnaies*, deuxième édition augmentée, Wetteren · Paris
- Eckel, A. (1899), *Charles le Simple*, Paris, Reprint 1977 Genève · Paris
- Ehlers, J. (1985), „Die Anfänge der französischen Geschichte“, in *Historische Zeitschrift*, Bd. 240, S. 1-44
- Ewig, E. (1988), *Die Merowinger und das Frankenreich*, Stuttgart et al.
- Grasser, W. (1976), *Münzen des Mittelalters und der Neuzeit*, München
- Haertle, C.M. (1997), *Karolingische Münzfunde aus dem 9. Jahrhundert*, 2 Teilbände, Köln et al.
- Hägermann, D. (2000), *Karl der Große: Herrscher des Abendlandes. Biographie*, Berlin · München
- Heinsohn, G. (1997), „Armenier und Juden als Testfall für die Streichung von drei Jahrhunderten durch Heribert Illig“, in *Ethik und Sozialwissenschaften: Streitforum für Erwägungskultur (EuS)*, 8 (4), 490 f.
- Heinsohn, G. (2001): „Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim“, in *Zeitensprünge* 13 (3), 463-466
- Hürlimann, H. (1966), *Zürcher Münzgeschichte*, Zürich
- Illig, H. (1998), *Das erfundene Mittelalter (1992¹)*, München · Düsseldorf
- Illig, H. (1999a), *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*, München
- Illig, H. (1999b), „Paderborns prachtvolle Phantomzeit. Ein Rundgang durch die Karolinger-Ausstellungen“, in *Zeitensprünge* 11 (3), 403-439
- Illig, H. / Lelarge, G. (2001): „Ingelheim – karolingisch oder römisch?“, in *Zeitensprünge* 13 (3), 467-492
- Kaiser, R. (1993), *Das römische Erbe und das Merowingerreich*, München
- Kölzer, T., Hg. (2001), *Die Urkunden der Merowinger*, 2 Teile, Hannover
- Lauer, M.P. (1949), *Recueil des actes de Charles le Simple, roi de France (893-923)*, Paris
- Lecointre-Dupont, M. (1840), *Dissertation sur des monnaies portant les noms de Charles roi et de la ville de Melle, vulgairement attribuées à Charles-le-Simple : Origine du mot « maille »*, Blois (Sonderdruck aus der *Revue numismatique*, 1840)
- Löwe, H. (1964), „Deutschland im fränkischen Reich“, in B. Gebhardt, Hg., *Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 1: Frühzeit und Mittelalter* (1954), S. 78-159, Stuttgart

- Martin, P.C. (2000), „Können Münzen Karl den Großen retten?“, in *Zeitensprünge*, 12 (1), 88-112
- Mecke, B. (1999), „Die Pfalzen in Paderborn: Entdeckung und Auswertung“, in C. Stiegemann, M. Wemhoff, Hg., *Kunst und Kultur der Karolingerzeit: Karl der Große und Leo III. in Paderborn, Ausstellungskatalog*, Bd. 3, S. 176-182
- Newton, I. (1728), *The Chronology of Ancient Kingdoms Amended*, London
- Ploetz (1960), *Auszug aus der Geschichte*, Würzburg
- Poey D'Avant, F. (1858), *Monnaies féodales de France, premier volume*, Paris, Reprint 1961, Graz
- Prou, M. (1892), *Les monnaies carolingiennes*, Paris, Reprint 1969, Graz
- Prou, M. (1896), *Les monnaies mérovingiennes*, Paris, Reprint 1969, Graz
- Reinhard, H.P., Hg. (1999), *Das große Münzlexikon*, Pirmasens (reppa.de/lexikon)
- Salin, E. (1949), *La Civilisation mérovingienne d'après les sépultures, les textes et le laboratoire : Première Partie. Les idées et les faits*, Paris
- Scaliger, J. (1583), *De emendatione temporum*, Paris (1598²)
- Scaliger, J. (1606), *Thesaurus temporum*, Leiden, Reprint 1968 Osnabrück
- Schieffer, T. (1977), „Karl III., westfränk. König“, in *Neue Deutsche Biographie*, 11. Band, S. 184-188, Berlin
- Schlesinger, W. (1965), „Die Auflösung des Karlsreiches: Karl der Große, Lebenswerk und Nachleben“, in H. Beumann, Hg., *Persönlichkeit und Geschichte*, Bd. 1, S. 792-857, Düsseldorf
- Schneidmüller, B. (1991), „K. (III.) ‚d. Einfältige‘“, in *Lexikon des Mittelalters*, Bd. V, Sp. 970 f., München
- Schulze, H.K. (1987), *Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen*, Berlin
- Simmering, K. (1997), „300 Jahre erstunken und erlogen?“, Film im *Mitteldeutschen Rundfunk*, Leipzig, Erstsendung am 19. 2. 1997
- Stiegemann, C., Wemhoff, M., Hg. (1999), *Kunst und Kultur der Karolingerzeit: Karl der Große und Leo III. in Paderborn, Ausstellungskatalog*, 3 Bde, Mainz
- Völckers, H.H. (1965), *Karolingische Münzfunde der Frühzeit (751-800): Pippin, Karlmann, Karl der Große (I. und II. Münzperiode)*, Göttingen
- Waurick, G., Hg. (1992), *Das Reich der Salier 1024-1125: Katalog zur Ausstellung des Landes Rheinland-Pfalz*, Sigmaringen
- Witthöft, H. (1984), *Münzfuß, Kleingewichte, Pondus Caroli und die Grundlegung des nordeuropäischen Maß- und Gewichtswesens in fränkischer Zeit*, Ostfildern

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit I

von Klaus Weissgerber

Boris Rybakow gewidmet

1. Vorbemerkung

In meinem für eine Buchpublikation vorgesehenen Osteuropa-Manuskript habe ich die Problematik der Slawen im frühen Mittelalter unter dem Aspekt der Illigschen Phantomzeit-Theorie allseitig analysiert. Der vorliegende Beitrag stellt, wie mein Bulgarien-Betrag, einen Vorabdruck hieraus dar. In dem folgenden Pannonien-Betrag werde ich noch auf das „Großmährische Reich“ und die frühen Tschechen eingehen. Weitere Vorabdrucke zur Slawen-Problematik sind nicht geplant.

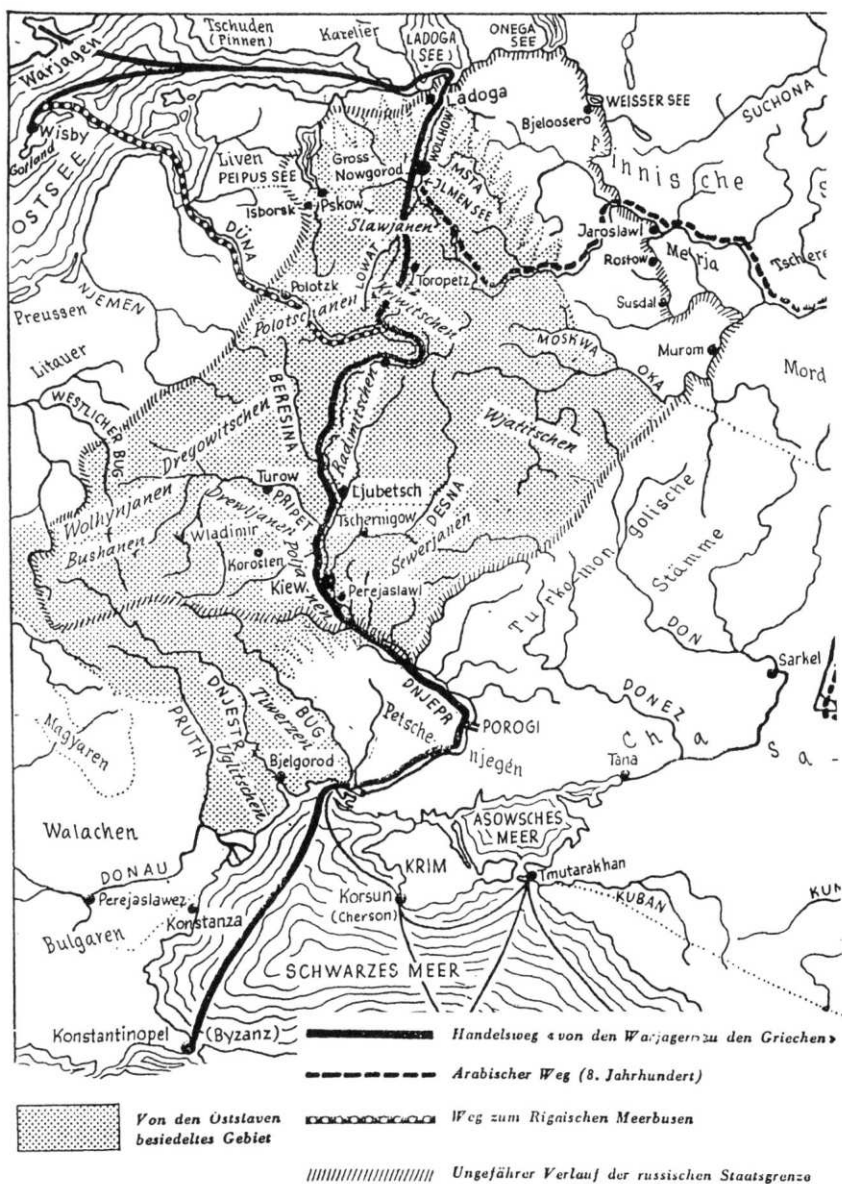
Ich beschränke mich hier bewusst auf ein, allerdings sehr bedeutsames Teilproblem, auf das Problem der Anfänge der Stadt Kiew. Die heutige Hauptstadt der Ukraine ist die älteste nachweisbare Stadt der Ostslawen, die schon früh ein bedeutendes Handelszentrum bildete. „Die Mutter der Städte“ wurde die Hauptstadt des ersten Gesamtstaates der Ostslawen, der „Kiewer Rus“ (Kiewskaja Rus).

Erleichtert wird die Analyse dieser Phantomzeit-Problematik dadurch, dass in Kiew umfangreiche Ausgrabungen stattfanden und mehrere frühe Schriftquellen vorliegen, die allerdings der Interpretation bedürfen. Auch diesem Beitrag liegen umfangreiche wissenschaftliche Literaturstudien zu Grunde, die aber wegen der gebotenen Seitenzahlbeschränkung nur zum Teil in diesen Drucktext aufgenommen werden konnten.

Besonders bedeutsam sind die historischen Arbeiten von Boris *Rybakow*, die leider in Deutschland kaum bekannt sind. Rybakow hat, gestützt auf gründliche archäologische und textkritische Studien, eine überzeugende Konzeption der frühen Kiewer Geschichte erarbeitet, die objektiv völlig im Einklang mit der Phantomzeit-Theorie steht, obwohl er von dieser noch nichts wissen konnte.

Der einzige westliche Historiker, der relativ ausführlich und sachlich sich mit Rybakows Thesen auseinander gesetzt hat, war Carsten Goehrke, der jedoch im Wesentlichen nur chronologische Gegenargumente vortrug, die hinfällig werden, wenn man von der Illigschen Phantomzeit-Theorie ausgeht.

Ich bitte deshalb um Verständnis dafür, dass ich in diesem Beitrag vor allem Rybakow und Goehrke zitieren werde.



Russland im 19. und 10. Jh. [Giterman I, 31]

2. Zur „Normannentheorie“

Fast alle russischen und westlichen Darstellungen der früh-russischen Geschichte wurden durch den Streit um die „Normannentheorie“ geprägt, weshalb es unumgänglich ist, hier kurz auf diese einzugehen.

Diese Theorie wurde Mitte des 18. Jhs. von den deutschen Historikern Gottlieb Siegfried Bayer, Gerhard Friedrich Müller und Anton Ludwig von Schlözer entwickelt (in der Sowjetunion blieb unerwähnt, dass Karl Marx das Gesamtwerk Schlözers hoch eingeschätzt hat), aber schon damals von dem großen russischen Wissenschaftler Michail Lomonossow entschieden bekämpft. Die russische Geschichtsschreibung des 18. und 19. Jhs. wurde durch den Kampf beider Richtungen geprägt; besonders die „Panslawisten“ vertraten entschieden die „antinormannistische“ Position.

Ausgangspunkt der Normannentheorie war der berühmte Satz der früh-russischen *Nestor-Chronik*, wonach die Slowenen um Nowgorod nordgermanische Waräger unter *Rjurik* und seinen Brüdern, also „Normannen“, aufforderten, ihr Land zu beherrschen:

„Unser Land ist groß und reich, aber es gibt darin keine Ordnung. Deshalb kommt, um bei uns zu herrschen und uns zu regieren!“ [*Nestor-Chronik* 1987,31]

Dieser Satz steht im Widerspruch zu dem übrigen Text der *Chronik*. Offensichtlich handelt es sich um eine Wandersage. Auch die invasorischen Angelsachsen sollen von den Briten im 6. Jh. mit ähnlichen Worten empfangen worden sein [*Widukind von Corvey*, Kap. 8].

Es kann kein Zweifel bestehen, dass die ersten russischen Großfürsten Waräger waren. Die bis 1598 herrschende Dynastie der Rjurikiden leiteten ihre Abstammung von dem Waräger Rjurik und dessen Sohn Igor ab. Aber schon ab 945, der Jahr der Thronbesteigung Swjatoslavs, des Sohnes von Igor, trugen die Großfürsten slawische Namen.

Bekanntlich spielten seefahrende (raubende und handeltreibende) Nord-europäer (Normannen, Wikinger, Waräger) eine gewisse Rolle im frühen Mittelalter. Sie ließen sich z.B. in Nordfrankreich (der Normandie) und Süditalien nieder und begründeten dort Staaten, wurden aber, wie in Russland, bald von der einheimischen Völkern assimiliert. Meines Wissens hat kein Historiker die These gewagt, dass diese Seeräuber den dortigen Völkern „Kultur“ beigebracht hätten. Genau dies behaupteten aber die „Normannisten“, soweit es um die Slawen ging. Die ‚kulturlosen‘ Slawen seien zur Staatsbildung unfähig gewesen, alle frühen slawischen Staaten seien von Germanen begründet worden. So behauptete z.B. Schröcke [1999] ohne jeden

Beweis, dass die Dynastien der Obodriten, der polnischen Piasten („Daglinger“) und der tschechischen Přemysliden eigentlich germanische Dynastien gewesen seien.

Die hitlerfaschistischen („nationalsozialistischen“) Ideologen haben ihr Bestes getan, um diese ‚Theorie‘ rassistisch zu vertiefen (jeder welthistorische Fortschritt kam von der allein schöpferischen „nordischen Rasse“). In Bezug auf Russland gingen einige Historiker sogar auf die Goten zurück. So schrieb 1944 Valentin *Gitermann* (I.25):

„Unter ihrem König Hermanarich (350 bis 376) begründeten die Goten in Südrußland ein eigenes Reich, dessen Hauptstadt ‚Damparstadir‘ hieß, worunter wir Kiew zu verstehen haben.“

Dieses Werk wurde 1987 unverändert als Reprintausgabe neuaufgelegt und als „Standardwerk“ angepriesen. Einen Beweis für diese These Gitermanns gibt es nicht. Wie ich noch darlegen werde, hat er in einer unauffälligen Anmerkung im gleichen Werk seine eigene These in Zweifel gesetzt. Die „Normannentheorie“ wird heute hauptsächlich von deutschen und nordeuropäischen Historikern vertreten. (Bahnbrecher der nordeuropäischen „Normannisten“ war 1879 Vilhelm Thomsen.)

In dem Streit ging es zum Schluss vor allem um die Herkunft des Namens „Rus“. Die „Normannisten“ gingen davon aus, dass es eine Selbstbezeichnung der Waräger („ruotsi“) war, die „Antinormannisten“ leiteten den Namen von dem Fluss Ros, einem Nebenfluss des Dnepr, ab und verwiesen auf das von Jordanes [XXIV, 129] erwähnte Volk der Rosomonen, dessen Angehörige König Hermanarich ermordeten.

Beide Richtungen konnten sich auf Belege in der *Nestor-Chronik* (die eine Kompilation verschiedener, oft sich einander widersprechender Chroniken darstellt) und in ostfränkischen (*Annales Bertiniani*), byzantinischen und orientalischen Quellen stützen. Ich werde im Abschnitt 8 kurz auf diese Argumente eingehen, um zu zeigen, dass die „Rus“-Problematik ohne wesentliche Bedeutung für die Phantomzeit-Problematik ist.

Topper [1995, 463 f.] behauptete in dieser Zeitschrift, dass die sowjetische Geschichtswissenschaft von Anfang an „antinormannistisch“ gewesen sei und dabei auch „vielfältige Fälschungen“ begangen habe, „um Stalins Forderungen“ zu erfüllen. (Ich werde in der Nachbemerkung zu diesem Beitrag auf Toppers Thesen eingehen, die er zu Unrecht auf Goehrke stützt.) Tatsächlich war die Stellung der Sowjethistoriker zur Normannenfrage keineswegs so einseitig, wie Topper behauptet.

So war für den Begründer der marxistischen russischen Geschichtswissenschaft, Michail *Pokrowski* [1928, 21], es noch „unzweifelhaft“, dass die ersten Nowgoroder und Kiewer Fürsten Waräger („Schweden“) waren; den

Streit um die „Normannentheorie“ bezeichnete er als „belanglos“. Das änderte sich 1934, als Stalin forderte, der „vaterländischen“ Geschichte Russlands mehr Aufmerksamkeit zu widmen und die „Normannisten“ verdammt. Der „Antinormannismus“ wurde obligatorisch. In der unmittelbaren Stalinzeit wurde, vor allem in Schulbüchern, das Problem relativ einseitig vorgetragen. Betont werden muss aber, dass auch in dieser Zeit wissenschaftlich arbeitende Sowjethistoriker wie Mawrobin, Grekow und auch Rybakow die Rolle sowohl der Waräger als auch der griechisch-orthodoxen Kirche bei der Entstehung des frührussischen Staates niemals geleugnet haben. Nach Stalins Tod (XX. Parteitag 1956) wurden aber gewisse bisherige Einseitigkeiten überwunden. In allen mir vorliegenden sowjetischen Darstellungen der früh-russischen Geschichte wurde nunmehr die Problematik sachlich erörtert und die Argumente der „Normannisten“ nicht verschwiegen. So schrieb *Alpatow* [1979, 175]:

„Die Aufgabe der sowjetischen Geschichtswissenschaft ist evident: Es gilt, das Fahrwasser der zweihundertjährigen Diskussion zwischen Normannisten und Antinormannisten zu verlassen, die wissenschaftlichen Leistungen beider Seiten auszuwerten und die Forschung von allen Voreingenommenheiten, von allen anderen Ablegern dieses Streits zu säubern, um ein objektives Bild der frühen Geschichte des russischen Staats entrollen zu können. Die Frage muß nicht heißen, *wer* den russischen Staat geschaffen hat, sondern *wie* dieser Staat entstanden ist. In dieser Hinsicht hat die sowjetische Geschichtswissenschaft bereits Bedeutendes geleistet.“ [Hvhg. von Alpatow].

Die heutige russische Geschichtsschreibung [vgl. Chlewow 1997] vertritt keine andere Meinung. Genauso gingen die DDR-Wissenschaftler, die sich mit der frührussischen Geschichte seriös befassten (Widera, Donnert, Herrmann), an die Frage heran. So wurde in einem von Joachim *Herrmann* 1982 herausgegebenen Sammelband „Wikinger und Slawen“ der „Normannenstreit“ mit keinem Wort erwähnt, dafür aber die Beziehungen zwischen Wikingern und Slawen detailliert analysiert.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass auch Goehrke, der in der Einführung zu seinem Werk noch bewusst „normannistisch“ auftrat, nach einer gründlichen Analyse (im Kap. 4.9) zu einer bemerkenswerten Schlussfolgerung gekommen ist:

„Ohne die Waräger hätten die Ostslawen schwerlich so rasch zu einer Reichsbildung gefunden. Aber ohne das von den Ostslawen des Dnepr-Beckens erreichte organisatorische und sozialökonomische Entwicklungsniveau hätten die Kiewer Fürsten – ob nun Waräger oder nicht –

sich gegen die anderen Regionalherrschaften nicht unbedingt durchgesetzt oder hätte das von ihnen geschaffene riesige Reich vermutlich kaum auf Dauer Bestand gehabt. Das Kiewer Reich geht also letztlich auf Ostslawen und Waräger gemeinsam zurück. Ich könnte mir vorstellen, dass auch die sowjetische Seite sich in Zukunft mit diesem Erklärungsmodell anfreunden wird, welche normannistische und antinormannistische Positionen miteinander in Einklang bringt“ [Goehrke 1992, 163; Hvhg. Goehrke].

Allerdings berührt es seltsam, dass Goehrke, immerhin Professor für Osteuropäische Geschichte in Zürich, 1992 nicht gewusst hat, dass namhafte sowjetische Historiker lange vorher denselben Standpunkt vertraten (der zitierte Beitrag Alpatows lag immerhin 1979 in deutscher Übersetzung vor).

3. Die frühen Slawen

Die slawischen Sprachen bilden eine Sprachgruppe der indogermanischen (indoeuropäischen) Sprachfamilie. Als „Urheimat“ der Slawen gilt das osteuropäische Wald- und Waldsteppengebiet zwischen dem Tal der Weichsel im Westen und dem Tal des Dnepr (u.U. des Don) im Osten.

Ich beabsichtige nicht, hier die komplizierte Problematik der „slawischen Urheimat“ allseits zu erörtern. Zum Verständnis der folgenden Abschnitte sind aber einige grundsätzliche Bemerkungen zu den „frühen Slawen“ nötig, auch deshalb, weil in dieser Zeitschrift einige Beiträge mit teilweise verwirrenden Thesen veröffentlicht worden sind.

Die *frühesten slawischen Sprachdenkmäler* stammen aus dem ersten Viertel des 10. Jhs. Es handelt sich um Birkenrinden-Inschriften aus Nowgorod, eine Gefäßinschrift aus Kiew und um kirchenslawische Übersetzungen biblischer Texte aus der Kyrillos-Methodios-Schule [Poghirc 377 ff.]. Diese zeigen, dass damals die slawischen Sprachen noch relativ einheitlich waren. Ich halte es deshalb für legitim, von der „frühhussischen“, nicht „frühukrainischen“ Phantomzeit Kiews zu sprechen.

Es gilt als sprachwissenschaftliches Axiom, dass eine Sprache nur in einem Jahrhunderte langen Entwicklungsprozess entstehen kann. Erst recht gilt dies für eine Sprachfamilie, die aus vielen Einzelsprachen besteht.

Deshalb halte ich es nicht für abwegig, dass *Heinsohn* und *Sidorczak* [2001, 200] ihren Beitrag über die Schriftquellen, die sich auf die Slawen beziehen, mit Herodots Historien [IV, 16-17, 51-53, 99-101, 104-109] begannen. *Herodot* (484-420) unterschied deutlich zwischen den nomadisierenden (iranischen) „Königs-Skythen“ des nordpontischen Steppengebietes und den sess-

haften „Wald-Skythen“ nördlich dieses Steppengebietes, die er ausdrücklich als Bauern oder Pflüger bezeichnete. Da Herodot keine Sprachproben wiedergab, ist es natürlich nicht möglich, diese „Wald-Skythen“ eindeutig als Slawen zu identifizieren. **Rybakow** [1979, 143] sprach vorsichtshalber nur von „Urslawen“, wobei er ausdrücklich vor simplen Verallgemeinerungen gewarnt hat. So dürften unter den Stämmen der „Wald-Skythen“ auch Balten (heute Letten und Litauer) gewesen sein, deren Sprachen relativ eng mit denen der Slawen verwandt sind.

Rybakow hat versucht, die von Herodot beschriebenen Stämme mit den archäologischen Kulturen dieser Zeit in Verbindung zu setzen:

„Das Land der ackerbauenden ‚Skythen‘-**Borystheniten** erstreckte sich am Mittellauf des Dnepr über 400 Kilometer nördlich von der Worskla und reichte bis nach Kiew. Auf der archäologischen Karte (A. Terenoshkin, W. Iljinskaja, 1971) entspricht das Territorium der Borystheniten genau der Kiewer archäologischen Gruppe. Dieser Gruppe archäologisch sehr ähnlich sind die benachbarten podolischen Gruppen am südlichen Bug und Dnestr sowie die Worskla-Gruppe am linken Dnestr-Ufer. Insgesamt nahm das Land der ackerbauenden **Skoloten** (die sich nach Herodot aus vier Stämmen zusammensetzten) fast die ganze Waldsteppe von den Karpaten bis Poltawa ein und war mit einem bedeutenden Teil der östlichen Hälfte des urslawischen Areals identisch. Die Nachbarn der Skoloten waren die **Neuren**, die mit der Milogrady-Kultur der skythischen Zeit zu identifizieren sind (O. Melnikowskaja, 1967). Die Neuren siedelten ebenfalls innerhalb des urslawischen Areals in dessen nordöstlichen Winkel.

Die Analyse der archäologischen Funde der skythischen Zeit aus historisch-kultureller Sicht zeigt, daß innerhalb des urslawischen Areals einige unterschiedliche Kulturen bestanden: Die westliche Hälfte (einige lokale archäologische Gruppierungen) lebte im Einzugsbereich der **Lausitzer Kultur**, die Waldsteppe der östlichen Hälfte gehörte dem Gebiet der **skythischen Kultur** an. Die Stämme der Waldzone am Unterlauf des Pripjat, der Beresina und des Sosh waren von der skythischen Reiterkultur nicht erfaßt.

Gesondert existierten die Stämme am Oberlauf des Dnestr (die ehemalige Zone der Komarowo-Kultur, später die Zone der Noa-Kultur und z. T. der Zone von Wysozkoje). Man sollte untersuchen, ob dieser südliche Ausläufer des urslawischen Territoriums im Karpatenvorland nicht jene Gegend ist, in der sich der Stammesbund der **Kroaten** herausbildete, die halbe Slawen und halbe Daker sind“ [Rybakow 1979, 153; fettkursive Hervorhebungen hier und im weiteren von K.W.].

Die Vermutung liegt nahe (Rybakow hat sie nicht ausgesprochen), dass aus den Stämmen der Lausitz-Kultur einige Stämme der jetzigen Westslawen (insbesondere der jetzigen Polen) und aus den Stämmen der waldskythischen Kultur die frühen Russen entstanden sind.

In römischen Quellen war die Rede von *Venedi/Venethi*, die von fast allen Wissenschaftlern mit den frühen Slawen identifiziert werden.

Plinius der Ältere (23-79) schrieb in seiner *Naturalis historiae*, dass das Gebiet bis zur Vistula (=Weichsel) von Sarmati, Venedi, Sciri und Hirri bewohnt wird [Blawatskaja 737; lat. Text: Schröcke 16].

Klaudios *Ptolemaios* (100-170) ging in seiner *Geographia* auf die Sarmati und Venedi ein. Nach seiner Darstellung siedelten östlich der Weichsel und der Karpaten die „europäischen Sarmaten“, die Ostsee bezeichnete er als „sarmatisches Meer“. Ein Teilstamm der Sarmati seien die „Wenedai“, die an der „Venedischen Bucht“ (wohl Danziger Bucht) und in Mitteleuropa lebten. Er sprach auch vom „Venedischen Gebirge“, das mit den Karpaten identifiziert werden kann und nannte auch die venedische Stadt Calisia, deren Namen dem Namen der mittelpolnischen Stadt Kalisz sehr ähnelt [Blawatskaja 738; Goehrke 61].

Es blieb auch eine römische Wegekarte des 4. Jh. erhalten, die *Tabula Peutingeriana*, in der von Venedi an den Westabhängen der Karpaten und am unteren Dneestr die Rede ist. Ihre Deutung ist umstritten [Blawatskaja 738; Goehrke 60 f.].

Etwas ausführlicher ging der bedeutende römische Historiker Cornelius *Tacitus* (55-120) in seiner *Germania* auf die „Venethi“ ein. Grundsätzlich möchte ich bemerken, dass ich dieses Werk, dessen erste erhaltene Handschrift aus dem 10. Jh. stammt, keineswegs als Fälschung des Hersfelder Klosters oder frühneuzeitlicher Humanisten betrachte, wie Topper [1996, 160 ff.] annimmt. Der Angaben der *Germania* wurden durch archäologische Forschungen, nicht nur durch Moorleichenfunde, voll bestätigt; eine solche Hellsicht traue ich weder frühmittelalterlichen Mönchen noch Humanisten der Renaissancezeit zu. Außerdem halte ich es für wenig wissenschaftlich, eine Quelle, die irgendwie nicht in das eigene Konzept passt, ohne allseitige und konkrete wissenschaftliche Begründung einfach zur Fälschung zu erklären.

Tacitus erwähnte im Kap. 46 seiner *Germania* Völker, die zwischen den Germanen und den Sarmaten siedelten: die Peucini (die er selbst auch Bastarnen nannte), die Fenni (die wohl mit den Finnen, u.U. auch mit den Balten identisch waren) und die *Venethi*. Tacitus unterschied letztere von den Germanen, noch deutlicher aber von den Sarmaten:

„Die Venethi haben viel von den Sitten der Sarmati angenommen, denn wie diese durchstreifen sie auf Raubzügen das gesamte Wald- und Bergland zwischen den Peucini und den Fenni. Indessen wird man sie wohl richtiger zu den Germani rechnen, weil sie sich feste Häuser bauen, Schilde tragen, gut zu Fuß sind und gern schnell laufen, das ist allerdings ganz anders als bei den Sarmati, die auf Wagen und Pferden leben.“

Tacitus betonte in diesem Text, dass die Venethi keine nomadischen Reitervölker waren. Dies erinnert daran, dass schon Herodot die nomadisierenden „Königs-Skythen“ eindeutig von den sesshaften „Wald-Skythen“ unterschieden hat.

Die Slawen haben im frühen Mittelalter wie die Nomadenvölker große Wanderungen unternommen; die slawischen Invasionen führten aber stets zu agrarischen Besiedlungen. Sie waren keine Viehzüchter, keine Nomaden der Steppe. Deshalb hielten sie sich in den neubesiedelten Gebieten zumeist auch bis heute, was nicht ausschließt, dass sie teilweise auch germanisiert oder magyarisiert wurden. Rybakow [1981, 79 f.] hat m.E. überzeugend diesen Widerspruch auf den Punkt gebracht:

„Tausende Jahre lebten unsere Ahnen Seite an Seite mit den Steppennomaden. Die Steppen breiteten sich wie ein riesiges grünes Meer von den Karpaten bis zum Baikalsee aus. [...] Die Steppennomaden hielten in Osteuropa eine halbe Million Quadratkilometer Schwarzerdeboden mit Waffengewalt als Weiden für ihr Vieh besetzt. Der Überfluß an Pferdeherden ermöglichte es den Chans, eine ungeheure Menge von berittenen Truppen schnell zusammenzufassen und blitzartig die sesshaften Ackerbauern zu überfallen, Dörfer niederzubrennen, die Bevölkerung gefangenzunehmen und zu verschleppen, alle Vorräte an Lebensmitteln zu beschlagnahmen. Der erste ostslawische Staat, die Kiewer Rus, entstand im 9. - 10. Jh. unter den Bedingungen ständiger, täglicher Gefahr von der Steppe her.“

Natürlich ist mir bewusst, dass einige Historiker, auf die ich noch eingehen werde, die Identität von Venetern und Slawen aus ideologischen (nationalistischen) Gründen bestreiten. Die Mitteilungen, die der ostgotische Historiker *Jordanes* (um 550), gestützt auf viele frühere Quellen, in seiner *Getica* [V, 34 f.] hinterlassen hat, sind aber eindeutig:

„Links von diesen (d.h. östlich von den Gepiden), wo die Grenze nordwärts geht, von den Quellen der Vistula (=Weichsel) ab über ungeheure Strecken hin sitzt das zahlreiche Volk der *Venethi*. Mögen auch ihre Benennungen wechseln nach verschiedenen Stämmen und Wohnsitzen, die hauptsächlich Namen sind doch die der *Sclaveni* und die der *Antes*.

Die *Slaveni* haben das Land von der Stadt Novietunum (Es gab mehrere Städte mit diesen Namen. die Zuordnung ist umstritten) und dem Lacus Marsianus (= Neusiedlersee ?) bis zur Danaster (=Donau), im Norden bis zur Vistula (=Weichsel) inne, statt in Städten wohnen diese in Sümpfen und Wäldern. Die *Antes* dagegen, die tapfersten unter ihnen wohnen von der Krümmung des Pontos (=Schwarzes Meer) bis zum Danaper (= Dnepr), die viele Tagereisen voneinander entfernt sind.“

Weiterhin betonte Jordanes an anderer Stelle seines Werkes:

„Diese (die Venethi), die, wie wir am Anfang unserer Darstellung, das heißt, im Völkerverzeichnis, auseinandergesetzt haben, von *einem* Stamm entsproßen, haben jetzt drei Namen: Venethi, Antes und Slavones“ [XXIII, 119].

Jordanes stützte sich nachweisbar auf zuverlässige Autoren wie Cassiodor und Priskos (auf letzteren bin ich ausführlich in meinem Bulgarien-Beitrag [2001] eingegangen).

Die Angaben des Jordanes werden weiterhin sowohl durch Angaben byzantinischer Schriftsteller (z.B. Prokopios, auf den ich noch eingehen werde), wie auch durch westeuropäische Chronisten gestützt. Letztere nannten sowohl einzelne slawische Stämme (z.B. Slowenen, Tschechen, Sorben, Wilzen, Obodriten, Pommern und Polen), gebrauchten aber auch den Gesamtbegriff der *Wenden* bzw. *Winden*. So nannten sich die unzweifelhaft slawischen Stämme der Sorben (auf Brätz gehe ich noch ein) selbst „Serbi“ (was auf ursprüngliche engere Verwandtschaft mit den nach Südosteuropa einwandernden Serben hindeutet); von den Deutschen wurden sie zumeist „Wenden“ genannt. Weithin unbekannt ist, dass die Esten und Finnen die heutigen Russen auch jetzt noch „vänä“ bzw. „venaläinen“ nennen.

Der Begriff „Veneter/Wenden“ ist offensichtlich eine Fremdbezeichnung. Anscheinend wurde der Name der (illyrischen) Veneter, die ursprünglich in Schlesien siedelten, auf die nachrückenden Slawen übertragen.

Die archäologischen Forschungen (auch auf diese kann ich hier nicht konkret eingehen) haben deutlich gezeigt, dass bereits im 6. Jh. slawische Stämme in Deutschland (westlich von Oder und Neiße) eingedrungen waren. Polnische Archäologen haben in Großpolen (Warthe-Tal um Gnesen und Posen) und in Kleinpolen (oberes Weichsel-Tal um Krakau) keine Besiedlungsdiskontinuität feststellen können [vgl. Hensel 1974; Bogucka 1983]. Der archäologische Befund rechtfertigt aber auch nicht die Annahme einer ununterbrochenen Besiedlungskontinuität über mehr als fünf Jahrhunderte (von der Völkerwanderungszeit bis zu den Überresten der ersten westslawischen Staaten im 10. und 11. Jh.). *Heinsohn* [2001a, 440 ff.] hat unlängst die Stratigraphie Danzigs und des Weichseldeltas analysiert. Nach *konventioneller* Funddeu-

tung besteht hier eine Siedlungslücke von etwa drei Jahrhunderten, die mühsam (z.B. durch dubiose Münzzuordnungen) kaschiert wird. *Tatsächlich* gab es natürlich keine Siedlungslücke, wie Heinsohn hervorhob.

In meinem Thüringen-Beitrag [Weissgerber 1999, 497 ff.] habe ich aufzuzeigen versucht, dass die von *Fredegar* erwähnten Sorben und „Samo-Slawen“ tatsächlich ins 6. Jh. gehören.

In den byzantinischen Quellen des 6. Jhs., z.B. in den Schriften des Prokopios und in der *Miracula Sancti Demetrii*, wurden die in die Balkanhalbinsel eindringenden slawischen Stämme durchweg als „*Sklawenoi*“ bezeichnet. Das ist der gleiche Begriff, den der gleichfalls zeitgenössische Jordanes, wie bereits dargelegt, gebraucht hat. Alle Autoren des 6. Jhs. unterschieden diese „Sclaveni/Sklawenoi“ eindeutig von den damals sehr aktiven germanischen und sarmatischen Stämmen. Es konnten nur Stämme gemeint sein, die heute als „Slawen“ bezeichnet werden. (Das „k“ der zeitgenössischen Quellen stört mich nicht; es kann später eine Lautabschleifung erfolgt sein.) Selbst Kaiser Otto III. ließ sich um 1000 noch von den Repräsentantinnen der vier Völker seines Reiches, der Roma, der Gallia, der Germania und der „*Sclavonia*“ huldigen (Miniatur aus dem Evangeliar Ottos III. Reichenauer Buchmalerei, heute Staatsbibliothek München [s. Illig 1999, Abb. 15]).

Es war ein ethnischer Begriff. Erst später wurde er umgedeutet zum Begriff des „Sklaven“ (anstelle des lateinischen Begriffes „servus“ [vgl. Brätz 2000, 392]). Anscheinend handelt es sich um eine slawische Eigenbezeichnung, die allerdings ursprünglich nicht alle slawischen Stämme umfasst hat. Es gab schon im frühen Mittelalter die heutigen Slowaken und Slowenen (beide nennen sich „sloweny“), nach der *Nestorchronik* aber auch im hohen Norden, im Gebiet von Nowgorod als „slowenje“. Ich gehe davon aus, dass nur Teile der ursprünglichen slawischen Stämme (vor allem junge Stammesangehörige mit Gefolge) auswanderten und dass nur diese ursprünglich als Sklawenoi/Slawen bezeichnet wurden. Dies wurde schon von Rybakow [1979, 146] erkannt:

„Der Name ‚Slawjanje‘ und ‚Slowenje‘ kommt nie innerhalb des urslawischen Areals vor. Man trifft ihn ausschließlich in der Kolonisierungszone, außerhalb der Grenzen des ureigenen slawischen Landes.“

Erst viele Jahrhunderte später setzte sich dann die Gesamtbezeichnung „Slawen“ (russ: Slawjanje) durch.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich das unlängst veröffentlichte Werk des germanisch-nationalistisch eingestellten Autors Helmut *Schröcke*. Dieser beschäftigt sich hauptsächlich mit den Vandalen, die zeitweilig im heutigen

Polen siedelten, aber im frühen 5. Jh. nach Spanien und Nordwestafrika abwanderten. Diese waren nach dem Zeugnis des Prokopios im *Vandalenkrieg* eindeutig Germanen. Schröcke behauptet, dass während der Völkerwanderungszeit viele Vandalen in Mittel- und Osteuropa zurückgeblieben seien. Diese hätte Jordanes gemeint, wenn er von „Venethi“ sprach. Nach der Auffassung Schröckes haben die zurückgebliebenen Vandalen auch große Teile Osteuropas beherrscht. Slawen hätte es bis zur Völkerwanderungszeit nicht gegeben; aus der „ostvandalischen“ Sprache hätte sich die „slawische Sprache“, die „lingua slavina“, entwickelt, die den frühmittelalterlichen Deutschen noch verständlich gewesen sei. Schröcke [55 ff.] bezeichnete deshalb die frühen Slawen des 10. und 11. Jhs. durchweg als „Ostvandalen“. Auch die „kirchenslawische“ Sprache des Kyrillos und Methodios sei eine „ostvandalische“ Sprache gewesen, die die Kiewer Russen sofort verstanden hätten. Sie habe sich allerdings von der nordgermanischen Sprache der Waräger in Kiew unterschieden [58 f.].

Eine Widerlegung dieser ‚Theorie‘ ist deshalb schwierig, weil sie im wesentlichen aus Behauptungen, also aus Glaubenssätzen besteht. Deshalb möchte ich mich hier auf ihre Erwähnung beschränken. Schon aus linguistischen Gründen ist sie unhaltbar.

Topper lehnt in seinen Beiträgen die „Indogermanistik“ ab. Hierzu möchte ich bemerken, dass auch ich von der These eines indogermanischen „Urvolkes“ nicht viel halte, aber den Thesen der Kaukasologin Gertrud **Pätsch** (1970) zuneige, auf die ich hier nicht eingehen kann. Nach Ansicht Toppers gab es zunächst nur isolierte Einzelsprachen. Etwa in der Mitte des +1. Jtsds. hätten die Einzelvölker Mittel- und Osteuropas die „Ordonnanzsprache“ einer Söldnertruppe übernommen, die die ursprüngliche germanische Sprache gewesen sei [1996, 169 ff.]. Kyrillos und Methodius hätten dann zu Beginn des 10. Jhs. diese zur „kirchenslawischen Sprache“ weiterentwickelt, die dann von den Völkern, die sich zum griechisch-orthodoxen Christentum bekehrt hätten, übernommen worden sei.

„Die in der Völkerwanderungszeit (bis ins 6. Jh.) als Germanen bezeichneten multikulturellen Stammesverbände (‚Ethnien‘) der Goten, Rugier (= Rus), Wenden usw. gehen in Osteuropa durch die Christianisierung (ab dem 10. Jh.) in Slawen über, wobei die kulturelle Einigung mittels der von Method und Kyrill geschaffenen Literatursprache und -schrift erfolgte. Das ‚Gotische‘ des Wulfila (4. Jh.) erscheint in seiner nächsten Formstufe als Altkirchenslawisch (10. Jh.)“ [Topper 1995, 480].

Topper ging noch weiter:

„Aus dem Charakter des Altslawischen geht deutlich hervor, daß dies nicht der Dialekt einer makedonischen Talschaft sein kann, wie allge-

mein angenommen wird, sondern eher eine genial und mit Weitsicht geschaffene ‚Priestersprache‘, wie es solche im Altertum immer wieder gab (Sanskrit oder Sumerisch als Beispiele)“ [Topper 1999, 199].

Er bezeichnete die kirchenslawische Sprache als „ein Esperanto für Täuflinge“ [ebd.]. Warum haben die Missionare aber nicht gleich die griechische Sprache und Schrift eingeführt? Das wäre doch einfacher gewesen, als mühsam eine Kunstsprache zu schaffen und diese dann bis zum letzten Bauernhof (in einem sehr großen Territorium) durchzusetzen. Einen solchen Vorgang hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben und wird es auch nie geben, weil er undurchführbar ist. Der Hinweis Toppers auf Sanskrit und Sumerisch beweist gar nichts. Es liegt kein Beleg dafür vor, dass Sumerisch eine Kunstsprache war. Sanskrit war zwar eine Priestersprache, die aber auf den Hindi-Sprachen beruhte und die Rolle eines „Hoch-Hindi“ spielte.

Offensichtlich war es so, dass im frühen 10. Jh. die slawischen Sprachen noch so eng verwandt waren, dass die frühen Russen das makedonische „Kirchenslawisch“ noch gut verstanden; Kyrillos und Methodius hatten den slawischen Dialekten lediglich eine Schriftsprache gegeben, ähnlich wie es später Martin Luther mit seiner Bibelübersetzung tat. (Nebenbei: Ich habe nie Bulgarisch gelernt, aber Russisch. Trotzdem konnte ich in Sofia mühelos bulgarische Zeitungen lesen.)

Herwig **Brätz** [2000, 415] hat sich in seinem Slawen-Beitrag von den Auffassungen Schröckes und Toppers distanziert:

„Die Auffassung, die slawischen Sprachen wären Kunstbildungen des X. Jhs. oder direkte Metamorphosen ostgermanischer Dialekte ebenfalls aus dem X. Jh. , ist m.E. falsch – dann müssten die slawischen Sprachen den germanischen ähnlicher sein als den baltischen, sind es aber nicht.“

Der Beitrag von Brätz zeichnet sich durch Toleranz aus und enthält interessante Thesen. Trotzdem kann ich ihm nicht in allen Punkten folgen. So führte er eine anachronistische Bezeichnung der **Sarmaten** ein, die eher verwirrt als voranbringt.

„Germanen/Balten/Slawen bildeten vor -200 eine ‚voreinzelsprachliche‘ Gemeinschaft, die in einem weit gestreckten Gebiet zwischen Ostsee und Schwarzmeer siedelte [...]. Für diese Gemeinschaft möchte ich in Übereinstimmung mit Zedler [Lexikon-Autor des 18. Jh.; K.W.] den Namen der SARMATEN reklamieren. Der Begriff umfaßt Slawen, Germanen und Balten. [...] Die Gründe für die Auflösung dieser Gemeinschaft sind in den Namen der Germanen und Slawen noch spürbar [?; K.W.] - die tragische Komponente ist unübersehbar. Der Zeitpunkt muss irgendwann in den ersten 500 Jahren vor unserer Zeitrechnung gelegen haben [...] Die

Auswanderer wurden im Osten zu Slawen, im Westen/Norden zu Germanen [...], die Balten verblieben vor Ort.“ [Brätz 2000, 399]

Die iranischen Steppen-Sarmaten gehörten somit nicht zu dieser „Gemeinschaft“, weshalb ich Brätz empfehlen möchte, einen anderen Begriff zu verwenden, um weitere Missverständnisse zu vermeiden. Linguisten haben schon öfters auf Ähnlichkeiten der slawischen, baltischen und germanischen Sprachzweige des Indogermanischen hingewiesen, was zumindest bedeutet, dass diese in der Frühzeit in enger Nachbarschaft gelebt haben müssen. Brätz geht davon aus, dass die Trennung etwa -200 erfolgt ist (ich tippe auf einen früheren Zeitpunkt). Insofern ist es widersprüchlich, dass er die Sorben und Serben des 6. Jhs. (nach seiner Konzeption ca. 800 Jahre nach der Trennung) noch als „Sarmaten“ bezeichnet.

Ich bleibe bei meiner Meinung, dass die Sorben (Selbstbezeichnung: Serbi) nur Slawen gewesen sein können. Sorben und Serben haben sich auf deren Wanderung im 6. Jh. offenbar voneinander getrennt. Die Häuptlinge beider Stämme trugen slawische Namen; es gibt keinen einzigen historischen Hinweis dafür, dass sie erst später slawisiert worden sind. Nach den Berichten der antiken Schriftsteller waren die Sarmaten aber Stammesnomaden gewesen, die wie die Alanen, Roxelanen und Jazygen wohl iranisch-sprachig waren, was nicht ausschließt, dass später auch Turkvölker wie die Bulgaren als „Sarmaten“ bezeichnet wurden [Weissgerber 2001, 84].

Der Grund für die neue Bezeichnung durch Brätz liegt wohl darin, dass er noch eine weitere Konzeption vertritt: Die nach Osten ausgewanderten (Ur-)Slawen hätten sich zwischen Wolga und Ural angesiedelt, wo sie „ein neues Volk mit einheitlicher Sprache“ bildeten, ehe sie in der Mitte des 1. Jtsds. nach Westen aufbrachen und sich „wieder über ganz Osteuropa“ ausbreiteten [Brätz 2000, 414]. Diese originelle These hat mich nicht überzeugt, zumal die Beweisführung ausschließlich auf Namensähnlichkeiten beruht, die auch anders erklärt werden können.

Rybakow [1979, 142 f.] hat versucht, die archäologischen Kulturen Osteuropas unter dem Aspekt der Entstehung der slawischen Sprachen zu analysieren. Das ist natürlich ein gewagtes Unterfangen, da aus den Funden nicht unmittelbar zu entnehmen ist, welche Sprache die Träger dieser Kulturen gesprochen haben. Andererseits wird von Wissenschaftlern kaum gelehrt, dass bestimmte Ethnien Funde mit besonderen Kulturstilen hinterlassen haben. Ich zitiere Rybakows Entwicklungsschema:

- „1. Etappe (15. - 12. Jh.): die Trzyner- und die Kumarowo-Kultur.
2. Etappe (11. - 5. Jh.): Sie kann bedingt als Lausitzer und skythische Periode bezeichnet werden. Zulässig ist die Unterteilung in zwei Phasen, deren Grenze das 7. Jh. ist.
3. Etappe (-3. Jh. bis +2. Jh.): Die Przeworsk- und die Sarubinzy-Kultur. In dieser Periode wurden die Slawen unter dem Namen Veneder zum ersten Mal von römischen und griechischen Autoren beschrieben.
4. Etappe (2. - 4. Jh.): die Kultur von Tschernjachow und die Przeworsk-Kultur der Spätperiode.
5. Etappe (5. - 7. Jh.): Die Kultur Prager Typs.“

Diese Kulturen umfassten das Gebiet zwischen Oder und Dnepr. Rybakow [143] bezeichnete dieses Gebiet aber nicht als slawische „Urheimat“, sondern als das „Areal“, in dem die „Urslawen“ über einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten entstanden.

Auf die 1. Etappe ging er nicht konkret ein. Sie dürfte m. E. mit der Etappe identisch gewesen sein, die Brätz als „sarmatisch“ bezeichnet. Die 2. Etappe war die Etappe der Trennung. In ihrer zweiten Phase hatten sich, wie Rybakow vermutet, West- und Ostslawen getrennt. Die Ostslawen gerieten in die „Sphäre der skythischen Kultur“, die Westslawen gehörten zu „der Vereinigung der Lausitzer Stämme“, „die breiter war als die westliche Hälfte des Slawentums“. Er [ebd., 144] betrachtete sie als „keltisch-slawisch-illyrische Verbindung“ und identifizierte sie mit den „Venedi“ der römischen Schriftsteller [ebd., 145]. Die beiden Kulturen der 3. Etappe seien ähnlich, aber nicht identisch gewesen.

„Die Tschernjachower archäologische Kultur ging weit über die Grenzen des slawischen Areals hinaus, doch dieses bedeutete keinesfalls eine Ausdehnung des urslawischen Areals als solches. Die Begriffe Kultur und Ethnos sind nicht immer identisch“ [ebd., 145].

Rybakow [ebd., 145] wies in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf den umfangreichen Handel zwischen Urslawen und Schwarzmeer-Goten hin, „der starken Einfluß auf seine Kontrahenten ausübte“.

Soweit es um die 5. Etappe ging, wies er auf die großen Ähnlichkeiten zwischen der Prager Kultur und der gleichzeitigen Kortschaker Kultur in der heutigen Ukraine hin. Die einwandernden Tschechen kamen anscheinend aus dem ostslawischen Gebiet.

Leider kann ich hier nicht ausführlicher auf Rybakows Studien eingehen. Sie zeigen aber, dass sich die sowjetischen Archäologen der Kompliziertheit der Problematik voll bewusst waren und voreilige Schlussfolgerungen ver-

mieden. *Goehrke* [1992, 69 ff.] hat ähnliche Überlegungen angestellt, auf die ich hier nicht konkret eingehen kann.

Topper [1995, 463 f.] warf den Sowjetwissenschaftlern sogar vor, ein „slawisches Urvolk“ erfunden zu haben und stützte sich hier recht allgemein auf *Goehrke*.

Dieser ging aber gerade von einem solchen Urvolk aus und gab in seinem grundlegenden Werk [Kap. 3.8] der Linguistin Ursel *Kälin* die Möglichkeit, die Genese der russischen Sprache eingehend zu analysieren. Zum Problem der „slawischen Urheimat“ schrieb sie [*Kälin* in *Goehrke* 1992, 94]:

„Wenn man die Theorien, die innerhalb der Sprachwissenschaft über das Formierungsgebiet des Slavischen geäußert worden sind, räumlich übereinander projiziert, ergibt sich als weitester Rahmen ein Gebiet, das von der Elbe im Westen bis an das Becken des oberen Don im Osten reicht. Eindeutig feststellen lässt sich lediglich eine Eingrenzung auf die Waldsteppen- bzw. südliche Waldzone. Dies würde bedeuten, dass sich das Slavische weitgehend in situ formiert haben muss.“

4. Die Anten

Nach dem bereits zitierten Zeugnis des *Jordanes* bildeten die „Anti“ einen der Stammesverbände der „*Venethi*“, die in Südrussland (heutige Ukraine) lebten. Als „*Antai*“ wurden sie in byzantinischen Schriftquellen des 5. und 6. Jhs. öfters erwähnt. Von besonderer Bedeutung ist eine Bemerkung des zeitgenössischen Historikers *Prokopios von Caesarea* (490/507 - nach 555) in seinem *Gotischen Krieg* [III, 14]:

„Die Sklawenoi und *Antai* stehen nicht unter der Herrschaft eines Mannes, sondern sie haben von alten Zeiten her eine demokratische Regierung, so daß Glück und Unglück alle gemeinschaftlich tragen. [...] Beide reden die gleiche Sprache, die sehr barbarisch klingt. In der äußeren Gestalt ist zwischen ihnen nicht der geringste Unterschied: denn sie sind durchgängig lang und stark von Gliedmaßen. Ihre Haut ist nicht sehr weiß und ihr Haar nicht gelb, und doch auch nicht schwarz, sondern bei allen rötlich. [...]

Ehemals hatten Sklawenoi und *Antai* nur einen Namen und hießen beide *Sporoi*, vermutlich weil sie sporadisch, das heißt zerstreut hier und da in Hütten wohnen. Deswegen nehmen sie ein so großes Land ein, denn sie bewohnen den größten Teil der nördlichen Gegenden der Donau.“

[deutsch nach Pohl 96; Giterman I.323]

Diese stark gekürzte Beschreibung der Anten galt dem Jahr 544. An einer anderen Stelle seines Werkes unterschied er die Anten eindeutig von

- den „zahlreichen Hunnenvölkern“ nördlich des Kaukasus und der Maiotis (Asowsches Meer). Die Anten siedelten nördlich von diesen.
- den „terraxitischen“ Goten“ auf der Halbinsel Krim [Gotenkrieg IV,4].

Im *Strategikon* (Kriegshandbuch) des *Maurikios* (um 600) wurden die „barbarischen“ Völker Europas nach Aussehen, Lebens- und Kampfweise in drei Gruppen geteilt:

- die „blonden Völker“, darunter die Franken und Langobarden;
- die „Skythen“, das heißt die Awaren, Türken („Turkoi“ bedeutet wohl Ungarn) und die „anderen hunnischen Völker“ [Pohl 5];
- die „Sklawenoi“ und „Antai“ [nach der Fassung von Moravcsik].

Die zeitgenössischen byzantinischen Historiker betonten somit, wie Jordanes, die enge, auch sprachliche Verwandtschaft der „sklawenoi“ und „antai“, die andererseits sich deutlich von den germanischen und hunnischen Völkern unterschieden. M.E. kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Anten slawischsprachig waren. Selbst Schröcke bestritt dies nicht, obwohl es möglich gewesen wäre, auch diese mit den Vandalen in Verbindung zu bringen (immerhin erhielt die spanische Region Andalusia ihren Namen von den sich dort im 6. Jh. ansiedelnden Vandalen).

Der Begriff der Anten ist (wie der der Germanen und Wenden) offenbar eine Fremdbezeichnung. Kein bekannter slawischer Stamm nannte sich so. Anscheinend wurde er auch nicht für alle ostslawischen Stämme gebraucht.

Rybakow [1983, 16] bemerkte zu den Begriffen der Slawen und Anten:

„Es handelt sich höchstwahrscheinlich um zwei slawische Kolonisationsströme, deren einer („Slawen“) westlich der Karpaten vom Quellgebiet der Weichsel nach Novietunum am Unterlauf der Donau (Jordanes) zog, während der andere („Anten“) aus slawischen Umsiedlern bestand, die ihre Heimat verlassen hatten und sich an der Biegung des Pontus zwischen Dnestr und Dnepr (Jordanes) erwiesen.“

Nach *Jordanes* [23,119] waren die Anten zeitweilig Vasallen der Ostgoten unter Hermanarich, die 375 von den Hunnen unterworfen wurden. Der Gotenfürst Winithar wurde Vasall der Hunnen, und „behielt die Abzeichen seines Fürstenrangs“:

„Er nahm sich an seines Großvaters Wultwulf Tapferkeit ein Vorbild und versuchte, wenn auch weniger erfolgreich als Hermanarich, da er sich darüber grämte, der Hunnen Herrschaft unterworfen zu sein, sich derselben allmählich zu entledigen, und rückte, seine Tapferkeit zu zeigen, in das Land der Anten ein. Beim Angriff auf dieselben jedoch unterlag er

im ersten Kampf. Nun aber handelte er als mutiger Mann; ihren König mit Namen **Boz**, dessen Söhne und siebzig Vornehme ließ er zum abschreckenden Beispiel ans Kreuz schlagen.“ [Jordanes 48, 247]

Bald darauf wurde Winithar jedoch von den Hunnen unter Balamber besiegt und unterworfen. Winithar fiel im Kampf. Noch im altrussischen *Lied von der Heerfahrt Igors* (frühes 12. Jh.) ist die Rede davon, dass die auf der Krim verbliebenen Goten sich des Sieges über „**Boos**“ erinnerten:

„Und da stimmten die schönen gotischen Jungfrauen am Gestade des blauen Meeres ein Loblied an, klirrend mit russischem Gold, priesen sie die Zeiten des Boos, Rache heischend für Scharikan.“ [Grasshoff 1971, 64; vgl. zur Auslegung Dershawin 14; Rybakow 1986, 147]

In den byzantinischen Quellen wurden mehrfach Heerführer antischer Herkunft erwähnt, so 469 Anangast als Kommandant des thrakischen Heeres, um 530 Chilwud (Chilbud, Chilbudi) als Garnisonskommandant an der unteren Donau und um 550 Dobrogast als Kommandant der byzantinischen Schwarzmeerflotte [Rybakow 1939, 328; Dershawin 142].

Nach der Darstellung **Prokops** [*Gotenkrieg* III, 14] übergab Kaiser Justinian I. (527-565) im Jahr 530 dem Antenfürsten **Chilwud** die Stadt Turris (an der Donaubygung zwischen der Mündung des Serer und des Prut), damit dieser von dort aus Byzanz gegen die „Hunnen“ verteidigt [vgl. hierzu Pohl 122]. Auch diese Passage beweist, dass die (Proto-)Bulgaren schon 530 die Donaugrenze bedroht und wohl auch überschritten hatten [vgl. meinen Bulgarien-Beitrag]. Rybakow [1983, 17] hält es für möglich, dass Chilwud mit Kij, dem Begründer der Stadt Kiew, identisch war. Ich werde hierauf noch zu sprechen kommen.

Menandros Protector [EL 443] schilderte den Zug der Awaren nach dem Westen, bei dem diese um 560 auf die Anten stießen. Den Awaren kam eine Botschaft unter der Führung des **Mezamir Idarizi** (Meshamir Idaritsch), des Sohns des Antenfürsten Idar und Bruder des Antenfürsten Celagast (Kelagast), entgegen, um mit ihnen zu verhandeln. Ein „Kuturgure“, also ein Bulgare, machte jedoch Stimmung gegen Mezamir:

„Dieser Mensch, sagte der Kuturgure, besitzt große Macht über die Anten und kann seinen Feinden großen Schaden zufügen. Man muß ihn erschlagen und dann ohne Angst ihr Land überfallen.“ [nach Dershawin 99]

Mezamir wurde daraufhin erschlagen. Aus der Quelle geht nicht hervor, dass die Anten von den Awaren unterworfen wurden, wie einige Autoren [Dershawin 14; Pohl 40] meinten. Menandros [EL 209] schrieb an anderer Stelle:

„Der awarische Chagan sandte zu **Dawrita** [nach einer Variante: Lawrita; K.W.] und zu den anderen Fürsten des slawischen Volkes eine Gesandtschaft mit der Forderung, sich den Awaren zu unterwerfen und sich zu

verpflichten, Tribut zu zahlen. Dawrita und die slawischen Fürsten antworteten; „Gibt es einen einzigen Menschen auf der Welt und wärmt sich in der Sonne auch nur einer, dem je unsere Stärke dienstbar gewesen ist? Nicht andere beherrschen unser Land, sondern wir haben uns daran gewöhnt, fremdes Land zu beherrschen, und dabei bleiben wir, solange es auf der Welt Krieg und Schwert geben wird.“ [nach Rybakow 1939, 328; Der-shawin 153]

Allerdings ist hier nicht von Anten, sondern von Sklawenen die Rede. Noch am Ende des 6. Jhs. wurden in byzantinischen Quellen Anten genannt. Nach *Johannes von Ephesos* haben vor 585 Anten, „von römischem Geld angestiftet“, einen Kriegszug in das Land der Sklawenen durchgeführt, „im Westen des Flusses, der Donau genannt wird“ [Pohl 79]. *Theophylaktos Simokattes* [6,4-9, 7.5-7] berichtete über Siege des byzantinischen Feldherrn Priskos über Anten-Gruppen unter Ardagast, Misukios und Peiragast, die 593/4 einzeln geschlagen und getötet wurden.

Nach dem gleichen Autor [8.5] soll dann 602 der Aware *Apsich* einen Feldzug gegen die Anten geplant haben; von einem Erfolg ist keine Rede.

Ich hatte schon dargelegt, dass ich von dem Werk des Theophylaktos nicht viel halte [Weissgerber 2001, 75]. Nach meinen bisherigen Recherchen dürfte 602 kein awarisches Reich mehr bestanden haben (es sei denn, das Turkbulgarische Reich wurde gemeint). In den Quellen wurde ein awarischer Feldherr *Apsich* genannt, der um 580 das „Eiserne Tor“ an der Donau bedrohte [ausführlich Pohl 159 f.]. Andererseits könnte auch der awarischstämmige byzantinische Feldherr *Apsich* gemeint sein, den Theophylaktos [1.14] an anderer Stelle erwähnte.

Nach 602 wurden die Anten in den byzantinischen Quellen nicht mehr erwähnt, was nicht verwundert, wenn man weiß, dass die folgenden 300 Jahre Phantomjahre waren. Die Fälscher der Konstantinos-Schule hatten anscheinend zu wenig Phantasie, erfundene Anten in ihre Geschichtslegenden einzuflechten; auch Kaiser *Konstantin VII.* erwähnte ihren Namen in seiner Geheimschrift *De administrando imperio* nicht. Ihr Name fehlt auch in der altrussischen *Nestor-Chronik*, was auch nicht verwundert, da es sich offenbar um eine Fremdbezeichnung handelt. Hier ist nur von Poljanen die Rede, die gerade in dem Gebiet siedelten, das in den Quellen als antisches Gebiet bekannt war. Alexej *Schachmatow* [1919, 10 ff.], auf den ich noch zu sprechen komme, hat mit guten Gründen Anten und Poljanen identifiziert.

Rybakow [1939, 322] bezeichnete m.E. zu Recht die Anten als „Bindeglied zwischen Waldskythen und der Kiewskaja Rus“. In den Quellen des 10. Jhs. ist nur noch von „Rus“ die Rede.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass Schröcke wie Goehrke (bis auf nebensächliche Bemerkungen) überhaupt nicht auf die Geschichte der Anten eingegangen sind.

5. Die *Nestor-Chronik*

Die frühe Geschichte des ersten russischen Staates, der Kiewer Rus, wird im wesentlichen von einer einzigen Quelle abgedeckt, der *Nestor-Chronik*. Benannt wurde sie nach Nestor, einem Mönch des Kiewer Höhlenklosters, der im Jahr 1112 im Auftrag des Kiewer Großfürsten Swjatopolk Informationen aus verschiedenen älteren Chroniken und wohl auch mündlichen Überlieferungen zu einem großen Geschichtswerk zusammengefasst hat. Es handelt sich keineswegs um ein „spätes Geschichtswerk“, wie mitunter leichtfertig behauptet wird. Soweit es um die früheste russische Geschichte geht, beruht die *Nestor-Chronik*, was inzwischen unbestritten ist, auf Kiewer und Nowgoder Chroniken des 10. Jhs.

Die Literatur über die *Nestor-Chronik* ist kaum mehr zu überblicken; letztlich beruhen aber alle ernstzunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten auf den Studien des Historikers Alexej Alexandrowitsch *Schachmatow* (1864-1920). Er war kein Marxist, sondern vorrevolutionärer Historiker, obwohl einige seiner bedeutendsten Werke in der frühen, unter Lenin noch sehr liberalen Sowjetzeit veröffentlicht wurden. Und er war kein „Panslawist“, sondern ausgerechnet „Normannist“.

Wohl aus diesem Grund wurden seine Werke in der Sowjetunion niemals neu aufgelegt. Seine Analysen zur *Nestor-Chronik* bildeten jedoch nicht nur im Westen, sondern auch in der Sowjetunion die Grundlage jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit der früh-russischen Geschichte. Er wurde nicht nur von „Stalinisten“ wie Dershawin und Grekow ausführlich zitiert. Rybakow hat ihn stets als seinen großen Vorgänger betrachtet. In der *Sowjetischen Historischen Enzyklopädie* [Bd 16, 1976, Sp. 140 ff.] wurde sein Lebenswerk ausführlich gewürdigt.

In diesem relativ kurzen Beitrag kann ich Schachmatows Analysen nicht im einzelnen darlegen. Vor allem hat er bewiesen, dass der uns vorliegende Wortlaut der *Nestor-Chronik* nicht mit dem von Nestor 1112 geschriebenen Text identisch ist. Schon 1116 erfolgte eine Überarbeitung im Auftrag des neuen Großfürsten Wladimir Monomach durch *Silvestr*, dem Abt des Klosters in Wydobitsch. Er fügte z.B. dem Text eine Episode bei, wonach der Apostel Andreas, der Bruder des Petrus und legendärer Stammvater der by-

zantinisch-orthodoxen Kirche, auch die Gegend des heutigen Kiew besucht und die Gründung der Stadt prophezeit habe.

Eine grundlegendere Überarbeitung erfolgte um 1118 unter Aufsicht des Fürsten Mstislaw, des Sohnes Monomachs. Ausgehend von Schachmatows Analysen, kam Rybakow [1983, 14] zu „antinormannistischen“ Schlussfolgerungen:

„Mstislaw, ein Enkel (mütterlicherseits) des englischen Königs, Gatte einer Waräger-Prinzessin, Schwiegervater eines norwegischen und eines dänischen Königs, hatte 20 Jahre in Nowgorod im Norden Rußlands gelebt und war durch Verwandtschaftsbande und durch Erziehung mit ganz Nordeuropa eng verbunden. Das bestimmte nicht zuletzt sein Verhalten zur Geschichte Russlands und seine Übertreibung der Rolle der nördlichen Waräger in dieser Geschichte. Wo es immer nur ging, fügte er Legenden über die Waräger ein, über ihr Regieren als Fürsten, identifizierte sie mit den Russen und wurde so zum Urheber der normannischen Theorie.“

Schachmatow selbst hat allerdings solche Schlussfolgerungen zur Mstislaw-Überarbeitung, die als solche unbestreitbar ist, als bekennender „Normannist“ nicht gezogen, obwohl er durchaus Belege für „normannistische“ Überarbeitungen des Nestor-Textes gegeben hat.

Schachmatow analysierte aber auch die ursprüngliche *Nestor-Chronik* und konnte aufzeigen, dass einige in ihr enthaltene Passagen in Widerspruch zu anderen gleichzeitigen Chroniken, insbesondere zur *Nikon-Chronik* und zur *Ersten Nowgoroder Chronik* stehen. Die *Nestor-Chronik* wurde überdies in mehreren Fassungen überliefert, da sie nur als Eingangstext vieler örtlicher Chroniken erhalten blieb und entsprechende örtliche Färbungen aufweist. Schachmatow bewies auf Grund einer stilistischen Analyse, dass schon der ursprüngliche Nestor-Text eine Kompilation aus verschiedenen Chroniken gewesen ist. Der ursprüngliche Kiewer Text blieb jedoch weitgehend bewahrt, wie auch nicht in der *Nestor-Chronik* enthaltene warägergeprägte Texte in der *Ersten Nowgoroder Chronik* [vgl. Dietze 1971] erhalten blieben.

Von besondere Bedeutung ist der Text über die Gründung Kiews durch den poljanischen Fürsten Kij und dessen Brüder. Nestor lehnte entschieden einen von Nowgorod stammenden Gegenbericht ab, dass Kij nur ein Fährmann gewesen sei:

„Andere aber, Unkundige, haben behauptet, Kij sei ein Fährmann gewesen, denn bei Kiew habe es dazumal eine Überfahrt von jener Zeit des Dnepr gegeben, weshalb man auch sagte: zu Kij's Überfahrt. Wenn aber

Kij ein Fährmann gewesen wäre, dann wäre er nicht nach Zargrad gezogen“ [Nestor-Chronik 1986, 24].

Schachmatow hat durch umfangreiche sprachliche und stilistische Analysen versucht, den ursprünglichen Kern der *Nestor-Chronik* herauszuarbeiten und diesen als *Kiewer Chronik* bezeichnet, die er ausdrücklich in Gegensatz zur ursprünglichen *Nowgoroder Chronik* gesetzt hat. Er datierte die ursprüngliche *Kiewer Chronik* ans Ende des 10. Jhs. Rybakow nannte die konkrete Jahreszahl 997, hat diese aber in seinen mir vorliegenden Arbeiten nicht weiter begründet.

Zum ursprünglichen, also Kiewer Text der *Nestor-Chronik* gehört nach Schachmatows Forschungen der Text über die *Gründung der Stadt Kiew*, den ich wegen seiner Bedeutung wörtlich zitieren möchte:

„Die **Poljanen** lebten also für sich und herrschten über ihre Sippen, denn schon vor diesen Brüdern gab es Poljanen. Es lebte jeder in seiner Sippe in deren Plätzen, wobei jeder selbständig über seine Sippe herrschte.

Und es waren drei Brüder: einer mit Namen **Kij**, ein anderer hieß **Schtschek** und der dritte **Choriw**, und ihre Schwester war Lybed. Kij saß auf der Anhöhe, wo jetzt Boritschew ist, Schtschek aber auf der Anhöhe, die jetzt Schtschekowiza genannt wird, und Choriw auf einer dritten Anhöhe, die nach ihm Choriwiza heißt. Und sie erbauten eine Feste und nannten sie **Kiew**. Und es waren um die Feste herum Wälder und große Nadelgehölze, und sie jagten dort wilde Tiere. Sie waren klug und verständig und nannten sich **Poljanen**. Von ihnen her gab es die Poljanen in Kiew bis auf den heutigen Tag.“ [Nestorchronik 1986, 24]

Über die Vergangenheit des Kij hieß es:

„Wenn aber Kij ein Fährmann gewesen wäre, dann wäre er nicht nach Zargrad [=Konstantinopel; K.W.] gezogen. Dieser Kij aber herrschte über seine Sippe, und als er zum Kaiser kam - wir sind darüber nicht unterrichtet, sondern wissen nur, daß man es so erzählt -, wurde ihm große Ehre zuteil vom Kaiser - über den man nichts Näheres weiß -, zu dem er gekommen war. Als er aber wieder an die Donau kam, da gefiel ihn ein Platz. Er erbaute eine kleine Feste und wollte sich dort mit seiner Sippe niederlassen, aber das ließen die dortigen Anwohner nicht zu. Bis jetzt nennen die Donauanwohner diese Burgstätte Kiewez.

Kij kehrte nun in seine Stadt Kiew zurück und beschloß dort sein Leben. Seine Brüder Schtschek und Choriw und ihre Schwester Lybed starben ebenfalls dort.“ [ebd., 24]

Der Chronist betonte, dass danach die Abkömmlinge Kij's und seiner Geschwister über Kiew herrschten, nannte aber keine Namen:

„Nach diesen Brüdern begann ihre Sippe, die fürstliche Macht über die Poljanen auszuüben.“ [ebd., 25]

In der Chronik ist lediglich davon die Rede, dass die Poljanen von den benachbarten slawischen Drewljanen bedrückt und dann den Chasaren tributpflichtig wurden [ebd., 28 f.].

Schließlich wurde im Jahr 6370 n. Sch. (= 862 n. Chr.) Kiew von Warägern unter Askold und Dir besetzt, denen im Jahr 6390 (= 882) Waräger unter Oleg, einem Verwandten des legendären Rjurik, folgten. Oleg ließ Askold und Dir erschlagen und machte Kiew zu seiner Hauptstadt:

„Dies soll die Mutter der russischen Städte sein.“ [ebd., 325]

Auf Oleg folgte Igor, der Sohn Rjuriks und mit ihm die Dynastie der Rjurikiden, die Russland bis zum Ende des 16. Jhs. beherrschen sollte.

Schon Schachmatow wies daraufhin, dass die frühen Jahreszahlen (ab Erschaffung der Welt, nach byzantinischer Zeitrechnung) offensichtlich erst später in die Chronik eingefügt wurden, um dieser den Anschein eines zuverlässigen chronologischen Gerüsts zu geben. Die Jahreszahl der Gründung von Kiew wurde in der Chronik nicht genannt. Die meisten Historiker gingen wegen der spärlichen Angaben über die Nachfolger des Kij davon aus, dass zwischen der Gründung der Stadt und dem Auftauchen der Waräger nicht viel Zeit vergangen sein kann und datierten deshalb Kij und seine Geschwister in das frühe 9. Jh. [vgl. Stichwort „Kij, Schtschek i Choriw“ in: *Sowjetskaja Istoritscheskaja Enziklopedija*, Bd. 7, 1965, Sp. 235].

Geht man von der Phantomzeit-Theorie aus, muss Kiew spätestens im frühen 6. Jh. gegründet worden sein. Der Verdienst von Rybakow besteht darin, dass er gerade dies wissenschaftlich belegt hat, wie ich im nächsten Heft aufzeigen werde.

Literatur

- Alpatow, M. (1979): „Die Warägerfrage in der russischen Historiographie“; in: *Gesellschaftswissenschaften* (Moskau), (2) 156-176
- Ambros, A.K. (1971): „Problemy rannesrednewekowoj chronologii wostotschnoj jewropy“ (Probleme der frühmittelalterlichen Chronologie Osteuropas); in: *Sowjetskaja archeologija* (Moskau), (2) 116 und (3) 131
- Annales Bertiniani* (1883); Hannover (Hg. G. Weitz)
- Arzichowskij, A.W. (1966): „Archeologitscheskie danny po normanskom woprosu“ (Archäologische Denkmäler zur Normannenfrage); in: *Kultura drewnej Rusi* (Moskau), S. 36
- Awdusin, W.A. (1977): *Archeologija SSSR* (Die Archäologie der UdSSR); Moskau

- Blawatskaja, T.W. (1962): „Die slawischen Stämme“; in: *Weltgeschichte*. Bd. 2. Kap. 23, Abschn. 3; Berlin (Übersetzung der sowjetischen Weltgeschichte; Moskau)
- Bogucka, Maria (1983): *Das alte Polen*; Leipzig · Jena · Berlin
- Borowski, J. (1981): *Pochodshennja Kijiwa* (etwa: Die Altertümer Kiews); Kiew (ukrainisch)
- Brätz, Herwig (2000): „Name, Herkunft und Wanderungen der Slawen“; in: *Zeiten-sprünge* 12 (3) 391-418
- Bulkin, W.A. (1978): *Archeologitscheskije pamjatniki DREWNEJ Rusi IX.-XI. wekow* (Archäologische Denkmäler der alten Rus vom 9. zum 11. Jh.); Leningrad
- Byz. 7. Jh. = *Byzanz im 7. Jahrhundert*; Hg. Friedhelm Wildemann (1978); Berlin
- Chlewow, A.A. (1997): *Normanskaja problema w otetschestwenoj istoritescheskoj nauke* (Das Normannenproblem in der vaterländischen Geschichtswissenschaft); St. Petersburg
- Dershawin (Deržavin), Nikolai (1948): *Die Slawen im Altertum*; Weimar
- Dietze, J. (Hg., 1971): *Die Erste Nowgoroder Chronik*; Leipzig
- Donnert, Erich (1985): *Altrussisches Kulturlexikon*; Leipzig
- Dvornik, Francis (1956): *The Slavs: Their Early History and Civilization*; Boston
- (1993): *Das Kiewer Rußland. Kultur- und Geistesleben vom 9. bis zum beginnenden 13. Jahrhundert*; Leipzig · Berlin
- Ebert, Max (1921): *Südrußland im Altertum*; Bonn
- EL s. Menandros
- Fritze, Wolfgang (1982): *Frühzeit zwischen Ostsee und Donau. Ausgewählte Beiträge zum geschichtlichen Werden im östlichen Mitteleuropa vom 6. bis 13. Jahrhundert*; Berlin
- Garkawi, Awram (1870): *Skasanija musulmanskich pisatel'ej o slawjanach i russkich* (Berichte muslimischer Schriftsteller über die Slawen und Russen); St. Petersburg
- Gitermann, Valentin (1987): *Geschichte Rußlands*. Bd. 1; Frankfurt/Main (Reprint der Ausgabe von 1944)
- Goehrke, Carsten (1992): *Frühzeit des Ostslaventums*; Darmstadt (unter Mitarbeit von Ursel Käblin)
- Gorski, A. A. (1989): „Problema proischodenija naswanija ‚Rus‘ w sowremennoj sowjetskoj istoriografii“ (Das Problem der Entstehung der Bezeichnung „Rus“ in der gegenwärtigen sowjet. Historiographie); in: *Istorija SSR*, Moskau (3) 131-157
- Grakow, Boris (1978): *Die Skythen*; Berlin
- Grasshoff, Helmut (Hg., 1971): *Altrussische Dichtung aus dem 11. - 18. Jahrhundert*; Leipzig
- Grekow, Boris (1948): *Der Kampf Rußlands um die Entstehung seines Staates*; Leipzig
- (1949): *Kewskaja Rus* (Die Kiewer Rus); Moskau
- (Hg., 1957/58): *Geschichte der UdSSR*. Halbbände I/1 und I/2; Berlin
- Heilmann, Manfred (Hg., 1981): *Handbuch der Geschichte Rußlands*. Bd. I/1; Stuttgart

- Heinsohn, Gunnar (2001a): „Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas“; in: *Zeitensprünge* 13 (3) 440-462
- (2001b): „Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim“; in: *Zeitensprünge* 13 (3) 463-466
- Heinsohn, Gunnar / Sidorczak, Joanna (2001): „Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter?“; in: *Zeitensprünge* 13 (2) 200-212
- Hensel, Witold (1965): *Die Slawen im frühen Mittelalter*; Berlin
- (1974): *Ur- und Frühgeschichte Polens*; Berlin
- Herrmann, Joachim (Hg., 1970): *Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch*; Berlin
- (1971): *Zwischen Hradschin und Vineta. Frühe Kulturen der Westslawen*; Leipzig
- (1982): *Wikinger und Slawen. Zur Frühgeschichte der Ostseevölker*; Berlin. Darin: S. 9-148: J. Herrmann: „Slawen und Wikinger in der Frühgeschichte der Ostseevölker“
- (Hg., 1986): *Welt der Slawen. Geschichte, Gesellschaft, Kultur*; Leipzig
- Illig, Heribert (²1998): *Das erfundene Mittelalter. Die größte Zeitfälschung der Geschichte*; München (Erstf. 1992 unter dem Titel „Karl der Fiktive, genannt Karl der Große“)
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht? Wie 300 Jahre Geschichte erfunden wurden*; München
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): „Ingelheim – karolingisch oder römisch?“; in: *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492
- Johannes von Ephesos (1862): *Die Kirchengeschichte des Johannes von Ephesos* (Hg.: I.M. Schönfeld); München
- Jordanes (1882): *Getica* (Hg. Theodor Mommsen); Berlin
- (1913): *Gotengeschichte* (Hg. Wilhelm Martens); Leipzig
- Karger, Michail (1958/61): *Drevnij Kiew* (Das alte Kiew). I-II; Leningrad
- Kilijewitsch, S. (1976): *Archeologitschna karta Kijiwskowo ditinzja* (Archäologische Karte des Kiewer Gebietes); Kiew (ukrainisch)
- Konstantin VII. (²1967): *Constantine Porphyrogenitus. De administrando imperio* (Hg. Gyula Moravcsik); Wasington/USA (griechisch-englisch)
- Kusmin, A.G. (1972): *Natschalnye etapy drewnerusskowo letopisanija* (Die Anfangsetappen der altrussischen Chronistik); Moskau
- Laehr, G. (1930): *Die Anfänge des russischen Reiches. Politische Geschichte im 9. und 10. Jahrhundert*; Berlin
- Letopisi (1974): *Letopisi i kroniki* (Annalen und Chroniken); Moskau
- Lipschiz, E.E. (1951): *Byzanz und die Slawen. Beiträge zur byzantinischen Geschichte des 6. bis 9. Jahrhunderts*; Weimar
- Ljapuschkina, I.I. (1968): *Slawjanje wostotschnoj Jewpropy nakanunje obrasowanija Drewnerusskowo gosudarstwa* (Die Slawen Osteuropas am Vorabend der Bildung des Altrussischen Staates); Moskau
- Marquart, Josef (1903): *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge*; Leipzig

- Marx, Karl (?1971): „Enthüllungen zur Geschichte der Diplomatik im 18. Jahrhundert“; in: *Karl Marx: Werke · Schriften, Bd. 3/2*; Darmstadt (Hg. Hans-Joachim Lieber)
- Mawrodin, W. W. (1971): *Obrasowanije drewnerusskowo gosudarstwa i formirowanije drewnerusskoj narodnosti* (Die Bildung des russischen Staates und die Formierung der altrussischen Völkerschaft); Moskau (¹1948)
- Menandros (1903): *Menandros Protector. Excerpta de legationibus* (EL ; Hg. Carl de Boer) I – II; Berlin
- Moravcsik, Gyula (?1958) : *Byzantinoturcica I-II*; Berlin
- Müller, Ingolf (2001): *Handbuch zur Nestorchronik*; München (mit altruss. Text) *Nestorchronik* (neurussischer Text):
- (1916): *Powest wremennych let* (Hg. Alexej Schachmatow); Petrograd
 - (1950): *Powest wremennych let* (Hg. W.P. Adrianowa-Pererz); Moskau · Leningrad
- Nestorchronik* (deutscher Text):
- (1931): *Die altrussische Nestorchronik* (Powest wremennych let; Hg. Reinhold Trautmann); Leipzig
 - (1986): *Rauchspur der Tauben. Radziwill-Chronik*; Leipzig · Weimar
- Nikon-Chronik* (1862): *Polnoje sobranije russkich letopisseg* (Vollständige Sammlung der russischen Handschriften). Bd. 9; St. Petersburg (Reprint: Moskau 1965)
- Nitsche, Peter (2001): „Die Waräger und die Gründung des ältesten ostslavischen Staates. Eine wissenschaftliche Kontroverse unter politischen Vorzeichen“; in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* Jg. 52 (9) 507-520
- Nowgorod = *Archeologitscheskoje isutschenije Nowgoroda* (Die archäologische Erforschung Nowgorods, 1978); Moskau
- Onasch, Konrad (1969): *Großnowgorod und das Reich der Heiligen Sophia*; Leipzig
- Orgisch, W. P. (1988): *Drewnjaja Rus. Obrasowanije Kiewskowo gosudarstwa i wwdenije christianstwa* (Die alte Rus. Die Bildung des Kiewer Staates und die Einführung des Christentums); Minsk
- Osteuropa (1978): *Wostotschnaja jewropa w drewnosti i srednewekowje* (Osteuropa in Altertum und Mittelalter); Moskau
- Pätsch, Gertrud (1970): „Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft und die Ur- und Frühgeschichte“; in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* (Berlin) XI, 351
- Pigulewskaja, Nina (1952): „Imja ‚Rus‘ w Sirijskom istotschniki VI. w.n.e.“ (Der Name ‚Rus‘ in der Syrischen Quelle des 6. Jhs. u. Z.); in: *Sbornik 70-letiju B.D. Grekowa* (Sammelband zum 70. Geburtstag von B.D. Grekow); Moskau
- Poghirc, Cicerone (1974): „Sprachfamilien“; in: *Einführung in die Sprachwissenschaft* (Hg. A. Graul); Berlin, S. 369
- Pohl, Walter (1988): *Die Awaren. Ein Steppenvolk in Mitteleuropa 567 - 822 n. Chr.*; München
- Pokrowski, Michail (1929): *Geschichte Rußlands von seiner Entstehung bis zur neuesten Zeit*; Leipzig

- Poulik, J. (1986): *Großmähren*; Prag
- Preidel, Helmut (1957): *Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens. I – II*; Gräfelfing
- Prokopios von Caesarea (o. J.): *Der Vandalenkrieg. Der Gotenkrieg* (Hg. A. Heinze / A. Schaefer); Essen
- (1961/71): *Werke. I – V* (Hg. Otto Veh); München
- Rüss, Hartmut (1981): „Das Reich von Kiew“; in: M. Hellmann (Hg.): *Handbuch zur Geschichte Rußlands. Bd. I/1*; Stuttgart, 237-302, daraus:
- „Die Ostslaven und ihre Nachbarn“; in: *ebd.* S. 237-267
- „Die Warägerfrage“; in: *ebd.* S. 267-282
- „Die Geschichte des Kiewer Reichs bis zum Jahr 972“; in: *ebd.* S. 283-302
- Rybakow, Boris Alexandowitsch (1939): *Anty i Kiewskaja Rus* (Die Anten und die Kiewer Rus); in: *Westnik drevnej istorii I (6)* 328 ff.; Moskau
- (1953): „Drewnije russy“ (Die alten Russen); in: *Sowjetskaja Archeologija*; Moskau XVII, 23
- (1960): *Geschichte der UdSSR. Bd. I/1*; Berlin (Übersetzung aus dem Russischen; Mit-Hg. Rybakow verfaßte die Kap. I-III)
- (1963a): *Drewnjaja Rus. Skasanija, bylyny, letopisi* (Die alte Rus. Sagen, Epen, Chroniken); Moskau
- (1963b): „K woprosu roly Chasarikowo kaganata w istorii Rusi“ (Zum Problem der Rolle des chasarischen Kaganats in der Geschichte der Rus); in: *Sowjetskaja Archeologija*; Moskau XVIII, 128
- (1964): *Perwyje weka russkoj istorii* (Die ersten Jahrhunderte der russischen Geschichte); Moskau
- (1972): *Russkije letopisy i awtor „Slowo o polki Igorje“* (Die russischen Chroniken und der Verfasser des „Liedes von der Heerfahrt Igers“); Moskau
- (Hg. 1975): *Istorija SSSR. S drevnejschem wremen do konca XVIII. weka* (Geschichte der UdSSR. Von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts). Bd. 1; Moskau. (S. 332 der Beitrag Rybakows: „Wremjalegendarnaja Kija“ (etwa: Die zeitgenössische Legende des Kij))
- (1979): „Historische Geschehnisse der Urslawen“; in: *Gesellschaftswissenschaften*; Moskau (3) 141-156
- (1980): „Gorod Kija“ (Die Stadt des Kij); in: *Woprosy istorii*; Moskau 55 (5)
- (1981a): „Nowajja koncepcija predistorii Kieskoj Rusi (tesisy) (Eine neue Konzeption der Vorgeschichte der Kiewer Rus – Thesen); in: *Istorija SSSR*, Moskau (1) 55-75; (2) 40-59
- (1981b): „Die Schlacht auf dem Kulikowo Polje“; in: *Gesellschaftswissenschaften* (2) 77
- (1982): „Die Kultur des mittelalterlichen Nowgorod“; in: J. Herrmann (Hg.): *Wikingen und Slawen*; Berlin 1982, 239-262
- (1983): „Die Urgeschichte Kiews“; in: *Gesellschaftswissenschaften*; Moskau (3) 11-27

- Rybakow, B.: (1984): *Kiewskaja Rus*; Moskau
- (1986): „Das Lied von der Heerfahrt Igers’: Historische Hintergründe“; in: *Gesellschaftswissenschaften*; Moskau (4) 140
- Rybakow-Biographie (1969): „Rybakow, Boris Alexandrowitsch“; in: *Sowjetskaja istoritscheska enziklopedia* (Sowjetische Historische Enzyklopädie). Bd.12, Sp. 421
- (2001): *Rybakow, Boris Aleksandrowicz* (*1908) Polnischer Internet-Text: <http://wien.onet.pl/wien./00e695.html>
- Rybina, Elena (1980): „Ergebnisse archäologischer Forschungen“; in: *Das Altertum*; Berlin 26 (1) 41
- Rydsewska, J.A. (1978): *Drewnjaja Rus i Skandinawija w IX. - XIV. wekow* (Die alte Rus und Skandinavien im 9. bis 14. Jahrhundert); Moskau
- Schachmatow, Alexej (1919): *Drewnejschije sudby russkowo plemeni* (Die frühesten Geschehnisse des russischen Stammes); Petrograd
- Schakolski, Igor (1974): „Kogda wosnik gorod Kiew?“ (Wann entstand die Stadt Kiew?); im Sammelband: *Kulturra srednewekoj Rusi* (Die Kultur der mittelalterlichen Rus); Leningrad, S. 70
- (1977): „Die Normannentheorie in der sowjetischen Geschichte“; in: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas*. Bd 21/2. S. 70, Berlin
- Schlözer, August Ludwig (1771): *Allgemeine nordische Geschichte*; Halle/Saale
- Schramm, Gottfried (1982): „Die Herkunft des Namens ‚Rus‘. Kritik des Forschungsstandes“; in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte*, Berlin XXX, 7-49
- Schröcke, Helmut (1999): *Germanen - Slawen. Vor- und Frühgeschichte des ostgermanischen Raumes*; Wiesbaden
- Sedow, Walentin (1979): *Prois’chodenije i rannaja istorija slawjan* (Der Ursprung und die frühe Geschichte der Slawen); Moskau
- : „Wostotschnyje slawjanje w VI. - XIII. ww.“ (Die Ostslawen in der Zeit vom 6. zum 13. Jh.); im Sammelband: *Archeologija SSSR* (Die Archäologie der UdSSR); Moskau. S. 25
- Sidorowa, N.A. (1963): *Weltgeschichte*. Band 3. (aus dem Russischen); Berlin
- Stalin, Jossif (1950): *Der Marxismus und die Fragen der Sprachwissenschaft*; Berlin
- Tacitus (1978): *Germania* (Hg. Curt Woyte); Leipzig (lateinisch/deutsch)
- Thomsen, Vilhelm (1879): *Der Ursprung des russischen Reiches*; Gotha
- Tolotschenko, P. (1980): *Kiew i kiewskaja semlja* (Kiew und das Kiewer Land); Kiew
- Topper, Uwe (1995): „Entstehung des Slawentums. Zeitraffung bei der Slawengene- se“; in: *Zeitensprünge* (Grärfelfing) 7 (4) 461-482
- (1996): „Wer hat eigentlich die Germanen erfunden?“; in: *Zeitensprünge* 8 (2) 169-185
- (1999): *Erfundene Geschichte. Unsere Zeitrechnung ist falsch*; München
- Turek, Rudolf (1974): *Böhmen im Morgengrauen der Geschichte*; Wiesbaden
- Vana, Zdenek (1970): *Einführung in die Frühgeschichte der Slawen*; Neumünster
- (1983): *Die Welt der alten Slawen*; Prag

- Weiber, Eckhard (1985): „Die altrussische Literatur der Kiewer Zeit“; in: *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft. Band 6. Europäisches Frühmittelalter*; Wiesbaden. S. 411
- Weissgerber, Klaus (1974): „Zwischen Urgesellschaft und Kapitalismus. Die sowjetischen Diskussionen über die vorkapitalistischen Gesellschaftsformationen. I. 1917 bis 1941“; in: *Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift* (EAZ; Berlin) 15 (4) 655-690
- (1975): „dass. II. 1945 bis 1975“; in: *EAZ* 16 (1) 117-202
 - (1980): „Bemerkungen zu den Kovalevskij-Exzerpten von Marx“; in: *EAZ* 21 (2) 193-219
 - (1983a): „Vom ‚Stammeigentum‘ zur ‚primären Gesellschaftsformation‘. Zur Widerspiegelung der fortschreitenden Erfassung des Wesens der ursprünglichen Gesellschaftsformation in der Terminologie von Marx“; in: *EAZ* 24 (1) 65-81
 - (1983b): „Zur Entwicklung und zum System der Auffassungen von Karl Marx über die ursprünglichen Gemeinwesen und ihre Auflösung (1845 - 1867)“; in: *EAZ* 24 (1) 105- 120
 - (1984): „Zu einigen Äußerungen von Marx im ‚Kapital‘ über Asien“; in: *Wissenschaftliche Beiträge. Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg* (41) 29-46
 - (1999): „Zur Phantomzeit in Thüringen“; in: *Zeitensprünge* 11 (3) 482-509 und 11 (4) 583-612
 - (2000): Zur Phantomzeit in Osteuropa (Unveröffentlichtes Manuskript)
 - (2001): „Zur bulgarischen Phantomzeit“; in: *Zeitensprünge* 13 (1) 73-103 und 13 (2) 213-242
- Werner, Robert (1981): „Die Frühzeit Osteuropas“; in: M. Hellmann (Hg.): *Handbuch zur Geschichte Rußlands. Bd. I/1*, 122-198
- Widera, Bruno (1959): „Zur Normannenfrage in Osteuropa“; in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft*; Berlin 7 (1) 210
- (1966): „Nowgorod vom 10. bis zum 15. Jahrhundert im Lichte der archäologischen Ausgrabungen“; in: *Jahrbuch für Geschichte der UdSSR und der volksdemokratischen Länder Europas*, 9, S. 327
 - (1971): „Die Ostslawen in der Zeit vor der Entstehung des Kiewer Staats“; in: *Jahrbuch für Geschichte der sozialistischen Länder Europas*, 15, S. 187
 - (1974): „Zu den Anfängen des altrussischen Staates“; in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 23 (8) 816
- Widukind v. Corvey (1852): *Sächsische Geschichten*; Berlin (Hg. Reinhold Schottin)
- Wittmann, Jochen (1998): *Der Streit um die Herkunft der Slawen. Enthüllung einer Legende*; Tübingen

Namen und Titel in kyrillischer Schrift werden nach der Steinitzchen Transkription wiedergegeben.

Dr. Klaus Weissgerber, 98693 Ilmenau, Herderstraße 6

Geld – Ethik – mittelalterlicher Feudalismus

Zu drei Entwicklungen ohne Evolution

Hans-Ulrich Niemitz

Warum es keiner so genau wissen will: Was ist Geld?

Die Schwierigkeiten, eine wegweisende und richtige Vorstellung vom Geld zu bekommen, sind denen ähnlich, die man einst hatte, um die Theorien von Kopernikus, Kepler und Galilei einzusehen. Deren Theorie ist ja eigentlich kinderleicht zu verstehen. Aber diese Theorie ließ sich nur sehr schwer gegen die scheinbar einfache Anschauung und insbesondere gegen die Macht der Kirche und ihrer Moralapostel durchsetzen. Ähnlich beim Geld. Die meisten Menschen glauben, dass sie beim Kaufen bzw. Verkaufen – mit Hilfe des Geldes – tauschen würden. Scheinbar ist es ja auch so. Doch der Schein trügt. Und dass man, wenn man sich Geld geliehen, d.h. sich verschuldet hat, Zins zahlen muss, finden viele Menschen ungeheuerlich gemein und moralisch falsch. Und dass Geld immer knapp ist – jedenfalls, wenn das Geldsystem funktioniert, von Inflation wollen wir hier nicht reden –, ist auch ein Skandal. Ein Witzbold hat einmal gesagt: „Das Geld wurde nur erfunden, damit wir immer genau wissen, wie hoch wir verschuldet sind.“ Und es ist wie so oft: Im Scherz werden die tiefsten Wahrheiten gesagt. Genauso war es tatsächlich und ist es heute immer noch! Geld ist nicht aus der angestrebten Annehmlichkeit entstanden, Tauschhandlungen zu erleichtern und zu verallgemeinern! Nein, es ist aus dem Zwang entstanden, Schulden zu dokumentieren und zu messen.

Wie es heute mit dem Schuldenmachen geht – die Existenz von Geld schon einmal vorausgesetzt –, wissen wir. Zum Schuldenmachen braucht es immer mindestens zwei Personen; wir werden später einsehen, dass es viel mehr sein müssen. Die zwei sind einerseits der Schuldner, der Geld braucht, und andererseits der Gläubiger, der Geld hat und der Zins bekommen will und der deshalb Kredit gibt. Beide schließen einen Schuldvertrag ab: Der Schuldner gibt dem Gläubiger den Schuldvertrag und bekommt das Geld. Nach Ende der Laufzeit – im allgemeinen ein Jahr – bekommt der Gläubiger das Geld plus Zins zurückgezahlt, und der Schuldner bekommt den Schuldvertrag zurück. Was aber geschieht, wenn der Schuldner nicht zahlen kann? Dann gibt es nur eine einzige – und das ist wichtig, nur eine einzige! – erlaubte Sanktionsmöglichkeit, die der Gläubiger hat: Er vollstreckt in das Eigentum des Schuldners, d.h. er schickt den Gerichtsvollzieher! Der Schuldner hatte ja schon beim Abschließen des Schuldvertrages sein Eigentum als „Sicherheit“

angeben müssen für den Fall, dass er nicht fristgerecht zahlen kann. Denn es gilt: Ohne Sicherheit gibt es keinen Kredit! Bekommt der Gläubiger also nicht „sein Geld“, dann bekommt er das als Sicherheit benannte Eigentum des Schuldners. Das Schuldneigentum kann der Gläubiger verkaufen und so – wenn er Glück hat – doch noch zu „seinem Geld“ kommen.

Was ist also heute alles nötig, damit ein Schuldvertrag funktioniert?

- Eigentum, denn ohne Eigentum als Sicherheit, die der Schuldner stellen muss, kommt kein Schuldvertrag zustande.
- Rechtssicherheit, denn ohne die Gewissheit bzw. Sicherheit, dass alle anderen Menschen es als völlig normal und richtig ansehen, dass der Gläubiger in das Eigentum des säumigen Schuldners vollstrecken darf, wird kein (potentieller) Gläubiger einen Schuldvertrag abschließen.
- Zins, denn ohne Zins kommt kein Schuldvertrag zustande.
- Geld, denn ohne Geld kommt kein Schuldvertrag zustande. Oder doch?

Wo kommt das Geld überhaupt her? Wir ahnen es vielleicht jetzt schon: Geld entsteht zwangsläufig, wenn es Eigentum und Rechtssicherheit gibt.

Wann und wie kamen diese beiden und dann das Geld in die Welt? Die folgenden drei ‚Geschichten‘ sind idealtypische Darstellungen, die das Modell in knappster Form zu erzählen gestatten. Die ‚wirkliche Wirklichkeit‘ ist viel rauer, arbeitet aber prinzipiell genau nach diesem Modell. Und ohne dieses Modell werden wir die Wirklichkeit nicht verstehen können – ähnlich wie ohne das einfache Modell von Kopernikus, Kepler, Galilei und Newton unser doch ziemlich kompliziertes Planetensystem nicht zu verstehen wäre. Das Modell zum Geld usw. ist aus dem Buch von *Heinsohn* und *Steiger* [1996]: *Eigentum, Zins und Geld* abgeleitet.

Erste Geschichte: Wie kamen Eigentum, Schuldvertrag und Rechtssicherheit in die Welt? In der Antike bzw. als ihren Beginn besiegen Leibeigene ihre Feudalherren: eine gelungene Revolution! Um nicht wieder in das vorherige Willkür- bzw. Herrschaftssystem des Feudalismus zurückzufallen, schließen die Revolutionäre einen Gesellschaftsvertrag ab, d.h. sie geben sich eine Verfassung:

- Wir sind alle gleich und frei.
- Wir gehen gewaltfrei miteinander um.
- Niemand ist dem anderen zu irgendetwas (wie z.B. zu Gehorsam oder zu einer Solidarabgabe) verpflichtet – außer: der Gesellschaftsvertrag ist einzuhalten!
- Jeder bekommt ein gleich großes Grundstück (sozusagen als Vermögen), auf dem allein und mit dem allein er sich und seine Familie ernähren kann

bzw. muss. Die Aufteilung des Landes geschieht als Sicherung gegen den Rückfall in Willkür und Herrschaft.

Diejenigen, die sich auf ihren Grundstücken – und sei es auch nur zeitweilig – nicht ernähren können, müssen bei den anderen, die genügend Sicherheitsvorrat anlegen konnten, um Kredit bitten, d.h. einen Schuldvertrag abschließen. Den Gläubiger zu bewegen, Kredit zu geben, gelingt dem Schuldner, weil er sein Eigentum als Sicherheit stellen kann und sich verpflichtet, Zins zu geben. Den Zins muss der Schuldner geben, weil es für den Gläubiger riskant ist, sich von seinem Eigentum, dem Sicherheitsvorrat, z.B. Nahrungs- und Saatgetreide zu trennen; der Gläubiger verliert dabei seine „Eigentumsprämie“, d.h. den Vorteil seines Eigentums, es parat zu haben, es verbrauchen oder verleihen zu können. Der Schuldner verpfändet sein Eigentum, um Kredit zu bekommen; auch er verliert seine „Eigentumsprämie“, weil er mit Hilfe des nun verpfändeten Eigentums nicht noch einmal Kredit bekommen kann.

Der Schuldner gibt dem Gläubiger den Schuldvertrag und bekommt z.B. Getreide. Nach einem Jahr bekommt der Gläubiger das Getreide plus Zins, also mehr Getreide als gegeben, zurück und der Schuldner bekommt den Schuldvertrag zurück. Wenn der Schuldner nicht ‚zahlen‘ kann, kann der Gläubiger in das Eigentum des Schuldners vollstrecken. Das alles funktioniert nur, wenn es Eigentum und Rechtssicherheit gibt und der Zins als berechtigt anerkannt ist. Und alle haben höchstes Interesse daran, dass Rechtssicherheit herrscht. Denn wie sollten ohne Rechtssicherheit noch weitere Schuldverträge zustande kommen, die doch existentiell notwendig sind, um Notsituationen überwinden zu können?

Zweite Geschichte: Wie kam Geld in die Welt? Sehr schnell werden einige zu Großgläubigern, d.h. sie geben als Großgrundeigentümer so viel Kredit, dass sie riesige Mengen an Naturalien, eben z.B. Getreide lagern und handhaben müssen. Das wird unbequem und riskant – sie haben Lagerkosten, und Naturalien können verderben. Deshalb erfinden die Großgläubiger Geld. Statt Naturalien geben sie ihren Schuldnern für den Schuldvertrag Banknoten, d.h. sie emittieren Banknoten. Diese sind Rechtstitel und bedeuten einen sofortigen Rechtsanspruch auf einen Teil des Eigentums des Gläubigers. Der Gläubiger belastet so sein Eigentum – und weg ist seine Eigentumsprämie, denn er kann sein Eigentum selbstverständlich nicht zweimal belasten. Der Schuldner kann mit diesen Banknoten, die er von seinem Gläubiger bekommen hat, woanders das von ihm benötigte Getreide kaufen. Die Banknoten sind auf dem Markt begehrt. Bedeuten sie doch Anspruch auf Eigentum, also auf Land. Und sie beinhalten, und das ist noch viel wichtiger, die Möglichkeit,

wenn man selber Schuldner bei diesem Gläubiger ist, und das sind viele, seine Schulden bezahlen zu können. Als Schuldner braucht man sogar ‚mehr Geld‘, weil man seine Schulden plus Zins in Form von Banknoten und nur in Form von Banknoten (= Geld) zurückzahlen muss, denn der Gläubiger will und muss letztlich alle seine emittierten Rechtstitel wieder zurückerlangen. Der Markt entsteht als der Ort, wo man als Schuldner Waren verkauft, um an das Geld heranzukommen, das ja das einzige Schuldenzahlungsmittel ist.

Beide, der Geld emittierende Gläubiger und der Schuldner, riskieren ihr Eigentum, erhalten dafür aber auch jeweils einen Vorteil. Der Gläubiger belastet sein Eigentum mit dem Risiko, dass jederzeit jemand mit einer Banknote kommen kann und dafür Eigentum einfordert; meist hat er genug Eigentum, so dass das Risiko klein genug bleibt; und der Gläubiger hat den Vorteil, Zins zu bekommen. Der Schuldner verpfändet sein Eigentum mit dem Risiko, wenn er nach dem Jahr nicht zahlen kann, sein Eigentum zu verlieren; und er muss Zins zahlen; er hat aber dafür den Vorteil, ein Jahr lang in Ruhe gelassen zu werden und sein Eigentum als Besitz behalten zu dürfen – er braucht ihn ja als Produktionsmittel! ***Geld entsteht also nur durch die Blockierung von zweimal Eigentum***, nämlich durch jeweils zugeordnete gleichzeitige Verpfändung von Schuldneigentum und Belastung von Gläubigereigentum. Im Schuldvertrag, bei dem der Gläubiger Geld für den Schuldner emittiert, verlieren Schuldner wie Gläubiger gleichzeitig ihre Eigentumsprämie, d.h. den Vorteil, ihr Eigentum verpfänden bzw. belasten zu dürfen.

Geld hat also mit Tauschen überhaupt nichts zu tun! Niemals wird mit Geld getauscht! Selbst beim Kaufen-Verkaufen ist es so, dass immer zwei ‚kleine‘ Schuldverträge abgeschlossen werden, die allerdings in der Regel im Kauf-Verkauf-Akt sofort beglichen werden. Diese beiden Schuldverträge sind der Geldschuldvertrag gegenüber dem Verkäufer und der Warenschuldvertrag gegenüber dem Käufer. Diese beiden Schuldverträge werden nur dann ‚sichtbar‘, wenn einer der beiden in Verzug gerät und nicht zahlen bzw. nicht liefern kann. Dann tickt für den Schuldner sofort die ‚Zinsuhr‘. Beim Kauf-Verkauf ist ja ansonsten deswegen kein Zins zu zahlen, weil beim Kauf-Verkauf-Akt keine Zeit vergeht.

Da infolge der Schulden ein großer Druck existiert, seine Produktivität zu steigern, steigert sich allgemein die gesellschaftliche Produktivität. So erklärt sich der technische Fortschritt. Und es entstehen allgemein Reichtum und Kultur (in der Antike Hellenismus, später Römisches Reich, in der Moderne britisches bzw. später US-amerikanisches ‚Empire‘). Diese Produktivität, dieser Reichtum und diese Kultur sind ein nicht erwarteter, aber zwangsläufiger Nebeneffekt (!) des Eigentums. Dass das frühe Geld als Münze auftritt, hat

zwei Gründe: Erstens kannte man noch kein Papier. Zweitens benutzte man Edelmetalle, um die Münzen so teuer zu machen, dass sich eine Fälschung nicht lohnte.

Dritte Geschichte: Wie kam bzw. kommt das moderne Zentralbankgeld in die Welt? Auch das moderne Zentralbankgeld (ZB-Geld) geht aus Schuldverträgen hervor. Schuldner müssen also ihr Eigentum verpfänden, Gläubiger ihr Eigentum belasten, damit Geld (eben mit Anspruch auf Gläubigereigentum) entstehen kann. Also deshalb: „Eigentum verpflichtet“, es zu verpfänden und zu belasten, damit Geld in die Welt kommt! Moderne Staaten haben im allgemeinen eine Zentralbank, der allein es gestattet ist – aber es ist auch ihre Pflicht, das zu tun! –, das gesetzliche Zahlungsmittel zu emittieren. Die Zentralbank gibt ihr ZB-Geld gegen Wertpapiere heraus. Diese hereingenommenen Wertpapiere sichern die Wertbeständigkeit des ZB-Geldes, weil diese Wertpapiere – im idealtypischen Fall! – sowohl und in erster Linie Anspruch auf Gläubigereigentum als auch in zweiter Linie Anspruch auf Schuldneigentum beinhalten. (Der Euro wird zum Teil gegen Wertpapiere emittiert, die diesem Anspruch nicht genügen; deshalb ist der Euro im Gegensatz zur alten DM eine schlecht gesicherte Währung.)

Der moderne Wechsel ist das sicherste Wertpapier. Die DM wurde früher fast nur gegen Wechsel emittiert. Deshalb war die DM so sicher und stabil. Im folgenden sei deshalb der Wechsel beschrieben, um zu zeigen, wie und weshalb korrekt emittiertes ZB-Geld auch heute noch Anspruch auf Gläubigereigentum beinhaltet. Eigentlich ist der Wechsel ein aus der Not heraus privat geschaffenes Zahlungsmittel, eben so etwas wie privates Geld. Wenn ein Lieferant/Gläubiger einem Kunden/Schuldner Waren liefert, aber der Kunde kein ZB-Geld zum Zahlen hat, man aber das Geschäft machen will, dann stellt der Lieferant/Gläubiger einen Wechsel aus. Der Wechsel ist so etwas wie ein Schuldvertrag besonderer Form. Der Kunde/Schuldner verpflichtet sich, nach der Frist dem Gläubiger seine Schulden zu bezahlen. Der Lieferant/Gläubiger verpflichtet sich, um dem Wechsel die Eigenschaft eines Zahlungsmittels zu geben, demjenigen, der ihm nach der Frist den Wechsel vorlegt, dem Nennwert entsprechend ZB-Geld zu zahlen. Deshalb ist der Wechsel ein gläubiger- und schuldnergesichertes Wertpapier. Mit dem frisch erhaltenen Wechsel kann nun der Gläubiger/Lieferant zu einer Geschäftsbank gehen und sich gegen dieses sichere Wertpapier unter Abzug des Diskont (dem vorab abgezogenen Zins) ZB-Geld holen. Nun hat sich der Gläubiger refinanziert und ist wieder liquide, d.h. flüssig. Er hat also das private und nur eingeschränkt einsetzbare Zahlungsmittel Wechsel in unbeschränkt einsetzbares gesetzliches Zahlungsmittel verwandelt. Die Geschäftsbank ihrerseits holt sich mit diesem

Wertpapier – also dem Wechsel – bei der Zentralbank das benötigte ZB-Geld; diese Konstruktion des „zweistufigen Bankensystems“ ist politisch so gewollt.

Im idealtypischen Fall kann und muss also die Zentralbank nur soviel Geld emittieren wie Wechsel eingereicht werden. Dadurch bestimmt sich die Geldmenge. Und die Zentralbank holt sich das von ihr emittierte Geld zurück, indem sie dem Bezogenen/Schuldner, und wenn der nicht zahlen kann, dem Wechelaussteller/Gläubiger, den Wechsel nach Ablauf der Frist präsentiert. Sind beide, Schuldner wie Gläubiger zahlungsunfähig, dann wird in das Eigentum des Gläubigers vollstreckt (Gläubigersicherung). Der Gläubiger kann dann immer noch – der Wechsel bleibt ja ein Schuldvertrag – in das Eigentum des Schuldners vollstrecken (Schuldnersicherung).

ZB-Geld hat gegenüber dem privat emittierten Geld (siehe „Antike“) einen Nachteil: Man kann den Anspruch auf Eigentum nicht direkt durchsetzen. Man kann höchstens Wertpapiere kaufen, z.B. einen Wechsel, der aber auch nur im Fall der Insolvenz des Wechelausstellers/Gläubigers einen direkten Zugriff auf Eigentum gestattet. Den eventuell bedrohten Vermögenswert seines ZB-Geldes kann man in Form von ZB-Geld nur retten, indem man ZB-Geld anderer ausländischer Zentralbanken kauft. Echtes Geld ist nämlich immer konvertibel, d.h. kann frei gegen ausländisches Geld verkauft werden.

Die Moral von den Geschichten: Geld kommt also infolge von Eigentum, Schuldvertrag, Zins und Rechtssicherheit in die Welt. Mit Tauschen hat das nichts zu tun! Diese Einsicht oder Ansicht tut einigen Leuten sehr weh. Die streben nämlich eine gerechte Gesellschaft an, die durch „Tauschgerechtigkeit“ gerecht ist – und die mit Geld als allgemeinem „Tauschmittel“ funktionieren soll. Da diese Leute nicht wissen bzw. nicht wissen wollen, was Geld wirklich ist, versuchen sie dem Geld, insbesondere dem modernen ZB-Geld, in normativer Absicht theoretisch wie praktisch die Eigenschaft eines Tauschmittels aufzuzwingen. Und dann wundern sie sich, dass das nicht funktionieren will!

Die Kirche war der erste moderne Theoretiker der Tauschgerechtigkeit. Und weil sie die Macht hatte, versuchte sie, den Zins zu verbieten (Zinsverbot). Sie verstand nicht, dass sie damit de facto das Geld verboten hatte. Denn Geld kann ohne Hilfe des Zinses nicht entstehen. Die Kaufleute, insbesondere die Fernhändler, umgingen damals das Zinsverbot. Sie versteckten in dem von ihnen erfundenen Zahlungsinstrument „Wechsel“ den Zins in Geldwechsellkursen bzw. eben den Geldwechsellkursgewinnen. Selbst der moderne Wechsel ist ja irgendwie heute noch ein Zinsversteckinstrument, wie das Unverständnis fast aller Nationalökonomien gegenüber diesem Wertpapier beweist.

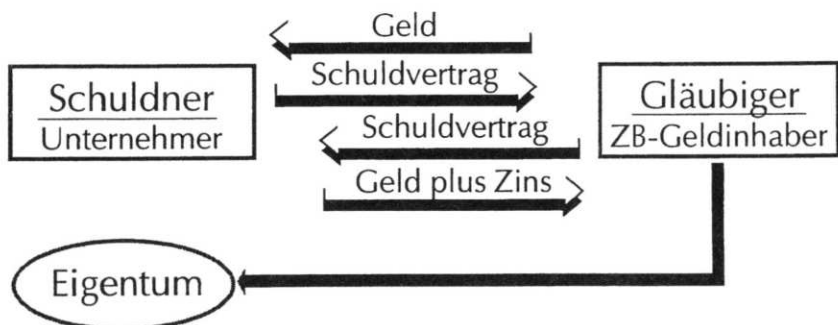
So konnte es damals scheinbar – aber eben nur scheinbar und nicht real! – auf Druck der Kirche Geld ohne Zins geben. Und so glauben bis heute, sozusagen christlich geprägt, fast alle Geldtheoretiker und Nationalökonomen, dass Geld nur ein Schleier über dem „wirklichen Tauschgeschehen der Wirtschaft“ sei, der ungerechtfertigterweise Zinsgeschäfte ermögliche. Die Nationalökonomen – egal ob ‚konform‘ oder ‚alternativ‘ – als ‚Gerechtigkeits-Tauschtheoretiker‘ müssen oder wollen das auch glauben. Es geht ihnen deshalb wie der Kirche. Die Kirche musste damals gewaltsam gegen das kopernikanische Weltbild zu Felde ziehen, weil dort Wohnort und Existenz Gottes und damit die von daher ableitbare irdische Gerechtigkeit unauffindbar wurden. Heute müssen die meisten Nationalökonomen und auch die Kirche gegen die richtige – und eben „unmoralische“! – Geldtheorie zu Felde ziehen, weil mit dieser Theorie die Existenz des „gerechten Geldes“ und damit die irdische Tauschgerechtigkeit unauffindbar werden.

Das *Diagramm 1* zeigt Entstehung und Ablauf eines Schuldvertrages bei Benutzung von schon vorhandenem Geld. Schuldner und Gläubiger geben sich wechselseitig den Schuldvertrag bzw. das Geld. // Nach einem Jahr zahlt der Schuldner Geld plus Zins ‚zurück‘. Kann er das nicht, vollstreckt der Gläubiger in das Schuldnervermögen. Nur durch Zahlung oder Vollstreckung bekommt der Schuldner den Schuldvertrag zurück.

Geldverleih

1

Geld muß schon vorhanden sein. Der Rechtsanspruch auf das Gläubigereigentum ist im schon vorhandenen Geld enthalten bzw. verborgen.

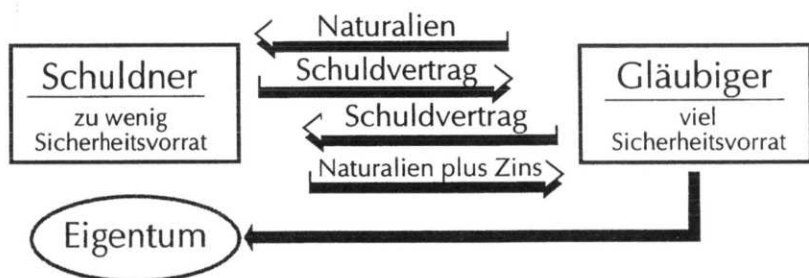


Das **Diagramm 2** zeigt Entstehung und Ablauf eines Schuldvertrages bei Einsatz von Naturalien (Geld ist noch nicht erfunden). Schuldner und Gläubiger geben sich wechselseitig den Schuldvertrag bzw. Naturalien. // Nach einem Jahr gibt der Schuldner Naturalien plus Zins (eine Zusatzmenge an Naturalien) ‚zurück‘. Kann er das nicht, vollstreckt der Gläubiger in das Schuldner Eigentum. Nur durch Schuldenbegleichung oder Vollstreckung bekommt der Schuldner den Schuldvertrag zurück.

Schuldenentstehung historisch: Eigentum, Zins, Naturschuld

2

Revolution → Eigentum → Verschuldung → Zins → technischer Fortschritt
 Verschuldung → Schuldvertrag / Recht / Staat
 Schuldvertrag → Rechtsanspruch des Gläubigers auf Schuldner Eigentum bei „Insolvenz“
 Schuldvertrag bedeutet Rechtsanspruch auf Schuldner Eigentum bei „Insolvenz“.

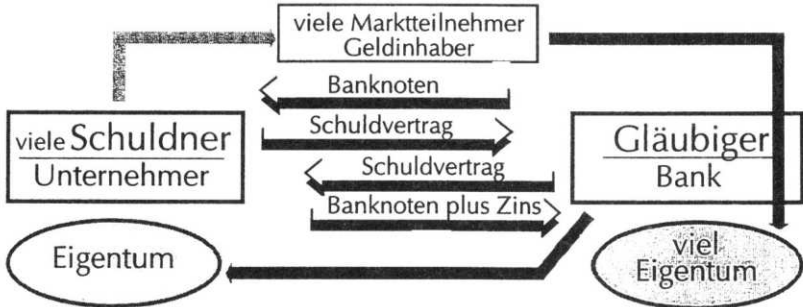


Das **Diagramm 3** zeigt Entstehung und Ablauf des Schuldvertrages, bei dem der Großgläubiger Geld emittiert. Der Schuldner gibt dem Gläubiger den Schuldvertrag. Der Gläubiger gibt dem Schuldner (Privat!) Banknoten, die den Rechtsanspruch auf einen Teil seines Gläubigereigentums beinhalten. // Nach einem Jahr zahlt der Schuldner mit Banknoten seine Schulden plus Zins ‚zurück‘, oder es wird vollstreckt. – Die Banknoten laufen als Geld um, d.h. dienen als Zahlungsmittel für Käufe oder Schuldentzählungen anderer Schuldner des Großgläubigers. Jederzeit kann ein Banknoteninhaber den Rechtsanspruch auf Gläubigereigentum verwirklichen.

Geldentstehung historisch: Eigentum, Zins, Geld des Großgläubigers

Revolution → Eigentum → Verschuldung → Zins → Geld → techn. Fortschritt
 Verschuldung → Schuldvertrag / Recht / Staat

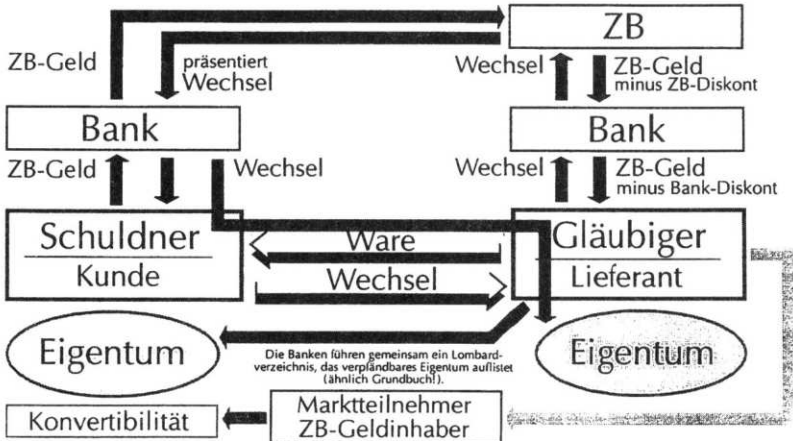
Die Banknote (=Geld) ist Rechtsanspruch auf Gläubigereigentum



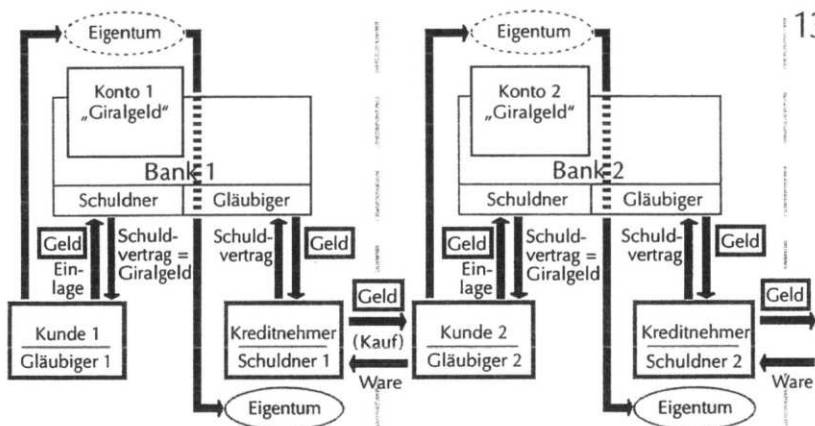
Ein Grundbuch muß geführt werden. Nur so ist offensichtlich, welche Grundstücke schon verpfändet oder belastet sind. So können sie nicht zweimal verpfändet und/oder belastet werden.

Geldentstehung heute: Wechsel und Zentralbankgeld

Der Wechsel ist Rechtsanspruch auf Gläubigereigentum!



Das **Diagramm 4** zeigt Entstehung und Ablauf des Wechsels, d.h. eines Wertpapiers bzw. Schuldvertrages besonderer Art. Der Wechsel ist nämlich privat geschaffenes Zahlungsmittel, denn er beinhaltet Schuldner- und Gläubigerhaftung. Gegen Einreichen des Wechsels emittiert die Zentralbank Geld. – Der Schuldner unterschreibt den vom Gläubiger ausgestellten Wechsel als Schuldvertrag (d.h. der Schuldner verpfändet sein Eigentum als Sicherheit). Der Wechsel beinhaltet über den Schuldvertrag hinaus, sobald die Laufzeit des Wechsels abgelaufen ist, einen Rechtsanspruch des jeweiligen Wechselinhabers auf die Zahlung von ZB-Geld durch den Gläubiger bzw. bei Gläubigerinsolvenz auf die Vollstreckung in das Gläubigereigentum (d.h. der Gläubiger belastet sein Eigentum als Sicherheit). Der Gläubiger kann den Wechsel über Bank und Zentralbank unter Abzug des Diskonts in gesetzliches Zahlungsmittel, d.h. ZB-Geld verwandeln. Der Schuldner oder dessen Bank bzw., wenn der Schuldner insolvent ist, der Gläubiger müssen nach Ende der Laufzeit, wenn der Wechsel präsentiert wird, das ZB-Geld wieder an die Zentralbank zurückgeben; bei Gläubigerinsolvenz wird – wie gesagt – vollstreckt. – Eine Zentralbank muss immer in der Lage sein, ihr gesamtes emittiertes ZB-Geld vom Markt zurückzuholen. Praktisch ist das letztlich nicht möglich, denn die Zentralbank ist verpflichtet, jederzeit bei entsprechendem Zins- bzw. Diskontsatz gegen sichere Wertpapiere gesetzliches Zahlungsmittel zu emittieren.



Das **Diagramm 13** zeigt, dass Giralgeld immer eigentumsgesichert ist. Giralgeld ist nur eine – unter einschränkenden Bedingungen – jederzeit einlösbare Forderung auf Geld. Giralgeld kann deshalb als indirektes Zahlungsmittel benutzt werden. Deshalb die Bezeichnung Giralgeld; es ist aber kein emittiertes Geld! Ein von der Zentralbank emittierter Geldschein kann also eine Kette von Giralgelderzeugungen nach sich ziehen. Dabei ist das Giralgeld aber immer einmal eigentumsgesichert. In Realfall sind ca. 80% der eingesetzten Zahlungsmittel Giralgeld.

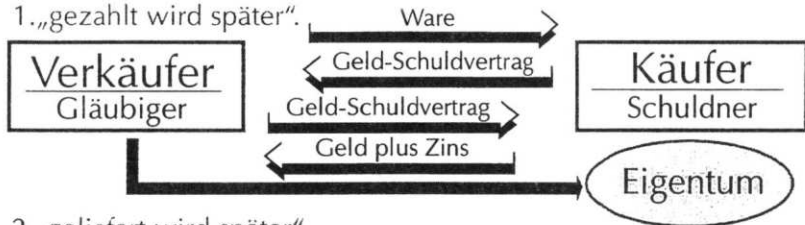
Hinter jedem Giralgeld steht entweder die Bank selber, die das Geld noch in der Kasse hat, oder ein Schuldner der Bank. Giralgeld ist kein echtes Geld, sondern nur eine jederzeit einlösbare Forderung auf Geld. Das Konto eines Girokontenkunden, also eines Gläubigers sichert nicht, dass immer entsprechend Geld in der Bank ist, d.h. sie liquide ist. Das Konto bedeutet nur, dass diese Forderung, also das Giralgeld, eigentumsgesichert ist. Die Bank hat das Geld der Girokontokunden, also ihrer Gläubiger, Kreditnehmern, also Schuldner der Bank, gegeben. Diese Kredite sind durch das Eigentum der Schuldner abgesichert. Damit ist – über die Bank vermittelt – das Giralgeld der Girokontokunden eigentumsgesichert. Es ist allerdings nur einfach und nicht zweifach eigentumsgesichert, wie das von der Zentralbank emittierte Geld.

Kauf-Verkauf (mit Verzögerung)

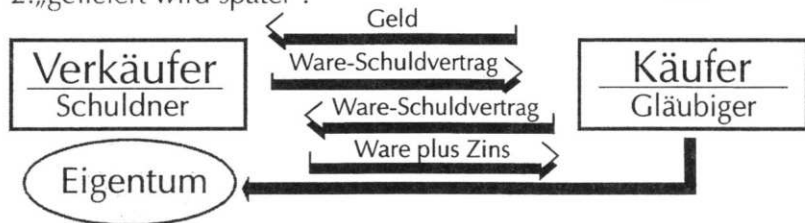
6

Verzögert sich Zahlung oder Lieferung, werden die Schuldverträge wirksam. Je nach Situation werden Käufer oder Verkäufer zu Gläubiger oder Schuldner.

1. „gezahlt wird später“.



2. „geliefert wird später“.

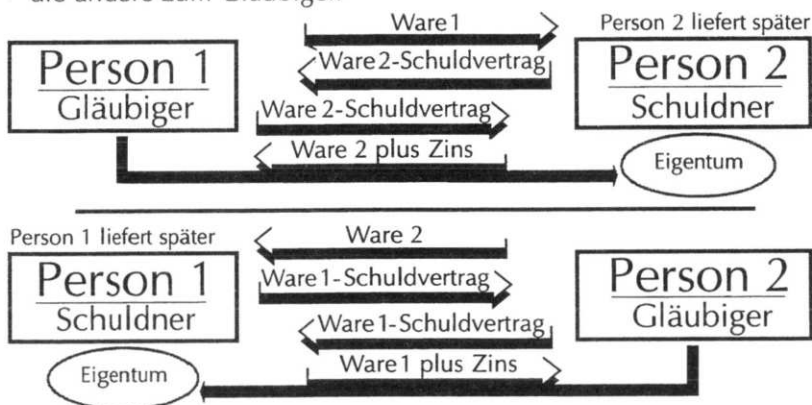


Das **Diagramm 6** zeigt, dass jeder Kauf-Verkauf mit zwei Schuldverträgen einhergeht. Diese sind der Warenschuldvertrag (der Verkäufer schuldet die Ware) und der Geldschuldvertrag (der Käufer schuldet das Geld). Diese beiden Schuldverträge werden normalerweise vom Käufer und Verkäufer nicht wahr genommen, weil die Schuldverträge beim Kauf-Verkauf-Akt sofort und gleichzeitig beglichen werden. Nur wenn einer der beiden – Käufer oder Verkäufer – nicht sofort zahlen oder liefern kann, kommt der jeweilige Schuldvertrag ins Bewusstsein (an die „Oberfläche“) und rechtlich in Funktion (Schuldrecht!). Es müssen nun Zinsen gezahlt werden, und im Extremfall kommt es zur Vollstreckung in das Eigentum des Schuldners.

Tausch von Eigentum (mit Verzögerung)

9

Verzögert sich eine Lieferung, dann wird der jeweilige Schuldvertrag wirksam. Jeweils eine der Personen wird zum Schuldner, die andere zum Gläubiger.



Das **Diagramm 9** zeigt, dass jeder Tausch in einer Eigentumsgesellschaft mit zwei Schuldverträgen einhergeht. Diese beiden Schuldverträge werden normalerweise von den Tauschenden nicht wahr genommen, weil die Schuldverträge beim Tauschakt sofort und gleichzeitig beglichen werden. Nur wenn einer der beiden Tauschenden nicht sofort liefern kann, kommt der jeweilige Schuldvertrag ins Bewusstsein (an die „Oberfläche“) und rechtlich in Funktion (Schuldrecht!). Es müssen nun Zinsen gezahlt werden, und im Extremfall kommt es zur Vollstreckung in das Eigentum des Schuldners. – Verblüffend ist hier, dass die scheinbar allen Menschen und scheinbar in allen Gesellschaftsformen eigene Fähigkeit und Möglichkeit, tauschen zu können, in der Eigentums-

gesellschaft verrechtlicht wird. In einer Eigentumsgesellschaft kann man, wenn man den Vorgang durch die Rechtssicherheit der Eigentumsgesellschaft geschützt sein lassen will, nicht tauschen! Der „Tauschakt“ wird in Form des „wechselseitigen Schuldvertrages“ vollzogen; anders geht es nicht. (Rechtssicherheit bedeutet, jede Handlung in Schuldverträge aufzulösen bzw. im Bereich Strafrecht, regelgeleitet, d.h. nicht willkürlich, dem Täter das Recht zu entziehen, Eigentümer seiner selbst zu sein, und ihm eine Freiheitsstrafe aufzuerlegen oder ihn als geisteskrank bzw. unmündig zu klassifizieren – und ihm damit auch das Recht zu entziehen, Eigentümer seiner selbst zu sein.)

Was ist Ethik? Was ist die Letztbegründung der Ethik?

Ethik ist das vernunftgesteuerte Fragen nach der „richtigen“ Moral. Ethik steht also außerhalb der Moral. Sie ist jedoch mit der Moral durch ihre Fragestellung verbunden. Ohne die Möglichkeit von Moral gibt es keine Ethik. Es gibt kein Zusammenleben von Menschen ohne Moral. Wir wissen, es gibt verschiedene Moralen, also verschieden Arten des Zusammenlebens, d.h. das Zusammenleben der Menschen ist nicht instinktgesteuert wie bei den Tieren. Wie ‚letztbegründen‘ sich die verschiedenen Moralen?

Stammesmoral

Eine Art Moral begründet sich so: Wir existieren, weil unsere Ahnen erfolgreich überlebt haben und ihre Kinder – also uns – großgezogen haben. Deshalb müssen wir vernünftigerweise genauso verfahren, wie unsere Ahnen das getan haben, um unsere Existenz und die unserer Kinder zu sichern. Das ist die Moral und Letztbegründung der Moral der Stämme, begründet aus dem Herkommen, oft auch Sitte genannt. Nach der bzw. einer anderen Moral darf der Einzelne nicht fragen. Das wäre für die Existenz des Stammes gefährlich und ist de facto verboten.

Herrschermoral

Eine andere Moral begründet sich so: Wir existieren als Beherrschte (als Untertanen) oder Herrscher. Als Beherrschte haben wir überlebt und überleben wir, weil wir gehorchen und uns ausbeuten lassen und für den Herrscher arbeiten. Als Herrscher habe ich überlebt und überlebe ich, weil ich es geschafft habe, mit Gewalt und listiger Organisation meinen Beherrschten erfolgreich zu befehlen. Der Herrscher selber setzt sich also willkürlich seine eigene Moral, die nur so realitätsbezogen sein muss, dass er nicht seine Herr-

scherposition verliert. Vernünftigerweise gehorcht man als Beherrscher den Befehlen des Herrschers, und seien sie noch so willkürlich und uneinsehbar. Und vernünftigerweise befiehlt man als Herrscher. Das ist die Moral und Letztbegründung der Moral der Herrscherreiche, begründet aus oder in der Gewalt und Willkürherrschaft des Herrschers. Nach der bzw. einer anderen Moral darf niemand fragen. Ein Herrscher muss diese Frage als Angriff auf seine Herrschaft verstehen; deshalb muss der Fragende ausgeschaltet werden.

Eine Moral ohne Letztbegründung?

Es gibt noch eine dritte Art von Moral. Und die lässt sonderbarerweise das Fragen nach „sich selbst“ zu, also das Fragen nach der Moral und lässt damit Ethik zu. Bei dieser Moral ist die Moral nicht „letztbegründet“, sondern sie ist relativ, eben befragbar, veränderbar, anzweifelbar. Allerdings soll hier die Ethik nicht relativ sein, sondern absolut bzw. letztbegründet sein, zumindest so letztbegründet – eben vernünftig – wie die beiden anderen Moralen der Stämme oder der Herrscherreiche. Wie lautet diese Letztbegründung, und wo kommt sie her? (Die Frage wird zum Schluss beantwortet!)

Warum Ethik?

Diejenige Moral, die Ethik zulässt, ist die unsere – die der Moderne. Ein Kennzeichen der Moderne sind die Menschenrechte. Wir wissen aber, dass es früher schon eine Moral gab, die Ethik zuließ, nämlich die der Antike. Und die Antike kannte die Menschenrechte nicht! Und die Antike hat sogar die Ethik erfunden bzw. als erstes Modell des menschlichen Zusammenlebens Ethik benötigt. Was haben die Antike und die Moderne trotz ihrer Unterschiede gemeinsam, um beide Ethik hervorzubringen bzw. zu benötigen? Und warum benötigen sie Ethik? Um einer Antwort dieser Fragen näher zu kommen, sollten wir versuchen zu bestimmen, wie man sich vernünftigerweise in der Antike und der Moderne verhalten sollte. Denn die Vernunft („vernünftigerweise“) bestimmt die Moral im Stamm aus dem Herkommen und bestimmt die Moral im Herrscherreich aus dem Gehorsam. Welcher moral- oder eben ethikbestimmender Vernunft der Antike und der Moderne entspricht diese Vernunft des Stammes (Herkommen) und des Herrscherreiches (Gehorsam)?

Eigentum, Schuldvertrag und Rechtssicherheit

Das einzig Absolute und Nichthinterfragbare in Antike und Moderne war/ist das Eigentum bzw. der – vom Eigentum ermöglichte und erzwungene – Schuldvertrag. Der setzt absolut und nicht hinterfragbar und in keiner Weise anzweifelbar verpflichtend fest, dass man seine Schulden und Zinsen zu zah-

len hat oder gegebenenfalls, wenn man nicht zahlen kann (Zahlungsunfähigkeit), in sein Eigentum vollstrecken lassen muss. Eine dritte Möglichkeit oder etwas dazwischen gibt es „konzeptionell-idealtypisch“ nicht (binär-digitale Logik). Man könnte natürlich versuchen, das Eigentum als Konzept abzuschaffen. Aber mit diesem Versuch würde man nur willkürlich das einzige Absolute und Nichthinterfragbare dieses Modells des Zusammenlebens zerstören und zur Moral des Herrscherreiches (oder eventuell des Stammes) wechseln. Dann hätte man das zerstört, was diese Art des Zusammenlebens ausmacht: Eigentum und Schuldvertrag sowie das Recht und eben die dazugehörige Rechtssicherheit mit ihren zugehörigen Institutionen wie Staat bzw. hier vor allem die Gerichte und die Polizei.

Die Moral einer Eigentumsgesellschaft begründet sich also so: Vernünftigerweise zahlt man seine Schulden oder man lässt im Falle der Zahlungsunfähigkeit gegen sich vollstrecken.

Übrigens: Erst der pflichtsetzende Schuldvertrag definiert letztlich, was Eigentum ist! Eigentum ist etwas willkürlich Gesetzes, allerdings von der Mehrheit bzw. einer starken Gruppe mit dem Postulat der Gleichheit aller Gruppenmitglieder untereinander, d.h. der Gerechtigkeit. Erst die Verletzung des Eigentums durch das Nichtnachkommen der Pflicht, seine Schulden zu zahlen, erzwingt das Schaffen des Rechts. Das Recht entsteht durch den Zwang, Eigentum bzw. legale Eigentumsverletzungen eindeutig zu definieren bzw. implizit zu definieren {wie es z.B. das BGB nur implizit tut: „Das BGB enthält keine (Legal-)Definition des Eigentumsbegriff“ [Brockhaus-Enzyklopädie 1988 / Eigentum]}. Denn die Eigentumsgesellschaft lässt als alleinige legale Sanktion auf die legale Eigentumsverletzung die Vollstreckung zu, die der säumige Schuldner (der Nichtzahler) widerstandsfrei zu erdulden hat. Erst die Schulden bzw. der Schuldvertrag begründen also eine dynamische quantifizierbare „Pflicht“, eben den Zwang der Eigentumsgesellschaft, innerhalb dessen qualitativ (im Rahmen der durch das Recht gesetzten Gesetze, dazu gehört insbesondere auch das Strafrecht) alle frei sind. Also: Eigentum ermöglicht bzw. erzwingt Schulden und Schuldvertrag, Schuldvertrag erzwingt Pflicht, Pflichtenbeschreibung erzwingt Klarheit in der Beschreibung des Geschehens bzw. in der Beschreibung dessen, was geschehen soll bei legaler Eigentumsverletzung, erzwingt also, Eigentum (qualitativ) zu definieren – und sogar (quantitativ) zu bewerten (siehe zum Thema Geldentstehung). Die Ironie besteht für mich darin, dass die meisten Gesetzgeber keine klare Definition von Eigentum geben, weil sie theoretisch das Problem nicht genügend durchdrungen haben bzw. weil Eigentum als selbstverständlich, ja „natürlich“ gilt (siehe „Naturrecht“). Allerdings unter-

scheiden alle Gesetzgeber zwischen Eigentum und Besitz, und zeigen damit implizit ihre Eigentumsdefinition.

Wie kommt eine neue Moral in die Welt? Und wann Ethik?

Die drei Modelle menschlichen Zusammenlebens, Stamm, Herrscherreich und Eigentumsgesellschaft unterscheiden sich qualitativ voneinander. Man kann im Prinzip nur revolutionär von einem Modell zum anderen wechseln, d.h. nur durch Abschaffen der alten Moral und Konstruktion einer neuen Moral. Die ersten Herrscher schafften die Stammesmoral ab und setzten (willkürlich und gewaltsam) ihre Herrschermoral ein. Spätere Herrscher haben sich auch Eigentumsgesellschaften unterworfen und zwangsläufig auch deren Moral abgeschafft. Die ersten Menschen bzw. Beherrschten, die als Gruppe (!) ihre Herrscher besiegten und überwandten, mussten – sollte die Willkürherrschaft abgeschafft werden – auch die Herrschermoral abschaffen. Sie konnten aber nicht willkürlich vorgehen und eine neue Moral setzen. Sie mussten – und zwar in jeder Hinsicht – in ihren Handlungen und Ergebnissen der Rechtssicherheit genügen. Das war nötig, weil die den Herrscher überwindenden Revolutionäre ein Modell des Zusammenlebens konstruieren wollten, das Herrschaft unmöglich machte. Deshalb erfanden sie das Eigentum als Sicherungseinrichtung mitsamt dem notwendigerweise damit folgenden Schuldvertrag und dem Recht und der dazugehörigen Rechtssicherheit.

Die Rechtssicherheit wurde durch das (simple und binäre) Prinzip „Schuldvertrag“ unhintergebar und stand zwangsläufig Modell für alle anderen gesellschaftlichen Konflikte bzw. Konfliktregelungen und führte damit zu einem allgemeinen Recht. Das Konstruieren einer Moral nach den Regeln der „Rechtssicherheit“ ist ein mühsamer Prozess des Aushandelns, Verhandeln usw., aber unabdingbar nötig und willkürfrei nicht anders zu bekommen, insbesondere am Anfang, wenn die neue Moral (sozusagen aus dem Nichts) konstruiert werden muss. Genau dieser Vorgang, das nach den Prinzipien der Eigentumsgesellschaft vernünftige Fragen nach der richtigen Moral, ist Ethik; egal ob in Antike oder Moderne! Ohne Ethik können sie – Antike wie Moderne – nicht existieren. Aber: Die Ethik könnte sich auch nicht halten und würde als nicht notwendig verschwinden, wenn es nicht Eigentum, Schuldvertrag, Recht und zugehörige Rechtssicherheit gäbe.

Warum es Ethik nur in einer Eigentumsgesellschaft geben kann

Stamm und Herrscherreich machen Ethik unmöglich, obwohl durchaus Moral dort veränderbar sein kann. Es ist aber eben nicht das Grundsätzliche dieser Moral veränderbar, da die jeweilige Vernunft dieser Modelle des Zusammen-

lebens unveränderlich ist. Und diese Vernunft beinhaltet konzeptionell die Willkür der Gesamtheit des Stammes oder des Herrschers im Herrscherreich gegen den Einzelnen. Die Vernunft und damit die Moral einer Eigentums-gesellschaft schließt diese Willkür konzeptionell wegen der Rechtssicherheit aus – eben wegen der Abwesenheit der Willkür. Ethik ist eben das durch Willkür-freiheit ermöglichte vernünftige Fragen nach der Moral. Dabei bedingen und erzwingen sich die Vernunft der Eigentums-gesellschaft und die Willkürfrei-heit der Eigentums-gesellschaft gegenseitig, und zwar garantiert durch das Konzept Eigentum.

Die Letztbegründung der Ethik und die Rolle der Menschenrechte

Es gibt also nur eine Grundlage bzw. Bedingung für Ethik: Eigentum (und was zwangsläufig dazugehört). Nicht aber, wie so oft behauptet wird, die Menschenrechte. Gerade in der Nichtanerkennung bzw. Anerkennung der Menschenrechte unterscheiden sich ja Antike und Moderne.

Gleichberechtigte Eigentümer – Personen, die Eigentum haben bzw. deren Eigentumsrechte geachtet und gesichert werden – bilden die Eigentums-gesellschaft. Nichteigentümer, wie in der Antike Frauen, Kinder, Sklaven und Ausländer, gehörten eben nicht dazu. Dennoch funktionierte diese Eigentums-gesellschaft als Eigentums-gesellschaft. Die Moderne ist durch eine moralische (also im Prinzip willkürliche, d.h. nichtethische und für eine Eigentums-gesellschaft nicht notwendige) Entscheidung geprägt: Die Einführung und Achtung der Menschenrechte.

Man musste/muss, um bei dieser moralischen Entscheidung den Anschluss an die Ethik und damit die ihr zugehörige (Rechts)Sicherheit (eben infolge Eigentum und Schuldvertrag) zu gewährleisten, die Menschenrechte durch den Begriff Eigentum definieren: Menschenrechte heißt für alle Menschen, unverlierbar Eigentum an sich selber zu haben. Eine andere einfachere, sicherere und eindeutige Festlegung der Menschenrechte gibt es nicht! Damit ist bzw. wird jeder Mensch Eigentümer, und das zwangsläufig mit dem Anspruch auf Rechtssicherheit (das ist dem Eigentum und Recht implizit), dies wiederum begründet bzw. entstanden aus dem ursprünglichen Gerechtigkeitsanspruch, der wiederum einst und noch heute durch den Wunsch, keine Willkür erleiden zu müssen, begründet ist.

Einschub: Viele der modernen Diskussionen drehen sich um den Begriff Mensch, weil Nichtmenschen (wie in der Antike die Frauen, Kinder, Sklaven usw., in der Moderne Föten, Embryonen, Blöde oder Verblödete, Altersdemente usw.) eben keine Eigentümer sein können und damit kein unverlierbares Eigentum an sich selber haben können – und damit selber

Eigentum werden können. Am einfachsten ist das am Streit um den Begriff der Person nachzuvollziehen. Die Tendenz – insbesondere der in der europäischen Rechtssetzung augenblicklich tonangebenden Kräfte – geht dahin, den Begriff „Mensch“ durch den der „Person“ zu ersetzen. Mit „Person“ meinen sie den rechtsfähigen Menschen. Unter „rechtsfähig“ verstehen sie, dass nur der Mensch Person ist, der fähig ist, bewusst entscheiden zu können. Man ist nicht Mensch an sich (durch sein Antlitz, durch sein Dasein), so meinen sie, sondern nur durch die Fähigkeit, für sich selber stehen bzw. sprechen zu können.

Damit ist die Frage nach der Letztbegründung der Ethik beantwortet. Und es ist wie so oft bei großen Fragen, insbesondere in der Philosophie: Die Frage wird dadurch erledigt, dass sie nicht wirklich beantwortet wird, sondern dadurch, dass diese („absolutistische“) Frage als sinnlos bzw. gegenstandslos erkannt wird. Und eine neue Frage wird sinnvoll und beantwortet: Was ist vernünftigerweise zu tun? Und dazu: Wie entsprechen Ethik und Vernunft bzw. Moral und Vernunft bzw. die Art des menschlichen Zusammenlebens und Vernunft einander? Nach solch einer Antwort setzt verständlicherweise ein großes, fragendes Erschrecken ein: Was ist denn praktisch mit dieser Erkenntnis gewonnen?

Der theoretische und praktische Gewinn

Gewonnen ist begriffliche Klarheit; darum ringt die Philosophie existenziell und die Wissenschaft insgesamt auch. Insbesondere können Moral und Ethik (wieder) sauber unterschieden werden. Das ist nötig bei der heutigen Begriffsschlampe mit den Worten Ethik und ethisch. Eigentumsgegner können den Begriff Ethik nicht mehr für sich reklamieren, sondern nur noch, wie es sich gehört, den Begriff der Moral. Die Bedeutung des Konzepts Eigentum wird deutlich, auch mit seinen Gefahren, die hier nicht verschwiegen werden sollen, über die aber an anderer Stelle schon nachgedacht wurde [Heinsohn/Steiger 1996, 416]. Damit können auch die Auseinandersetzungen zwischen Eigentumsgegnern und Eigentumsbefürwortern moralisch bzw. ethisch richtig eingeordnet werden.

Insbesondere der qualitative Unterschied zwischen den Konzepten „Eigentum“ und „Nicht-Eigentum“ wird nun klar: Es gibt und wird keine ‚soften‘ Übergangsformen von einer Eigentumsgesellschaft (mit ihrer jeweiligen Moral) zu einer Nicht-Eigentumsgesellschaft geben. Oder wenn doch (vielleicht hoffentlich doch, selbst ich gebe die Hoffnung nicht auf), dann nur in theoretischer Klarheit – leider bis heute noch nicht erreicht –, welche die Gefahren sehen lässt und der eventuell kommenden Nicht-Eigentumsgesellschaft die

essentiellen Eigenschaften der Eigentumsgesellschaft belässt. Diese Eigenschaften sind, die Menschenrechte begründen bzw. genauer erzwingen und halten zu können (wie das den modernen Eigentumsgesellschaften innenpolitisch gelingt), Recht bzw. Rechtssicherheit quasi automatisch zu erzwingen, Schuldverträge zu erzwingen und zu ermöglichen ohne die Zinseszinsdynamik, einen Eigentumsersatz zu finden, der Recht und Rechtssicherheit erzwingt. Letztlich also die Hoffnung: eine Gesellschaft zu konstruieren, die Ethik braucht bzw. erzwingt und die die Nachteile einer Eigentumsgesellschaft nicht hat.

Wie und warum wurde die antike Eigentumsgesellschaft von der mittelalterlichen Feudalgesellschaft abgelöst?

(Ein Forschungsprogramm für eine sozialtheoretische Rekonstruktion des Feudalismus)

In diesem Aufsatz sollen vier Forschungsergebnisse zusammengeführt werden:

(1) Die Arbeiten von Gunnar *Heinsohn* und Otto *Steiger* zum Thema Wirtschaft, auf deren Ergebnissen aufbauend ich weiterargumentierte zum Thema „Gesellschaftsvertrag“, Ethik, Recht und Rechtssicherheit [Heinsohn/Steiger 1996, Niemitz 2000];

(2) Die Arbeiten von Heribert *Illig* zur Chronologierevision in der ‚nachchristlichen‘ Zeit: die Zeit von 614 bis 911 ist erfunden [Illig 1996];

(3) Die Arbeiten von Ernst *Bromme* zur Dreifelderwirtschaft, in denen gezeigt wird: Die Düngung des Feldes mitsamt dem dann notwendigen und zugehörigen Technosystem wie schwerer Pflug, Tierhaltung, neue Anschirrung, Eiseneinsatz, Dreschflegel, Dorfbildung usw. – als Dreifelderwirtschaft bezeichnet und durch diese Namensgebung missverstanden – stellen die technische und in gewisser Weise auch politische Basis des Feudalsystems dar. Die Düngung steigert – insbesondere wegen der durch sie gegebenen Möglichkeit, Wälder roden zu können und dem Getreidefeldbau zuzuführen – die Produktivität fast um zwei Größenordnungen. Die „Düngung“ ermöglicht die Ostkolonisation [Bromme 1978?]. Sie begründet von der (Re-)Produktionsbasis her betrachtet den politischen und kulturellen Vorsprung Europas;

(4) Eine Studie von Guy *Bois*: Durch Quellentexte des 10. Jhs. wurde eine mikrohistorische Untersuchung einer kleinen Region um Cluny möglich, die zeigt, dass der Übergang zum Feudalismus schlagartig erfolgt, und zwar – erstaunlicherweise – aus einer spätantiken Eigentumsgesellschaft heraus [Bois 1999].

Stamm, Herrschertum und Eigentumsgesellschaft

In meinen „Jahresvorträgen“ in Paderborn im Herbst 1999 [Niemitz 2000] und Aachen im Herbst 2000 zeigte ich, dass der Versuch, gesellschaftliche Übergänge evolutionär zu verstehen, in Wirrnis und Widersprüchen endet. Schon Heinsohn und Steiger [1996] wiesen darauf hin, dass die wichtigen und uns bekannten Übergänge von der „Stammesgesellschaft“ zur „Befehlsgesellschaft“* und von der „Befehlsgesellschaft“ zur Eigentumsgesellschaft qualitative Sprünge bedeuten, und dass diese nur schlagartig einander ablösen können. Das sind gewollte, aus der Situation heraus notwendige – aber nicht zwangsläufige! – Änderungen für das Konzept des Zusammenlebens.

Ich postulierte – sozusagen nur konsequent schlussfolgernd –, dass jeder Übergang, also zum Beispiel auch der (eventuell als ‚Rückschritt‘ zu deutende) von einer Eigentumsgesellschaft zu einer „Befehlsgesellschaft“ – schlagartig erfolgen müsse. Es ist eben nicht so, dass irgendeine „gerichtete Evolution“ diese Übergänge hin zu etwas ‚Höherem‘ oder Produktiverem erzwingt. Diese Übergänge geschehen eher zufällig. Oft sind sie von Naturkatastrophen begleitet. Naturkatastrophen lösen den Übergang aus oder ermöglichen ihn. Bemerkenswerterweise sieht die konventionelle Geschichtsschreibung vor diesen Sprüngen sehr oft „Dunkle Jahrhunderte“. Genannt sei die viel zu lange Steinzeit als Zeit vor dem Sprung in das bronzezeitliche Feudalsystem [Illig 1988], genannt seien die griechischen Dunklen Jahrhunderte vor dem Sprung in die antike Eigentumsgesellschaft [Velikovskij] und die mittelalterlichen Dunklen Jahrhunderte vor und nach Karl dem Großen bzw. vor dem Sprung in die Feudalherrschaft vor etwa 1.000 Jahren. Diese Dunklen Jahrhunderte können aufgelöst und verstanden werden als sogenannte „Phantomzeiten“.

Mit Hilfe von Grafiken veranschaulichte ich diese Sprünge (s. S. 712 f.).

* Heinsohn und Steiger benutzen die Begriffe Stammesgesellschaft, Befehlsgesellschaft und Eigentumsgesellschaft. Letztlich aber steht der Begriff Gesellschaft im Gegensatz zum Begriff Gemeinschaft. Denn „die Menschen [einer Gesellschaft] sind lediglich durch ein Rechtsverhältnis verbunden. Bindungen blutmäßiger, sittlicher oder politischer Art sind für die Gesellschaftsbildung nicht entscheidend im Gegensatz zur Gemeinschaft, die sich allein auf diesen [Bindungen] aufbaut“ [Der neue Brockhaus in vier Bänden und ein Atlas, 1937, Stichwort: Gesellschaft] ... und 1937 sah man wohl klarer. Um „schwarze Schimmel“ zu vermeiden, bevorzuge ich, ohne schon für diesen Artikel eine klare Begrifflichkeit vorweisen zu können, die Begriffe: Stamm(essystem), Herrschersystem, Eigentum(sgesellschaft). Man könnte natürlich auch von Eigentumssystem sprechen, weil eine Eigentumsgesellschaft wie „weißer Schimmel“ klingt.

Diese Grafiken ließen aber noch etwas anderes veranschaulichen, nämlich die Produktivität bzw. Produktivitätssteigerungsrate dieser drei verschiedenen Gesellschaftsformen.

(1) Das Stammessystem kennt keinen technischen Fortschritt, da es vom „Herkommen“ – auch Sitte genannt – bestimmt wird, das besagt, jede Veränderung gefährdet die Existenz des Stammes.

(2) Die Feudalsysteme (als eine Variante der Befehlsgesellschaft) kennen technischen Fortschritt. Ihnen geht es darum, technisch die Kampfkraft der Bewaffneten zu stärken und den Landbau effektiver und effizienter zu gestalten. So bleibt man im Kampf der Feudalherren wegen der größeren und besser bewaffneten Schar der Kämpfer, die man sich leisten kann, überlegen.

(3) Die Eigentumsgesellschaften müssen insgesamt wegen des ständigen Schuldendrucks der verschuldeten Eigentümer und der Konkurrenz zwischen ihnen immer und sich progressiv beschleunigend ihre Produktivität steigern. Aus dieser Eigenschaft der Eigentumsgesellschaften erklärt Heinsohn sowohl die kulturelle Blüte der Antike – die Revolution der späteren „Patriarchen“ erzwingt das Eigentum [Heinsohn 1984] – als auch die Industrielle Revolution Englands – dort erzwingt die Revolution der Lollarden das Eigentum [Heinsohn 1981; Heinsohn/Steiger 1996]. So versteht man die jeweilige Überlegenheit des Feudalsystems über das Stammessystem und die der Eigentumsgesellschaft über das Feudalsystem. Letzteres in den zwei Varianten: die griechisch-römische Eigentumsgesellschaft löst den mykenischen Feudalismus ab; und: die englische Eigentumsgesellschaft löst den mittelalterlichen Feudalismus ab. So scheint es, dass es schon ungewöhnlicher Umstände bedarf, wenn eine Gesellschaft sozusagen zurückfällt vom „Eigentum“ zum „Befehl“ oder von „Feudal“ zum „Stamm“. Denn im allgemeinen ist damit ein Rückfall in der Produktivität verbunden, also für die Reproduktion der Menschen eine Katastrophe, weil sich die Ernährungsgrundlage deutlich verschlechtert.

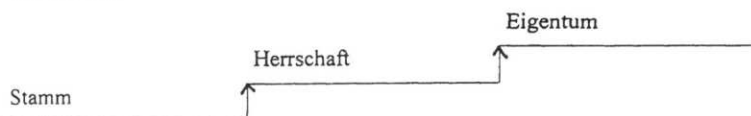
Ein Übergang steckt voller Rätsel, nämlich der von der Antike zum Mittelalter. Unser chronologiekritischer Ansatz kann die meisten Rätsel lösen. Er lässt sogar den qualitativen Sprung zu, weil sich die karolingische Zeit, die Antike und Mittelalter trennt, als nicht existent erweist. Allerdings bleibt die Verwunderung, dass die (theoretisch erwartet) produktive spätantike Eigentumsgesellschaft von dem (theoretisch erwartet) weniger produktiven Feudalsystem abgelöst wird. Die „Praxis“ allerdings zeigte, dass dieses Feudalsystem produktiver war als ihr Vorgänger. Wie konnte das sein?

Schemata, die für den „Sprung“ von einer „Gesellschaftsform“ zu einer anderen leicht einsehbar Zusammenhänge aufzeigen.

Mein versuchsweiser Vorschlag, die drei „Gesellschaftsformen“ richtig zu bezeichnen, also ohne Benutzung des Wortes Gesellschaft außer für die Eigentumsgesellschaft, Spalte 1 und 2 (siehe auch Fußnote 1 im Text):

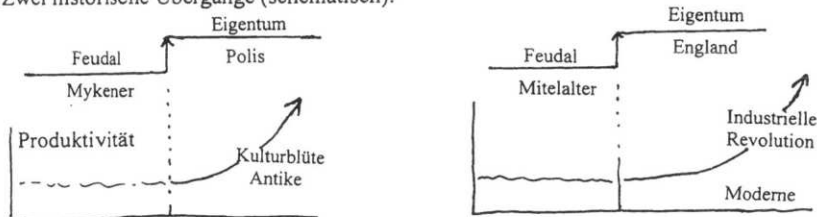
| | | |
|-----------------------|---------------------|-----------------------|
| Stammesgemeinschaft | Stamm(essystem) | Stammesgesellschaft |
| Herrscherreich | Herrschaft(ssystem) | Befehlsgesellschaft |
| Eigentumsgesellschaft | Eigentum(ssystem) | Eigentumsgesellschaft |

schematisch:



Die „Höherstufung“ ist nur Ausdruck für die Größe der Produktivität

Zwei historische Übergänge (schematisch):

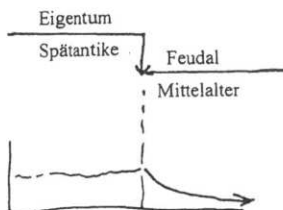


Zum Übergang Antike-Feudal

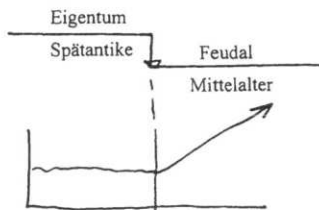
(Die Spätantike „war am Ende“, d.h. voller Korruption, überbürokratisiert, zu hohe Steuern, unterbevölkert, also wenig produktiv.)

Der Übergang ist „untypisch“

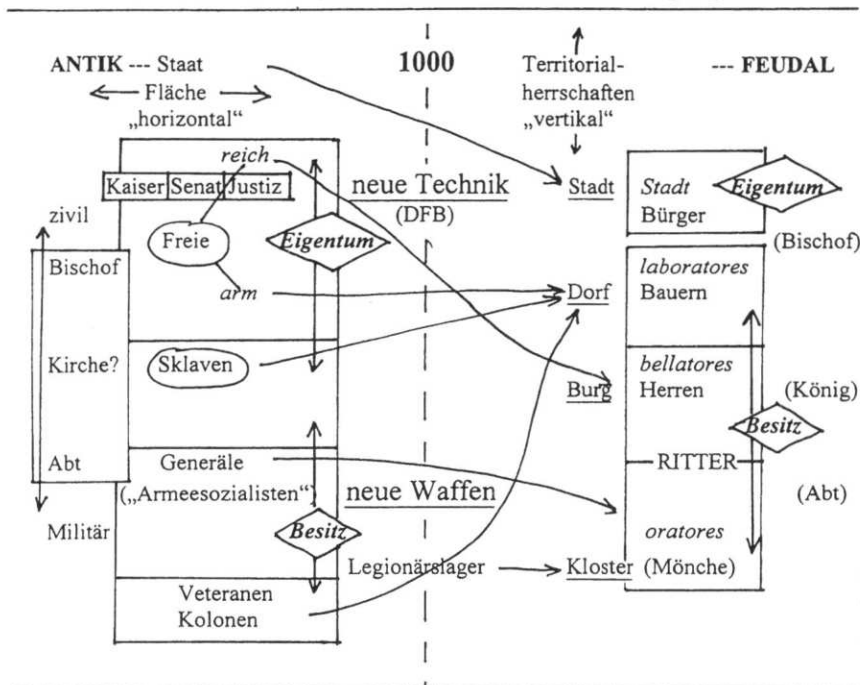
erwartet:



beobachtet:



Ein Schema, das für die feudale Revolution zeigt, welche Bevölkerungsschichten in welche übergingen



Die Befestigung (Festung, Burg) in drei Funktionen:

| | | | |
|---|--|--|--|
| Stadt/ Festung/ Schutz (ex-zivil) | Burg/ Festung/ Angriff(Herrscher) (ex-zivil) | Kloster/ Festung/ Angriff (Herrscher) (ex-militärisch) | Dorf/ wehrlos/ Herrscher schützen (ex-zivil) |
|---|--|--|--|

Der Düngefeldbau als weitreichende „Kulturtat“

Ernst Bromme hat sich lange mit der thüringischen und angrenzenden Siedlungsgeographie beschäftigt. In seiner zentralen Arbeit „Grundlagen der Siedlungsforschung“ [1978] erklärt er die Entstehung und vor allem die Bedeutung der Dreifelderwirtschaft in neuartiger Weise: Nicht der Pflug oder anderes landwirtschaftliches Gerät ermöglicht die Dreifelderwirtschaft, sondern das systematische Düngen des Feldes. Zuvor gibt es die wilde Feldgraswirtschaft,

die fälschlich und Falsches suggerierend oft als Zweifelderwirtschaft bezeichnet wird. Die Feldgraswirtschaft lässt nur auf bestimmten fruchtbaren Böden (Löss, Mergel), die auch noch selten zu finden sind, Getreideanbau zu. Diese Böden erschöpfen sich nach zwei Anbauperioden und müssen dann etwa 18 Jahre ruhen und sich als Trespenwiesen wieder rekreieren. Also sind nur 10 % der sowieso knappen fruchtbaren Fläche nutzbar. Ein Bauernhof braucht für den Landbau soviel Fläche, dass es im allgemeinen nur Einzelhöfe gibt (Weiler, antik: villae). Diese liegen weit voneinander getrennt. Es gibt also keine Dörfer, übrigens auch nicht im Römischen Reich, und die Bauern außerhalb des Römischen Reiches sind frei bzw. in Stämmen organisiert. Die verschiedenen Siedlungsgebiete („Inseln der Fruchtbarkeit“) sind voneinander durch die Landschaften, die nicht bebaut werden können (Wälder, Sümpfe) getrennt.

Der Einsatz des Düngers steigert nun die Fruchtbarkeit der Böden um den Faktor sieben, d.h. etwa um eine Größenordnung! Damit sind die Regionen plötzlich relativ gesehen unterbevölkert. Die Feudalherren, die wohl aus zum Christentum bekehrten Stammeshäuptlingen hervorgehen (Christ zu werden lohnt sich also!), beginnen nun zum einen die freien Feldgrasbauern zu unterwerfen und zur Dreifelderwirtschaft zu zwingen, zum anderen auch die Nicht-Löss-Böden bebauen zu lassen, die nun – mit Düngung – auch Frucht bringen. So setzt zuerst eine innere Kolonisation ein: Die Weiler werden zerstört und zu Dörfern zusammengefasst, d.h. man verdichtet die Siedlungsstrukturen im alten Siedlungsgebiet, oft mit einem Weiler als Kern. So entsteht überhaupt erst das klassische Dorf. Dann setzt aber auch eine äußere Kolonisation ein: Das Düngen macht es sinnvoll, Wälder zu roden und so Ackerland zu gewinnen. Es ermöglicht den Feudalherren, systematisch und mit wenig Einschränkungen durch die Landschaft Dörfer zu gründen. Die Dreifelderwirtschaft lässt überhaupt erst die Landschaft entstehen, so wie wir sie heute kennen. Sie ermöglicht bzw. erzwingt überhaupt erst eine Nationenbildung, weil die trennenden Wälder und anderer „hemmende“ Landschaftsstrukturen verschwinden. Künstliche Grenzen müssen definiert werden. Mit Hilfe der Dreifelderwirtschaft wird es überhaupt erst möglich, diese Landschaft und die dazugehörige Bevölkerung zu beherrschen – und den Feudalismus durchzusetzen.

Die Technik der Dreifelderwirtschaft müsste man besser als neue landwirtschaftliche Technostruktur auf Basis des Düngens bezeichnen. Zugehörige Strukturelemente sind schwerer Pflug, Pferde als zugehörige Zugtiere, Stallhaltung des Viehs, um den Dung einsammeln zu können, Winterfutter (Heu) und Kraftfutter (Getreide) und Einstreu für die Tiere im Stall (Stroh), neue Erntegeräte usw. (natürlich alles mit regionalen Besonderheiten!). Diese neue Technostruktur, von mir Düngefeldbau (DFB) genannt, breitet sich von West

nach Ost aus. Die Herren leiden – es gibt ja relativ gesehen Menschenmangel – an Bauernmangel. Deshalb werben sie Bauern an, zu ihnen zu kommen. Sie versprechen ihnen beste Siedlungsbedingungen; die Ostkolonisation sorgt dafür, dass das noch lange so bleibt.

Der Menschenmangel erklärt, warum die Menschen in den drei bis vier Jahrhunderten nach der Einführung des Düngefeldbaus große kulturelle Leistungen vollbringen können – man denke an die Kathedralen und andere Steinbauten, an Verkehrssysteme, dazu als Stichworte Hanse und Hansekogge usw. Die Herrscher müssen nämlich mit ihren Beherrschten vorsichtig und sanft umgehen. Wenn es den Untertanen nicht mehr gefällt, ziehen sie einfach weiter – meist gen Osten – zum nächsten Feudalherren, der ihnen größere Privilegien verspricht als ihr alter Herr. Und diese Privilegien beinhalten, dass die Bauern einen Großteil des erarbeiteten Gewinns für sich behalten dürfen. Es sei hier angemerkt, dass es Privilegien sind und keine Rechte! Wahre Freiheit bekommt man nicht per Privileg – das kann ja der Herrscher jederzeit widerrufen –, sondern die erkämpft man sich gegen Herrscher und sichert sie in einem Gesellschaftsvertrag. Nur so entsteht „Gesellschaft“ mit Rechtssicherheit. Ein Feudalreich kennt kein Recht, weil die Rechtssicherheit fehlt. Zwar sind alle vom Herrscher gesetzten Regeln des Feudalsystems „gesetzt“ und deshalb sind meist – aber eben nicht immer! – Folgen eines Regelverstößes vorhersehbar. Aber dieses „Gesetzte“ ist eben kein Recht! Außerdem gibt es die Städte, die zwar ständig von den Herrschern bedroht und auch oft genug vernichtet werden, die aber auch gehätschelt und selbstverständlicherweise – letztlich immer unter Gewaltandrohung – abkassiert werden. Der Wohlstand der Städte beruht zum einem auf ihrer inneren Rechtssicherheit (Stadtrechte, man denke an das Magdeburger oder Lüneburger Stadtrecht, das in neu gegründete Städte im Osten exportiert wird). Zum anderen beruht die Rechtssicherheit auf der über Städte-Handelsabkommen weitgehend gesicherten äußeren Rechtssicherheit der Händler – und natürlich auf der hohen Produktivität des Landes, die die notwendige Bevölkerungsdichte ermöglicht.

„Evolution“ – die falsche Metapher

Noch eine Bemerkung zum Größenordnungssprung in der Produktivität und zur Vergrößerung des für den Landbau nutzbaren Gebietes: Nur ein Größenordnungssprung in einer Technik – wie z.B. eben beschrieben von 700 % bis 5000 % – kann (muss aber nicht!) bewirken, dass eine Technik plötzlich eine „Gesellschaft“ grundsätzlich umstrukturiert bzw. ermöglicht, sie umzustrukturieren. Die in der Literatur immer wieder zu findenden Berechnungen, die eine Produktivitätssteigerung von 50% beim Wechsel von der Zwei- zur Drei-

felderwirtschaft ergeben, sind eine hilflose „Milchmädchenrechnung“ [z.B. White junior 1968, 65].

Der gewaltsame bzw. herrschaftliche Übergang vom Weiler zum Dorf, von der Feldgraswirtschaft zum Düngefeldbau, vom „Stamm“ (im Norden und Osten) oder „Staat“ (im Süden und Westen – etwa nördlich der Loire) zu „Feudal“ erfolgt nun nicht überall gleichzeitig und flächendeckend, sondern geschieht nach und nach. Aber jedes Mal ist es ein qualitativer Sprung, sozusagen eine lokale Revolution. Da all das aber zeitlich und räumlich verschmiert zu geschehen scheint, denken nicht tief schürfende Historiker, dieses Geschehen mit der Metapher „Evolution“ beschreiben zu können. Damit machen sie es sich unmöglich, den entscheidenden qualitativen Sprung von einem System des menschlichen Zusammenlebens zu einer anderen zu erkennen bzw. korrekt beschreiben zu können.

Brakteaten begründen die mittelalterliche Kulturblüte?

Es gibt einen Versuch die kulturelle Blüte des Mittelalters durch ein bestimmtes Geldsystem zu erklären. Das war das System der Brakteaten, die ca. 1167 der Bischof von Magdeburg als Erster eingeführt haben soll [Stein 1958] und die auch anderswo, aber nie flächendeckend, eingesetzt wurden. Brakteaten sind vom Herrscher ‚emittierte‘ Münzen, die im Herrschergebiet als Zwangszahlungsmittel dienen. Alle halbe Jahre werden die Brakteaten verrufen, d.h. für ungültig erklärt. Die Untertanen müssen nun die alten Brakteaten beim Herrscher gegen neue ‚eintauschen‘, wobei sie allerdings für zwölf alte nur neun neue bekommen. Auf diese Weise erfolgt automatisch die Steuerzahlung. Das war der gewünschte Effekt. Diese Vorgehensweise hat aber einen segensreichen und nicht erwarteten Nebeneffekt: Niemand will ‚Geld‘ horten, weil sich die Brakteaten im Vorgriff auf die zu erwartende Verrufung kontinuierlich entwerten. So – wenn man die Entwertung als eine Art negativen Zins bezeichnen möchte – erhält man die segensreiche Wirkung des Zinses, nämlich das Geld in den „Wirtschaftskreislauf“ zu locken. Und das erreicht man ohne die schädliche Wirkung des Zins- und Zinseszinses, der immer wieder Gesellschaften destabilisiert hat infolge der zwangsläufig eintretenden Trennung der immer an Zahl mehr und an Vermögen ärmer werdenden von den an Zahl immer weniger aber an Vermögen immer reicher werdenden. Meiner Meinung nach sind diese Brakteaten aber kein Geld, da sie von einem Herrscher – letztlich ungedeckt – als Zwangszahlungsmittel in die Welt gebracht werden. Auf so eine Idee können nur Herrscher kommen, die das von den Eigentumsgesellschaften erfundene Geld kennen gelernt haben und es nun nachahmen, um ihr Herrschaftsgebiet effizient verwalten und ausbeuten zu können. Dieses System kam bezeichnenderweise zum Einsturz durch Herr-

scherrwillkür, nämlich durch unangekündigte und in immer schnellerer Folge angeordnete Verrufungen [Zum Geld s. Heinsohn/Steiger 1996; Kennedy 1991; Creutz 2001; Weitkamp 1983].

Warum kommt der Feudalismus?

Die Überlegenheit im Landbau ist keine ausreichende Erklärung für das Aufkommen des Feudalismus. Übrigens weiß kein Historiker – auch Bromme nicht – zu sagen, wer warum wann den Düngefeldbau (die Dreifelderwirtschaft) erfunden hat. Auch hier sind die Forschungsanstrengung bisher durch Chronologiewirrnisse und durch gern Ursache und Wirkung vertauschende realienkundliche Fixiertheit auf Artefakte (z.B. schwerer Pflug) zum Scheitern verurteilt. Eigentümer jedenfalls waren nicht dazu in der Lage, den Düngefeldbau einzuführen. Diese Technik ist so überlegen, dass eigentlich kein unter Konkurrenzdruck stehender und Landbau betreibender Unternehmer das nicht versucht haben würde. Warum taten sie es nicht? Also muss irgendwie die Eigentumsgesellschaft untergegangen sein. Und die potentiellen Feudalherren ergriffen die sich ihnen auftuenden Möglichkeiten und hatten dabei die „Technik“, nämlich den – ihr Herrschaftssystem ermöglichenden und langfristig stabilisierenden – Düngefeldbau auf ihrer Seite. Aber: Warum ist die Eigentumsgesellschaft untergegangen?

Das Fallbeispiel „Lournand“ – ein französisches Dorf erlebt die feudale Revolution – Vorspiel

Die Brisanz des Buches „Umbruch im Jahr 1000“ von Guy Bois [1989 franz., 1993 deutsch] neu zu entdecken – Heribert Illig hatte Bois schon 1994 zitiert –, gelang mir erst durch die oben schon genannten theoretischen Überlegungen. Gestützt auf eine schon seit Ende des 19. Jhs. bestehende edierte und auch schon von vielen anderen Historikern benutzte Sammlung von Dokumenten zur Abtei Cluny [Bruel 1876-1903] erzählt Bois, wie die antike Eigentumsgesellschaft in einer letzten Wirtschafts- und damit Gesellschaftskrise in die Feudalherrschaft kippt. Die Evidenz dieser Dokumente ist so stark, dass er aller marxistischer und französischer Geschichtsschreibungstradition zum Trotz selber sagen muss, dass das, was er hier tut, mit allem alten Geschichtsverständnis zum Mittelalter bricht und eine „neue Geschichtswissenschaft“ [Bois 1999, 189] darstellt. Und – obwohl gehindert von den unscharf benutzten Begriffen, also nicht z.B. zwischen Besitz und Eigentum, zwischen Recht und Privilegien unterscheiden zu können – spricht Bois ganz klar davon, dass ein Staat untergeht: mit Rechtssystem, Rechtssicherheit, Richtern, Sklaven, Eigentum bzw. den dazugehörigen großen und kleinen, aber vor dem Recht

„gleichen“ Eigentümern. Und an diesen revolutionären Kämpfen ist auch das Volk beteiligt. Der Staat wird ersetzt – und das von einer Gruppe politisch-konzeptionell gewollt! – durch das System des Feudalismus. Für Lournand und benachbarte ‚Dörfer‘ in der Nähe Clunys geschieht das im Jahre 994.

Bois kämpft mit seinem Vorverständnis und Material. Wie können die Prinzipien der Antike durch die Karolingerzeit hindurch – mit ihrer „Grundherrschaft – weiterleben? Wie kann es noch die klassische Sklaverei geben? Warum entwickeln sich nach der dreihundertjährigen karolingischen Zeit, in der eigentlich nichts passiert ist, plötzlich wieder Markt, Geld, Immobilienhandel (Käufe, Verkäufe, Tausch), Schuldenprobleme mit Vollstreckungen usw.? Warum gibt es Agrarwachstum und Bevölkerungswachstum? Zu all diesen Fragen will ich nur wenig sagen, weil hier der Platz nicht vorhanden ist. Aber wegen der chronologischen Wirrnisse und auch wegen der Unschärfe seiner Begriffe ist Bois immer in der Versuchung, Ursache und Wirkung miteinander zu vertauschen oder in Zirkelschlüssen zu enden.

Das Ende der Sklaverei ist kein erkämpfter sozialer Aufstieg der Sklavenklasse sondern logische Folge des Endes der Eigentumsgesellschaft; das konstatiert Bois eher ungläubig, sieht es aber. Nun müssen die ‚Vermögenden‘ ihre Exsklaven sozusagen jeweils individuell gewaltsam an den Boden binden, weil Sklaven kein vom Staat geschütztes Eigentum mehr sein können.

Der plötzlich wieder entstehende Markt fördert den Feudalismus, sagt er. Allerdings anders, als er es wohl selber sieht. Denn die Gefahren des Marktes bzw. die der Eigentumsgesellschaft treiben die Eigentümer in die Arme der Mönche und lassen diese Ex-Eigentümer zu ‚Staatsfeinden‘ werden. Zusammen mit den Mönchen erkämpfen sie, dabei aber in das Herrschaftsverhältnis des Feudalismus geratend, die neue politische Struktur des Feudalismus. Und: Der Markt der Städte im Feudalismus ist etwas ganz anderes als der Markt der Eigentumsgesellschaft. Er ist sozusagen etwas Nicht-Staatliches, aber eine durch die Macht der befestigten Städte und dem Wohlwollen der Herrscher – sie wollen auch vom Reichtum der Städte profitieren – geschützte Veranstaltung.

Das Agrarwachstum und das Bevölkerungswachstum kann Bois nicht erklären und verfängt sich im Zirkelschluss. Ermöglichte das eine das andere – oder umgekehrt? Und ermöglichte das politische System das Agrarwachstum oder erzwang das Agrarwachstum das neue politische System? Und wie entstehen der Bauer, also der individuelle schollengebundene Besitzer und die dazugehörige Gemeinde im Gegensatz zum ehemaligen staatlich gesicherten ungebundenen und unternehmerischen Eigentümer? Bois selber formuliert die Frage: „Kam erst die Gemeinde und dann der Bauer oder war es umgekehrt?“

Seine Ratlosigkeit offenbart er durch den Zirkelschluss: „Das eine bedingte das andere oder folgte daraus“ [Bois 1999, 150].

Bei der nun folgenden Schilderung der eigentlichen Revolution sollten wir beachten, dass sowohl Guy Bois als auch wir selber einen schon lange geübten ‚falschen Blick‘ haben durch die vielen Märchen von einsiedelnden wehrlosen Mönchen, zusammengefasst in Missionsklöstern, in denen hauptsächlich gebetet wurde und von denen man zur Landbau-Arbeit auszog. Das Märchen von Mönchen, die fast aus Versehen nach dreihundertjähriger politischer Abstinenz die politische Macht übernehmen mussten, weil ja sonst kein anderer mehr da war – und die sich nur im Notfall bewaffneten usw. Dieser unser falscher Blick ist unter anderem der künstlichen chronologischen Trennung von Antike und Mittelalter geschuldet.

Das Fallbeispiel „Lournand“ – die Revolution

Bois schildert das Verhalten von sieben wichtigen Familien. Ihr Leben und stückweise auch das kleinerer Leute lässt sich mit Hilfe von Urkunden nachverfolgen [Bruehl 1876- 1903]. Sie wohnen in den nördlich von Cluny gelegenen Dörfern Chaum, Chevagny, Collonge, Cotte, Lournand, Merzé und Varanges. Ab ca. 930 werden die Immobiliengeschäfte immer mehr und immer bedrohlicher, weil die Preise immens steigen und gegen immer mehr Eigentümer vollstreckt wird. Die Mönche von Cluny bieten nun den bedrohten Eigentümern Folgendes an: Ihr ‚schenkt‘ uns euer Eigentum. Wir geben es euch als „Prekarie“ zurück. Ihr bekommt das Recht, diese Prekarie lebenslang nutzen zu können. Ihr könnt sie sogar vererben. Allerdings dürft ihr sie nicht verkaufen oder verpfänden, denn letztlich gehört die Prekarie dem Kloster.

Außerdem kaufen die Mönche selber in gewagten Immobiliengeschäften zusammenhängende Flächen ein. Immer mehr und auch größere Eigentümer verschenken ihr Eigentum, um damit ihren Besitz vor Vollstreckung zu retten (es wäre zu prüfen, ob man damals als Überschuldeter auch noch Sklave werden musste). Damit wird dieser Boden der Eigentumsgesellschaft entzogen und dem Machtbereich der Mönche unterworfen; denn kein Gläubiger kann an Klostereigentum oder Prekarien herankommen. Das alles ist geschützt vor dem Prinzip „Eigentum“. Warum die Mönche so mächtig sein können, bleibt unerklärt.

Die Folge ist, dass nur noch ganz wenige große Eigentümer verbleiben. Diese haben nun zwei Optionen:

- entweder an der Eigentumsgesellschaft festhalten. Dann müssen sie die Mönche zwingen, sich wie Eigentümer zu benehmen, d.h. sich der staatlichen Gerichtsbarkeit, also der Rechtssicherheit unterwerfen zu lassen. Da-

mit müssen die Mönche ihre Sonderrolle, zugleich innerhalb und außerhalb der Eigentumsgesellschaft stehen zu dürfen, aufgeben;

- oder die Eigentumsgesellschaft gänzlich verwerfen und den Mönchen folgen, d.h. Staat, Recht, Rechtssicherheit, Eigentum usw. abschaffen und statt dessen nach den von den Mönchen vorgelebten Prinzipien handeln; sie müssen wie die Mönche über das Land und die dazugehörigen Menschen Herrschaft ausüben. Sie müssen Feudalherren werden, z.B. als Ritter auf Burgen oder anderen Befestigungen.

Die Eigentümer spalten sich in zwei Gruppen. Die eine Gruppe – die potenziellen „Feudalherren“ – setzt auf die Mönche und verschenkt massenhaft ihr Eigentum und bewaffnet sich. Die andere Gruppe will den Staat erhalten, bewaffnet sich auch und greift – in Cluny 994 – die Mönche an. Die „Eigentümer“ verlieren. Und sie verlieren dabei auch ihr Vermögen. Die „Feudalherren“ werden mit dem Land der Verlierer belohnt und zu Rittern ernannt. Das Feudalsystem ist da, der Staat zerstört. Die Randfiguren in diesem Geschehen sind die Grafen (Richter) und Bischöfe (Zivilverwaltung) und die Burgvögte (Polizei), von denen die meisten als mit ein wenig Macht versehene Wendehälse bald auch zu Feudalherren werden. Die Städte mauern sich ein und werden zum Teil auch – als Stadt – zu Feudalherren. Die Bischöfe – anfangs Gegner des Feudalismus – biedernd sich bei den Mönchen an und werden deren Handlanger in der Stadt. Die „Kirche“ (was auch immer das ist – dazu weiter unten mehr) ist „feudal“ und wird von den Klöstern dominiert.

Ohne die Rechtssicherheit des Staates muss nun jeder für sich selber und seine Klientel bzw. die von ihm Abhängigen sorgen. So entstehen schnell viele Kleinst-Feudalherrschaften. Die größten und am besten vorbereiteten sind die Klöster. Alle diese Kräfte bekriegen sich. Mit Hilfe einer von den Klöstern bestimmten Friedensbewegung („Gottesfrieden“), die letztlich den Versuch beinhaltet, die Kleinstfeudalreiche in ein Großfeudalreich zu wandeln, werden die Verhältnisse einigermaßen stabilisiert. In rudimentärer Form halten sich die Prinzipien der Eigentumsgesellschaft in den Städten. Diese sind aber immer durch Zunftwesen und Bischöfe bedroht. Zum Teil gehen die Städte aus alten Verwaltungszentren, zum Teil aus Burgen hervor. Das Prinzip Eigentum hält sich auch im Fernhandel, ist aber immer durch Feudalherrscher weltlicher und kirchlicher Art bedroht.

Viele Fragen

Folgende Fragen drängen sich auf: Woher kommen die Klöster? Warum können die Mönche so mächtig sein? Schaut man auf den „Untergang des Römischen Reiches“ – und sieht den ohne die Karolingerzeit –, dann kann man

fragen: Wie ging eigentlich die römische Armee unter? Hatte sie nicht eine eigene Infrastruktur aufgebaut und dominierte mit eigenen Produktionsstätten, Kultstätten, eigener Gerichtsbarkeit usw. in weiten Bereichen die spätantike Gesellschaft? Meine ersten Recherchen ergaben, dass beide Fragen im Prinzip unbeantwortet sind. Meine Vermutung lautet: Die Mönche sind führende – sozusagen „militärsozialistische“ – Teile der römischen Armee, die so etwas wie einen langfristig angelegten Militärputsch durchführen. Mittelalterlicher Feudalismus heißt eben Militarisierung der „Gesellschaft“ – und diese Militarisierung setzt über Schenkungen, Prekarien und Grundstückskäufe der Armee langsam ein und gipfelt in der Revolution.

Und – wie so oft – frisst die Revolution ihre Kinder. Es ist fast tragisch-komisch: Ohne Staat kann es kein Militär mehr geben. Die Militärs wandeln sich zu „Mönchen“ in ihren Befestigungen (Klöstern), sie schöpfen ihre Macht mehr und mehr aus der Stärke ihrer Produktionsmöglichkeiten und Klostermauern als aus ihrer Bewaffnung; außerdem geht durch den Steigbügel und andere neue Waffen die Zeit der Armeen zu Ende. Ritter(heere) sind die neuen adäquaten Kräfte, die schnell und in kleiner Formation zuschlagen können, sowohl nach innen als auch nach außen.

Wer hat denn nun den Düngefeldbau erfunden? Mir scheint, diese Technik kann nur in der Armee erfunden worden sein. Die Absicht muss gewesen sein, den Wald, der ja das gruselige Rückzugsgebiet der wilden germanischen Stämme war, zum Verschwinden zu bringen und damit das Gebiet besetzen und langfristig halten zu können. Man wusste, dass es mit dem Roden der Wälder allein nicht getan ist, sondern dass man die Bewohner irgendwie motivieren musste, erneutes Waldwachstum nicht zuzulassen. Wenn man dabei auch noch das Land fruchtbar machen konnte – und somit die Bewohner zum Landbau motivieren und man selber einen Großteil der Ernte für die Armee abzweigen konnte –, dann hätte man eine wirksame ökologische Waffe gefunden. Und man findet sie in Form der Dreifelderwirtschaft bzw. des Düngefeldbaus. Als militärische Erfindung ist es dann auch nicht verwunderlich, dass gerade die Mönche die Propagandisten und (per Bauernlegen) gewaltsamen Bringer des Düngefeldbaus sind. Man kann den Düngefeldbau als herrschaftlich-ökologische Waffe der römischen bzw. ex-römischen Armee gegen den germanischen Wald – sowie natürlich seiner in Stämmen organisierten Bewohner – und gegen seine Unfruchtbarkeit ansehen.

„Tragischerweise“ passen um 1000 dieser Ökokrieg und die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr wie geplant zusammen. Denn in einer zusammenbrechenden Eigentumsgesellschaft verliert die Armee die ihr von der Zivilgesellschaft zugewiesene Rolle. Die Eigentumsgesellschaft muss sich in rudimentärer Form in die Städte (durch Zunftwesen und Bischöfe bedroht)

und in den Fernhandel (durch Feudalherrscher und kirchlicher Art bedroht) zurückziehen.

Wie ist in diesem Szenario der Vermutungen das Christentum bzw. die Kirche zu sehen? Warum wird die Armee christlich – oder war sie es schon lange vor ihrer Klosterzeit? Wie ist das Verhältnis zwischen ‚zivilem‘ Christentum (z.B. Bischöfe – waren sie Beamte im Zivildienst?) und ‚militärischem‘ Christentum (z.B. Äbte – waren sie Generäle oder Geheimdienstchefs?). Hat sich das Christentum im ganzen Römischen Reich verbreiten können, weil es die wichtigste Religion der Armee war, oder hat erst das „Kloster“ das Christentum in der uns heute bekannten Form hervorgebracht? War es zuvor etwas Kaiserkultähnliches? Das würde erklären, warum nach der Revolution sich Kirche und Kloster in einer Religion – dann erst „Kirche“ genannt – finden können, denn schließlich beten sie zu Eigentumszeiten auch schon denselben vergöttlichten Kaiser an.

Zusammenfassung

Man kann es idealtypisch vielleicht so zusammenfassen: Der antike Staat, der Freie, d.h. arme bis reiche Eigentümer und Sklaven kennt und der Rechtssicherheit in der Fläche garantiert – und das trotz Kaiser und wegen seiner Institutionen wie Militär, Justiz und Polizei – kippt infolge einer letzten großen Wirtschaftskrise in das Feudalsystem. Das Feudalsystem kennt nur einzelne territoriale Herrschergebiete (keine flächige Rechtssicherheit mehr) und macht die unterlegene Mehrheit der Eigentümer und die Sklaven zu Abhängigen (laboratores in den Dörfern), das Militär zur geistliche Herrscherschicht der Mönche (oratores in den Klöstern), die siegreiche und mit den Mönchen – eben dem Militär! – verbündete Minderheit der Eigentümer zu Rittern (bellatores auf den Burgen). Die Städte stehen außerhalb, befestigen sich mit der Stadtmauer zur Burg (Bürger) und spielen – wie schon erwähnt – eine bedeutende, aber ständig bedrohte Rolle (siehe auch Kasten 2 auf S. 713).

Literatur

Bois, Guy (1999): *Umbruch im Jahr 1000. Lournand bei Cluny – ein Dorf in Frankreich zwischen Spätantike und Feudalherrschaft*. Deutscher Taschenbuch Verlag München (deutsch erstmals 1993)

Bois, Guy (1989): *La mutation de l'an mil. Lournand, village mâconnais de l'Antiquité au féodalisme*. Fayard, Paris

Der neue Brockhaus in vier Bänden und einem Atlas (1937); Leipzig

Bromme, Erich R. (o.J. / 1978?): *Grundlagen der Siedlungsforschung*. Erich Bromme Verlag Berlin, Berlin

- Bruel, A. (1876-1903): *Recueil des chartes de l'abbaye de Cluny*, 6 Bde. (=Documents inédits sur l'histoire de France), Paris
- Creutz, Helmut (2001): *Das Geldsyndrom. Wege zu einer krisenfreien Marktwirtschaft*. Ullstein, Frankfurt/Main.
- Heinsohn, Gunnar (1984): *Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozial-theoretische Rekonstruktion zur Antike*. Suhrkamp, Frankfurt am Main
- Heinsohn, Gunnar; Steiger, Otto (1981): „Geld, Produktivität und Unsicherheit in Kapitalismus und Sozialismus. Oder: Von den Lollarden Wat Tylors zur Solidarität Lech Walesas.“ In: *Leviathan* Bd. 9, S. 164-194
- Heinsohn, Gunnar, Steiger, Otto (1996): *Eigentum, Zins, Geld. Ungelöste Rätsel der Wirtschaftswissenschaften*. Rowohlt, Reinbek bei Hamburg
- Illig, Heribert (1988): *Die veraltete Vorzeit*. Eichborn, Frankfurt/Main
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*. Econ, Düsseldorf (Vorausgabe 1994)
- Kennedy, Margrit (1990): *Geld ohne Zinsen und Inflation. Ein Tauschmittel das jedem dient*. Goldmann, München
- Niemitz, Hans-Ulrich (2000): „Das Konzept ‚Eigentum‘ und seine Rolle in der Diskussion um Chronologie, Evolutionismus, Ethik, Recht und Gesellschaftsvertrag“. In: *Zeitensprünge* 12 (2) 318-338
- Stein, Werner (1958): *Kulturfahrplan*. Herbig, Berlin
- Weitkamp, Hans (1986): *Das Hochmittelalter – ein Geschenk des Geldwesens*. Eigenverlag Hans Weitkamp, Lindenberg
- White junior, Lynn (1968): *Die mittelalterliche Technik und der Wandel der Gesellschaft*. Heinz Moos Verlag, Gräfelfing

Prof. Dr. Hans-Ulrich Niemitz, 10557 Berlin, Klopstockstr. 18

Opfer und Schuld

Robert Zuberbühler

Opfer, Menschenopfer, Selbstopfer. Wie leicht opfert man andere. Nicht nur Fremde und Feinde, auch die Eigenen. Der junge *Karl Popper* trennte sich von seiner kommunistischen Zelle, weil sie Genossen im Kampf opferte. Anders als *Karl Marx*, der sich von seinem jüdischen Erbe unbedacht losgesprochen hatte und ‚die Massen‘ als Sturmböcke gebrauchen wollte, sogar ihre Verzweiflung nicht dämpfen wollte, z.B. durch Geburtenkontrolle – hielt dieser Karl bewusst an jenem Traditionsteil fest, der mit dem Opferverzicht der Abrahamsage immer noch Zukunft ist.

Denn das Menschenopfer blieb uns leider erhalten. Für Sündenvergebung, für heilige Ziele und hehre Zwecke, für religiöse oder nationale, für zivile oder kriegerische, leider jüdische und mohammedanische inbegriffen. Selbst die Redeweise ist gleich geblieben: Man schickt die Soldaten *ins Feuer*. Meine Lebensgefährtin Beryl, in Cardiff, GB, aufgewachsen, erzählte mir, was sie gehört hatte aus der Zeit des ersten Weltkriegs: Wie Männer und Frauen jeden jungen Mann, der sich nicht zum Militär meldete, als Feigling hinstellten und so selbst Söhne, Brüder oder Verlobte in den Tod trieben. Dem Moloch soll man das eigene Kind geopfert haben – ist das so fern? Alle antiken und nachantiken Heilsbewegungen, die christlichen voran, viele andere mit und nach ihnen haben so weiterhin Freund und Feind geopfert. Unsere Gegenwart ist immer noch voll davon. Ich hörte um 1942 den ehemaligen Revolutionär *Hans Itschner* traurig-erbittert sagen: „Alle meine besten Freunde und Freundinnen, treue Sozialisten, sind entweder von Hitlers oder von Stalins Knechten umgebracht worden“.

Der altgewordene Weltrevolutionär Itschner, wie die jüngeren Anhänger Maos oder Che Guevaras, vielleicht ernüchtert, sahen zuerst die Nutzlosigkeit ihres ‚Opfers‘ und sind erst jetzt fähig – wiederum nur vielleicht – die Falschheit ihrer Theorien, und oft erst damit überhaupt die Hekatomben der ‚feindlichen‘ Hungertoten (Kollektivierung in der Ukraine), der Säuberungen, der Gulags, Maos Kulturrevolution, Ches romantische Indio-Bauernopfer als Verbrechen gegen die Menschen, gegen die ‚Proletarier‘, gegen das ‚Volk aus der ‚Tiefe‘ ihrer eigenen Lieder zu sehen und erst langsam auch zu *empfinden*. Die erschreckende Ähnlichkeit der religiösen Fanatiker aller Zeiten, der ruchlosen Machtmenschen, der Faschisten und Antifaschisten. Viele Völker, Männer, Frauen und Kinder hat ‚mann‘ dem ideologischen Wahn geopfert. Wir würden nicht fertig mit Aufzählen. Zahlen sagen im Grunde nichts, neutrali-

sieren bloß den Schrecken. In Zürich, kurz nach dem Krieg, kamen zwei polnisch-jüdische Schriftsteller zu einer Zusammenkunft beim Kollegen *R.J. Humm*, von dem sie wussten, dass er vor und während dem Krieg vielen Emigranten geholfen hatte. Es machte ihnen trotzdem begriffliche Mühe, wieder Deutsch zu reden, und nach einem eher stockenden Gespräch – so viele noch frische Wunden – zeigten sie uns zuletzt zwei Paar kleine Kinderschuhe, die von einem Haufen solcher in Auschwitz stammten. Wir hielten die Pantöffelchen in unsern Händen und glaubten noch die kleinen Füße darin zu spüren. Wir konnten nichts sagen, in keiner Sprache.

Doch nicht nur das Opfern, sondern auch das *Selbstopfer* ist durchaus abzulehnen. Wir dürfen uns nicht aufopfern, weder wirklich noch bloß eingebildet, sonst verlangen wir bereits wieder von andern Opfer. So hört es nie auf. Es ist in jeder Beziehung, selbst der harmlosesten, lebensfeindlich. Das ist schon bei den jüdischen Dolchmännern und ihrem Messias aus der perspektivlosen Verzweiflung entstanden, trotz der damals noch geschichtlich nahen archaischen Vorstellung vom ‚Hirten, der für sein Volk vorangeht‘. Das Selbstopfer – auch das christliche – folgt dem Vorbild des Heroen, der in der Großen Tat zerstrahlt wie ein fallender Stern. Die Kamikaze-Flieger, die islamischen ‚lebenden Bomben‘, die Selbsterstörung durch Heroin etc., die wilden Wettfahrten Jugendlicher, sind lauter Zeichen von Sinnlosigkeit des eigenen Weiterlebens, Lust auf den eigenen Tod. Die offensichtliche Katastrophen-Apotheose. Darin ist gerade keine Zukunft enthalten. Noch schlimmer, ja grässlich und total nihilistisch ist das Mitreißen ahnungslos Unbeteiligter in Tod und Verstümmelung, z.B. durch Autobomben. Die Vorlage dazu sind die staatlich legalisierte Artillerie, die Fliegerbomben, die Atombomben auf Hiroshima und – ‚unnötigerweise‘ wie man sagte – auf Nagasaki.

Spätestens hier sollte auffallen, dass die Opferung zwar beide Geschlechter trifft, *die Täter aber fast durchwegs Männer sind*. Sogar beim Selbstmord (den man nur in wenigen Fällen mit dem Selbstopfer in Verbindung bringen kann) sind die Männer weitaus in der Überzahl, aber reißen manchmal Frau und Kinder mit in den Tod. *Die Männer, das todessüchtige Geschlecht?* Finden sie sich selber fast überflüssig? Bloße Drohnen, die sich deshalb gefährlich wichtig machen? Darüber sollte gründlicher nachgedacht werden. Wurde es unterlassen aus dem undeutlichen Gefühl, da sei sowieso nichts zu ändern?

Sogar das kleine alltägliche *Sichaufopfern* ist tiefinnerlich falsch. Entweder möchte man etwas aus eigenem Antrieb tun, beispielsweise helfen, dann soll man's tun und dann ist es kein Opfer, sondern die Befriedigung eines eigenen Bedürfnisses. Sonst soll man es sein lassen, oder es sich abgelten lassen mit irgend einer Gegengabe. Die Mütter und Väter, die ihren Kindern vorhalten,

wie sie sich für sie aufgeopfert hätten und nun Rückzahlung in ‚Dankbarkeit‘ einfordern, redeten sich etwas ein und ernten bloß Schuldgefühl (vielleicht gewollt?), unwillige Hilfe und ‚Undank‘.

Opfer der Arbeit – konnte man einst als Überschrift zu einem Unfallbericht in sozialistischen Zeitungen lesen, wenn ein Maurer vorn schlecht gesicherten Gerüst fiel. Eine gewisse Heroisierung ist deutlich zu spüren, Verantwortungsfragen kommen erst im weiteren Text vor. Ist das Wort ‚Opfer‘ hier wirklich angebracht? Nehmen wir ein allgemeines, differenzierteres Beispiel, wie meinen walisischen Schwiegervater *Thomas Rees*, der in Cardiff die Kohlenbunker der Schiffe besetzte, mitten im Kohlenstaub die Kohle verteilen half, und der natürlich vorzeitig gestorben ist. Er hat mit dem Lohn seine Familie und sich ernährt, Sohn und Tochter eine gute Ausbildung ermöglicht. Selber hatte er wenig Möglichkeiten, etwas Besseres als sein Vater (auch Kohlenschipper) zu wählen, machte nur einen kleinen Versuch, nach Kanada auszubrechen, musste dann in den (ersten) Weltkrieg, kam mit einem Gehörschaden davon, blieb nachher in Cardiff. Was ist da Wirtschaftsordnung, was technischer Stand, was Schicksal, was ‚Aufopferung‘, was ist auch einfach Genügsamkeit, Gutmütigkeit, Liebe zu den Seinen? Oder alles miteinander?

Opfer des Molochs Verkehr! Da hätten wir die Verbindung zum antiken Menschenopfer – oder doch nicht? Wir nehmen die Unfälle, die Toten und Verstümmelten so selbstverständlich hin, fast wie gottgegeben, außer wenn’s unsre Nächsten trifft oder spektakulär – ein großes Flugzeug mit allen Passagieren samt Besatzung. Wer weiter fragt, stößt nach technischen Fakten und menschlichem Versagen auf eine höchst mobile Gesellschaft und, weiter bohrend, deren komplexe Beweggründe. Nur ein Moloch ist nicht auszumachen; je genauer man fragt, desto weniger. Die Mythisierung vernebelt, wie so oft, mehr als dass sie einen klaren Umriss erkennbar macht, obwohl sie eine Gestalt vorschlägt. Fraglich bleibt aber immer noch der Fatalismus des Hinnehmens, der doch fatal an Menschenopferfritten erinnert. So ganz schief ist die Bezeichnung nicht.

Schuld und Sühne, Schulden und Schuldentilgung sind Vorstellungen und Worte, welche sowohl zu der allgemein menschlichen, der christlich-religiösen wie zu der eigentumswirtschaftlichen Sphäre gehören. Es lohnt sich, sie genauer zu sondern, gerade weil sie sich so stark berühren und oft vage ineinander verschmelzen.

Die allgemein menschliche Schuld kennen wir alle als eigene *Verfehlung*, wenn wir andern weh getan haben, mit dummen oder bösen Worten und Taten. Unterlassungen gehören ebenso dazu, alle drei sind oft nicht mehr gutzu-

machen, was dem Schuldgefühl eine furchtbare, sozusagen ewige Dauer geben kann. Und nur zu gut wissen wir, dass wir uns verfehlt haben. Wer kann uns freisprechen, durch Vergeben und Erlassen? Wohl nur jene/r Andere selber, oder nächste Angehörige, gegen die wir schuldig wurden. Mit den Toten kann man nicht mehr reden und ihnen abbitten. Trost geben vielleicht die Lebenden, mit denen man darüber spricht, denen man seine Verfehlung bekennt. Und am Ende muss man sich selber auch vergeben können, kann es, weil man es mit Schmerzen bereut. Denn wer ist ohne Schuld außer die Kinder? Helfen kann die Sühne, die Versöhnungshandlung, seit ältesten Zeiten eine Gegengabe durch Taten und Leistungen (erst nachher, durch Kontakt mit Tribut- und Geldwirtschaft, Abzahlung geworden). Diese Art Schuld gibt es *nur als eigene Schuld*. Wir sind in uns selber Ankläger, Angeklagter und Richter. Die Schuld der andern hat immer etwas Unreales, ist bloß Faktenaufzählung und meine/unsere Beschuldigung. Deshalb will der Richter neben der Rede des Anklägers auch des Angeklagten Geständnis hören und seine Reue sehen, nur so ist es eine echte Schuld; ist aber auch *Besserung* wirklich möglich. Das gehört organisch-seelisch zusammen, wie eine einheitliche ganze Tat, die dadurch ihren innern Frieden und Abschluss findet.

Gerade darum muss die *Sühne* sein, und gut ist, wenn sie mit Hilfe der Gemeinschaft bestimmt und öffentlich-gültig vollzogen wird. Sühnehandlungen sind uralte, wurden gegen getötete Tiere geführt, entstanden beispielsweise wegen dem Sakrileg der Verletzung der Erdmutter durch das Pflanzen und besonders das Pflügen; solche Versöhnungen kennt auch das brauchmäßige ‚Blutrecht‘ der Stämme für Frevel und Totschlag [G. Lüling ZS 2/99, 217]. Oft durch Adoption des Totschlägers als Sohn, als wirkliche Ver-Söhnung.

Hier *decken* sich allgemeinmenschliche mit religiösen Bedürfnissen und Vorstellungen. Aber sobald die Gemeinschaft nicht mehr nur nach Fähigkeiten gestuft und gegliedert ist und eine spezialisierte, erzwungene soziale Hierarchie von Oben und Unten entsteht, geraten auch Schuld und Sühne in hierarchische Obhut. Wir kennen das als Priesterkönigtum, mit einer organisierten und trainierten Priesterschaft als Quasi-Verwalter der Seelenängste, der Reue, der Sühne und der Vergebungen. So separiert sich ausgerechnet die religiöse Sphäre von der allen gemeinsamen sehr menschlichen, durch ihre Usurpation. Diese Art von Verwaltung übernehmen alle als Kirchen organisierte Religionen. Man ist nun auf die professionellen Entsühner angewiesen. Die haben jetzt eine Macht, der sie gar nicht gewachsen sein können, welche sie – als organisierte Machtkirche – korrumpiert; so auch die damals sich bildenden christlichen Konfessionen. Mitten in der Antike entstanden, haben sie die eigentümliche Färbung, sogar Denkweise der gleichzeitigen Gläubiger-

und Schuldner-Gesellschaft angenommen, explizit als Erbschuld und als Loskauf durch den geopferten Gottessohn, in der Abzahlung durch Vergabungen an Klöster und Kirchen, durch käuflichen Ablass, wirksam später als Fegfeuer-Anzahlung vor dem ewigen Richter, durchaus als Schuldentilgen wie in der wirtschaftlichen Sphäre. Da zeigt sich die gefühlsbetonte Vermengung der allgemeinmenschlichen Schuld, der Schulden und der theologisch konstruierten Todsünden, immerhin noch unterscheidbar durch den zusätzlichen Namen ‚Sünde‘. Die Reformierten trennten wieder die zwei Sphären der Schuld (im Englischen klar ‚debt‘ und ‚guilt‘), aber man weiß ja, wie hart und unerbittlich ihr Sünde- und Schuldgefühl wurde. Da haben es die Katholiken leichter, auch beim Sündigen.

Das waren hoffentlich eher Feststellungen als Schuldzuweisungen.

Robert Zuberbühler, CH-8185 Winkel, Huserstr. 1

*

Richtigstellung

In meinem Aufsatz „*Muttergottes in dunkler Zeit*“ [ZS 1/2001, 132-161] habe ich auf S. 149 irrtümlich Paschasius Radbertus, den Abt aus Corbie († um 860) mit dem St. Gallener Mönch Ratpert († um 890) identifiziert. Diesem und nicht jenem wird die Autorschaft der frühesten Klosterchronik St. Gallens zugeschrieben.

Franz Siepe, Marburg

Der gelehrte Fälscher Stefan Zweig

Wir sind in dieser Zeitschrift – gerade im Zusammenhang mit dem Mittelalter – gelegentlich dem gelehrten Fälscher begegnet. Ich erinnere an die langobardischen Königsurkunden. Von diesen insgesamt 70 Schriftstücken sind allein 22 gelehrte Fälschungen des 19. Jhs. [vgl. H. Illig (1993): „Langobardische Notizen I“; ZS 5 (2) 49]. Oder es sei an den Ysenburgischen Hofrat Carl W. Becker erinnert, der Anfang des 19. Jhs. vorzügliche Stempel für Münzfälschungen schnitt; diese begleiteten ihn in seinem Reisewagen, zusammen mit Fett und Eisenspänen in einen Kasten gefüllt, dem nach kurzer Zeit prächtig gealterte Münzen entnommen werden konnten [G. Zeising (1999): „Zwischen den Zeiten“ oder Zeitensprung?; ZS 11 (3) 465 f].

So folgt der liebhaberschen Beschäftigung und der wissenschaftlichen Auswertung die Nachschaffung, vulgo Fälschung, auf dem Fuße. Auch Wissenschaftlern ist diese Begierde der Anverwandlung nicht fremd.

Wie kaum ein zweiter war Stefan Zweig dafür prädestiniert, über Fälschung zu schreiben, hatte doch auch er eine gefährliche Leidenschaft: das Sammeln von Autographen. Mit seiner Leserschaft wuchs auch seine Sammlung, und als einer der größten Sammler überhaupt wie als versierter Kunde vieler Kunsthandlungen, Antiquariate und Auktionshäuser kannte er genug an genialen ‚Fehlleistungen‘. Er schrieb 1932 darüber eine Nachbemerkung für seinen Roman Marie Antoinette. Bildnis eines mittelmäßigen Charakters. Diese Ausführungen scheinen mir des Nachdrucks wert.

Peter Mikolasch, Wien

Stefan Zweig: Marie Antoinette – Nachbemerkung

Es ist üblich, am Ende eines historischen Buches die benützten Quellen aufzuzählen; in dem besonderen Falle Marie Antoinettes scheint es mir beinahe wichtiger, festzustellen, welche Quellen nicht benützt wurden und aus welchen Gründen. Denn schon die sonst sichersten Dokumente, nämlich die eigenhändigen Briefe, erweisen sich hier als unzuverlässig. Marie Antoinette war, es ist mehrfach in diesem Buche erwähnt worden, ihrem ungeduldigen Charakter gemäß, eine lässige Briefschreiberin; beinahe nie setzte sie sich aus freien Stücken, wenn nicht durch wirklichen Zwang gedrängt, an jenen wundervollen zarten Schreibtisch, der heute noch in Trianon zu sehen ist. So war es keineswegs erstaunlich, daß noch zehn, noch zwanzig Jahre nach ihrem

Tode soviel wie gar keine Briefe von ihrer Hand bekannt waren, außer jenen unzähligen Rechnungszetteln mit dem unvermeidlichen »Payez, Marie Antoinette«. Die beiden wirklich ausführlichen Korrespondenzen, die sie geführt hat, die mit ihrer Mutter und dem Wiener Hof, und die andere intime mit dem Grafen von Fersen, lagen damals und noch ein halbes Jahrhundert verschlossen in den Archiven, die wenigen veröffentlichten Briefe an die Gräfin Polignac waren gleichfalls in den Originalen unzugänglich. Um so größer darum die Überraschung, als in den vierziger, in den fünfziger, den sechziger Jahren in beinahe jeder Pariser Autographenauktion handschriftliche Briefe auftauchten, die merkwürdigerweise sogar alle die Unterschrift der Königin trugen, während die Königin in Wirklichkeit nur in ganz seltenen Fällen unterzeichnete. Dann kamen Schlag auf Schlag großzügige Veröffentlichungen, eine des Grafen Hunolstein und die (heute noch umfangreichste) Sammlung ihrer Briefe, die Baron Feuillet de Conches besorgte, und als dritte diejenige Klinkowströms, welche – freilich in keusch verstümmelter Auslese – die Briefe Marie Antoinettes an Fersen enthielt. Die Freude der strengen Historiker über diese großartige Bereicherung des Materials war allerdings keine ungetrübte; schon wenige Monate nach ihrer Herausgabe wird eine ganze Reihe der von Hunolstein und Feuillet de Conches veröffentlichten Briefe angezweifelt, eine langwierige Polemik entspinnt sich, und bald war für die redlich Gesinnten kein Zweifel mehr möglich, daß irgendein sehr geschickter, ja genialer Fälscher Echtes mit Falschem auf die verwegenste Art gemischt und gleichzeitig als Unterlagen sogar die falschen Autographen in den Handel gebracht hatte.

Den Namen jenes großartigen Fälschers, eines der geschicktesten, die man kennt, haben die Gelehrten aus einer merkwürdigen Rücksicht nicht genannt. Zwar ließen Flammermont und Rocheterie, die besten Forscher, zwischen den Zeilen deutlich durchblicken, gegen wen sie Verdacht hegten. Heute besteht kein Grund mehr, jenen Namen zu verschweigen und dadurch der Geschichte der Fälschkunde einen psychologisch ungemein interessanten Fall vorzuhalten. Der übereifrige Vermehrer des Briefeschatzes Marie Antoinettes war kein anderer als der Herausgeber ihrer Briefe. Baron Feuillet de Conches; höherer Diplomat, ein Mann von außergewöhnlicher Bildung, ein ausgezeichnete, amüsante Schriftsteller und vortrefflicher Kenner der französischen Kulturgeschichte, hatte er zehn oder zwanzig Jahre lang allen Briefen Marie Antoinettes in allen Archiven und privaten Sammlungen nachgespürt und mit wirklich anerkanntem Fleiß und großer Kenntnis jenes Werk zusammengestellt – eine Leistung, die heute noch Respekt verdient.

Aber dieser achtenswerte und fleißige Mann hatte eine Leidenschaft, und Leidenschaften sind immer gefährlich: er sammelte Autographen mit wirklicher Passion, galt als der wissenschaftliche Papst auf diesem Gebiet, und wir

verdanken ihm in seinen »Causeries d'un curieux« über dieses Sammeln einen ausgezeichneten Aufsatz. Seine Kollektion oder, wie er stolz sagt, sein »cabinet« war das größte in Frankreich, aber welchem Sammler genügt seine Sammlung? Wahrscheinlich weil seine eigenen Mittel nicht ausreichten, seine Mappen so zu vermehren, wie er wünschte, fertigte er eine Anzahl von Autographen, Lafontaines, Boileaus und Racines eigenhändig an, die sogar noch heute manchmal im Handel auftauchen, und verkaufte sie durch Pariser und englische Händler. Aber seine eigentlichen Meisterstücke bleiben unstreitig die gefälschten Briefe Marie Antoinettes. Hier kannte er wie kein zweiter Lebender die Materie, die Schrift und alle Begleitumstände. So war es für ihn nicht allzu schwer, nach sieben wirklich echten Briefen an die Herzogin von Polignac, deren Originale er als erster eingesehen hatte, noch ebensoviel falsche hinzuzudichten oder kleine Billette der Königin an jene ihrer Verwandten zu verfassen, von denen er wußte, daß sie zu ihr in näherer Beziehung standen. Dank seiner besonderen Kenntnis sowohl der graphischen wie der stilistischen Schreibform der Königin zu diesem sonderbaren Geschäft wie kein zweiter befähigt, war er leider auch entschlossen, Fälschungen zu vollführen, deren Meisterlichkeit tatsächlich verwirrend ist, so genau ist hier der Schriftcharakter, mit solcher Einfühlung der Stil nachgeahmt, mit solcher historischen Kenntnis jede Einzelheit ersonnen. So vermag man mit bestem Willen – gestehen wir es ehrlich ein – bei einzelnen Briefen heute überhaupt nicht mehr zu unterscheiden, ob sie echt oder falsch, ob sie von der Königin Marie Antoinette gedacht und geschrieben oder von Baron Feuillet de Conches ersonnen und gefälscht sind. Um ein Beispiel anzuführen, wüßte ich selber nicht von jenem Brief an den Baron Flachslanden, der sich in der Preußischen Staatsbibliothek befindet, mit Sicherheit auszusagen, ob er Original oder Fälschungsstück ist. Für die Echtheit würde der Text sprechen, für die Fälschung die etwas ruhige und runde Schrift und vor allem der Umstand, daß der frühere Besitzer ihn von Feuillet de Conches erworben hatte. Aus all diesen Gründen ist um der höheren historischen Sicherheit willen in diesem Buche unbarmherzig jedes Dokument unberücksichtigt gelassen worden, dessen Urniederschrift keine andere Herkunftsangabe hat als die verdächtige aus dem »cabinet« des Baron Feuillet de Conches; lieber weniger und echt als mehr und zweifelhaft war das psychologische Grundgesetz für die Briefverwertungen in diesem Buch.

Nicht viel besser im Hinblick auf Verlässlichkeit als mit den Briefen steht es mit den mündlichen Zeugnissen über Marie Antoinette. Beklagen wir bei andern Zeitläuften das Zuwenig an Memoiren und Augenzeugenberichten, so stöhnt man bei der Epoche der Französischen Revolution eher über ein Zuviel. In zyklonischen Jahrzehnten, wo eine Generation ohne Innehalten von einer

politischen Welle in die nächste geschleudert wird, bleibt selten Zeit für Besinnung und Übersicht; innerhalb von fünfundzwanzig Jahren erlebt damals ein einzelnes Geschlecht die unerwartetsten Verwandlungen, es erlebt fast pausenlos die letzte Blüte, die Agonie des Königtums, die ersten seligen Tage der Revolution, die grauenhaften des Terrors, das Direktorium, den Aufstieg Napoleons, sein Konsulat, seine Diktatur, das Kaiserreich, das Weltreich, tausend Siege und die entscheidende Niederlage, wiederum einen König und wieder, hundert Tage lang, Napoleon. Endlich, nach Waterloo, kommt die große Ruhepause, nach einem Vierteljahrhundert hat sich ein Weltsturm ohnegleichen ausgetobt. Nun wachen die Menschen auf aus ihrer Angst und reiben sich die Augen. Sie staunen erst, daß sie überhaupt noch leben, dann darüber, wieviel sie in dieser Zeitspanne erlebt haben – uns selber wird es nicht anders ergehen, wenn die Sturzflut, die seit 1914 uns unablässig aufwühlt, wieder einmal abgeebbt sein wird –, und jetzt am sichern Ufer möchten sie alles ruhig und folgerichtig überblicken, was sie wirr und erregt mit angeschaut und miterlebt haben. Jeder will damals Geschichte in Erinnerungen von Augenzeugen lesen, um sich selber das ungeordnete Erlebnis zu rekonstruieren; so entsteht nach 1815 eine genauso hitzige Konjunktur für Memoiren wie bei uns nach dem Weltkrieg für Kriegsbücher. Das wittern bald die Berufsschreiber und Verleger und fabrizieren rasch, ehe das Interesse abklingt – auch dies haben wir erlebt –, für den plötzlich ausgebrochenen Neugierbedarf serienweise Erinnerungen, Erinnerungen, Erinnerungen an die große Zeit. Von jedem, der einmal den inzwischen historisch gewordenen Personen den Ärmel gestreift, fordert das Publikum, er solle seine Erlebnisse erzählen. Da sich aber die armen kleinen Leute, die meist ganz dumpf durch die großen Geschehnisse gestolpert waren, nur an wenig Einzelheiten erinnern und überdies das, woran sie sich noch erinnern, nicht amüsant darzustellen verstehen, so backen findige Journalisten unter ihrem Namen um diese wenigen Rosinen einen dicken Teig, zuckern ihn mit Süßlichkeit und wälzen ihn so lange in sentimentalischen Erfindungen, bis daraus ein Buch wird.

Jeder, der damals in den Tuileries oder in den Gefängnissen oder im Revolutionstribunal ein Stündchen Weltgeschichte miterlebt, kommt jetzt als Autor an die Reihe: die Schneiderin, die Kammerfrau, die erste, zweite, dritte Zofe, der Friseur, der Gefängniswärter Marie Antoinettes, die erste, die zweite Gouvernante der Kinder, jeder ihrer Freunde. Last not least muß sogar der Henker, Herr Samson, jetzt Memoiren schreiben oder zumindest seinen Namen für irgendein Buch, das ein anderer zusammenklittert, gegen Geld herborgeln.

Selbstverständlich widersprechen diese geschwidelten Berichte einer dem andern in jeder Einzelheit, und gerade über die entscheidendsten Vorgänge am 5. und 6. Oktober 1789, über das Verhalten der Königin beim Tuileriessturm,

oder über ihre letzten Stunden besitzen wir sieben, acht, zehn, fünfzehn, zwanzig voneinander weit abweichende Fassungen der sogenannten Augenzeugen. Einhellig sind alle nur in der politischen Gesinnung, nämlich in unbedingter, rührender und unerschütterter Königstreue, und dies versteht man, wenn man sich erinnert, daß sie sämtlich mit bourbonischem Privilegium gedruckt sind. Dieselben Diener und Gefängniswärter, die während der Revolution die entschlossensten Revolutionäre waren, können unter Ludwig XVIII. gar nicht genug versichern, wie sehr sie die gütige, edle, reine und tugendhafte Königin heimlich geehrt und geliebt haben: wäre nur ein Bruchteil dieser nachträglich Getreuen 1792 wirklich so getreu und hingebungsvoll gewesen, wie sie 1820 zu erzählen wissen, nie hätte Marie Antoinette die Conciergerie, nie das Schafott betreten. Neun Zehntel der Memoiren jener Zeit entstammen also grober Sensationsmacherei oder byzantinischem Speichelleckertum; und wer historische Wahrheit sucht, tut (im Gegensatz zu den früheren Darstellungen) am besten, alle diese vorgeschobenen Kammerfrauen, Friseure, Gendarmen, Pagen wegen ihres allzu gefälligen Gedächtnisses von vornherein als ungläubhafte Zeugen von der Schranke zu weisen; dies ist hier grundsätzlich geschehen.

Daraus erklärt sich, warum in dieser meiner Darstellung Marie Antoinettes eine ganze Anzahl von Dokumenten, Briefen und Gesprächen als nicht verwertet erscheint, die in allen früheren Büchern unbedenklich benutzt wurden. Manche Anekdote wird der Leser missen, die ihn in jenen Biographien entzückte oder erheiterte, angefangen von jener ersten, da der kleine Mozart in Schönbrunn Marie Antoinette einen Heiratsantrag machte, und so unentwegt weiter bis zur letzten, da die Königin bei der Hinrichtung, dem Henker versehentlich auf den Fuß tretend, höflich »Pardon Monsieur« gesagt haben soll (zu ausdrücklich geistreich erfunden, um wahr zu sein). Vermissen wird man ferner zahlreiche Briefe, vor allem die rührenden an das »cher cœur«, an die Prinzessin von Lamballe, und zwar höchst einfach deshalb, weil sie von Baron Feuillet de Conches geschwindelt und nicht von Marie Antoinette geschrieben sind, ebenso eine ganze Reihe mündlich überlieferter, gefühlvoller und geistreicher Aussprüche, und dies einzig, weil sie mir gerade als zu geistreich und zu gefühlvoll nicht zu dem mehr durchschnittlichen Charakter Marie Antoinettes gehörig erscheint.

Diesem Verlust im Sinne der Empfindsamkeit, nicht in jenem der historischen Wahrhaftigkeit, steht als Gewinn neues und wesentliches Material gegenüber. Vor allem hat eine genaue Durchsicht im Wiener Staatsarchiv ergeben, daß in dem angeblich vollständig veröffentlichten Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette sehr wichtige Briefstellen, und sogar die wichtigsten, um ihrer Intimität willen unterdrückt wurden. Sie sind hier rück-

haltlos ausgewertet, weil die eheliche Beziehung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes psychologisch unverständlich ist ohne Kenntnis des lange verschwiegenen physiologischen Geheimnisses. Äußerst bedeutsam war ferner die endliche Säuberung, welche die ausgezeichnete Forscherin Alma Söderhjelm im Archiv der Nachkommen Fersens vorgenommen hat, wobei zahlreiche moralische Übertünchungen auf das glücklichste abgedeckt wurden: die »pia fraus«, die fromme Legende von der troubadourhaften Liebe Fersens zur unnahbaren Marie Antoinette ist dank dieser durch ihre Verstümmelung nur noch überzeugenderen Dokumente nicht länger aufrechtzuerhalten: auch sonst ließen sich viele dunkle oder verdunkelte Einzelheiten erhellen. Weil freier in unserer Auffassung von dem menschlichen und sittlichen Rechten einer Frau, sei sie zufällig auch Königin, haben wir heute den Weg zur Aufrichtigkeit näher und weniger Furcht vor der seelischen Wahrheit, denn wir glauben nicht mehr, wie das frühere Geschlecht, daß es nötig sei, um Anteil für eine historische Gestalt zu gewinnen, ihren Charakter à tout prix idealisieren, sentimentalisieren oder heroisieren zu müssen, also wichtige Wesenszüge zu verschatten und dafür andere tragödienhaft zu übersteigern. Nicht zu vergöttlichen, sondern zu vermenschlichen ist das oberste Gesetz aller schöpferischen Seelenkunde; nicht zu entschuldigen mit künstlichen Argumenten, sondern zu erklären ihre gebotene Aufgabe. Sie ist hier versucht an einem mittleren Charakter, der seine überzeitliche Wirkung einzig einem unvergleichlichen Schicksal und seine innere Größe nur seinem übermäßigen Unglück dankt und der, ich hoffe es zumindest, auch ohne jede Übersteigerung gerade um seiner irdischen Bedingtheit willen Anteil und Verständnis der Gegenwart zu verdienen vermag.

Stefan Zweig: *Marie Antoinette*
Fischer Taschenbuchausgabe ²⁴2000, Frankfurt/M., S. 565-572

Mumin - Kundgabe der geheimen Quelle von Angelika Müller

Nachdem ich meinem Sohn 1.130 Seiten aus dem Leben der Mumin's stets entzückt, doch streckenweise müde vorgelesen hatte, entdeckten wir im Buchladen auch noch die für uns letzten 147 Seiten der Troll-Familie: *Komet im Mumintal* von *Tove Jansson*, 1946 erstmals in Helsinki erschienen [die Illustrationen stammen von S. 160, 60]. In ihm verfehlte ein Komet um Haaresbreite das Mumintal, das sie – soweit der allererste Band – bei einer Sintflut entdeckt hatten.

Anfang 1995 schrieben Hans-Ulrich Niemitz und ich einen Brief über die Benzinger-Edition an Tove Jansson. Als Sie uns nach drei Monaten noch nicht geantwortet hatte, vermuteten wir – zu Recht, wie sich zeigte –, dass unser Brief ‚untergegangen‘ war. Ich machte einen neuen Vorstoß und erhielt ihre Privatadresse.

Am 28. 4. schrieb ich ihr nochmals auf Deutsch die uns bewegende Frage: Hatte Tove Jansson Immanuel Velikovsky gekannt, vielleicht durch die Künstlerszene (seine Frau war Geigerin)? Sein Buch *Worlds in collision* war für Jansson zu spät, 1950 in den USA erschienen. Aber er hatte schon 1945 seine 284 *Thesen zur Rekonstruktion der Alten Geschichte vom Ende des Mittleren Reiches in Ägypten bis zur Zeit Alexanders des Großen* in New York und Jerusalem angeschlagen bzw. veröffentlicht. Doch diese schmale



Schrift in winziger Auflage konnte sie eigentlich nicht gekannt haben. Woher hatte sie dann die Idee mit dem Stern mit Schweif, der als Komet die Erde zu vernichten droht? Konnte dies auch reiner Zufall oder Zeitgeist sein? Ihre Antwort, handschriftlich und auf Englisch, kam am 10.5. 1995:

„I'm glad, you like my stories. No, I don't know the work of Immanuel Velikovsky. Sorry. My idea of the comet-story is really very simple, just an ordinary adventure for children. You mention 'Zufall' und 'Zeitgeist', warum nicht, it happens all the time - rather exciting! And may be quite natural..... (Your first letter hasn't arrived yet)“.

Der Zeitgeist ist offenbar schneller und zuverlässiger als Kometen.

Man könnte vermuten, dieser literarische Kometen-Geist sei aus den Erfahrungen des zweiten Weltkriegs ‚gefolgt‘, der auch Velikovsky's Werk massiv beeinflusst hat. Tove Jansson (*9. 8. 1914) wurde im kosmopolitischen Lebensstil der Finnland-Schweden-Künstler groß – schließlich war ihre Mutter Malerin und Finnlands führende Briefmarkenentwerferin, ihr Vater Bildhauer gewesen. Schon mit 18 Jahren hatte sich Tore Janssons als Illustratorin und Reklamezeichnerin etabliert, obwohl sie da die Kunstakademien von Helsinki, Paris und Florenz noch vor sich hatte.

Als 31-jährige schrieb und illustrierte sie ihr erstes Mumin-Buch; ihr zweites ist in der letzten Nummer der *Zeitensprünge* von meinem Sohn und mir leicht verfremdet als Rätsel vorgestellt worden. Doch sollte es noch sieben Jahre dauern, bis sie ab 1953 für die britischen *Evening News* täglich eine Serie über die Mumingestalten publizieren konnte. Während diese Arbeit später ihr Bruder Lasse übernahm, schrieb sie insgesamt neun Mumin-Bücher auf Schwedisch, die von den Kindern in 34 Sprachen gelesen werden – bis sie 1970 Schluss machte: „Ich verließ das Tal und wurde erwachsen.“ Danach entstanden noch viele Theaterstücke, Romane und Novellen, aber ohne einen vergleichbaren Erfolg. Am 27. 6. 2001 ist sie gestorben [vgl. Bettina Kümmerling-Meibauer (1999): *Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur. Ein internationales Lexikon*: Stuttgart; Reinhard Wolff: „Geborgenheit und glückliche Enden“; *taz* vom 28.6.2001].

Die Mumin-Gesellschaft zelebriert den uneingeschränkten Freiheitsdrang der einstigen Künstler-Clique und die liebgewordenen Rituale ‚Friede-Freude-Eierkuchen‘ um den gemeinsamen Tisch. Die Welt aber ist nicht so, wie man sie gern hätte, und alle wissen es. Seufzend, manchmal ängstlich, manchmal lebensfroh, gratwandern sie zwischen fatalistischer Resignation und vertrauensvollem Ganz-im-Hier-und-Jetzt-Sein. Das Paradies ist stets gefährdet durch Kometen, Flutwellen, Erdbeben, Wirbelstürme, verschlingende Dschungelgewächse und die ‚Morra‘: ein dunkles, form- und sprachlo-

ses Ungetüm, unter dem alles gefriert. In den ersten Mumin-Büchern sind die Gefahren noch in der Welt zu finden und im Sinn klassischer Abenteuerfahrten zu besiegen; dann verlegt die Autorin sie immer mehr ins Innere der Personen, hat schließlich selbst mit Kontaktschwierigkeiten und psychischen ‚Ausfällen‘ zu kämpfen ... mit dem Älterwerden. Sie stellt sich, schreibend, diesen Herausforderungen.

Das innere Bild von Kometen, Feuerkugeln... zeigt fast immer große Emotionen an, häufig einen schmerzvollen Vorstoß zu einer neuen Schicht des eigenen Bewusstseins. Den Mumin blieb das im letzten Moment erspart; damals war die Autorin erst 31 Jahre jung.

Die Künstlerin Jansson gestaltete die Bilder ihrer eigenen Seele; der Psychoanalytiker Velikovsky glaubte die Bilder ‚der Seele‘ der anderen, des „Kollektivs“ zu entdecken - gestaltete er dabei auch seine eigenen Bilder?

Der Schnupferich sagt entzückt: „*Das Leben ist nicht friedlich.*“

Und Mumin stellt bedrückt fest (mit grenzenlosem Weitblick auf die gesamte Geschichte): „*Alles ist sehr unsicher.*“



Das Interesse der LeserInnen hielt sich in Grenzen. Bis zum Redaktionsschluss ist keine Lösung eingegangen. Nur der Herausgeber wusste es gleich, wie es sich eigentlich auch gehört. Er lässt nun seinen Schnurrbart wachsen, um ihn, so nicht in Palmwein, so doch in istrianischen Malvasier zu tauchen.

Angelika Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Der Golem der Forschung

Eine Rezension von Jens Niestroj

Harry Collins, Trevor Pinch (1999): *Der Golem der Forschung – wie unsere Wissenschaft die Natur erfindet*; 240 S., Berlin Verlag

Das vorgestellte Buch beschreibt anschaulich die Arbeitsweise und das Selbstverständnis der Naturwissenschaften an Hand von Beispielen mehr oder weniger berühmter Versuche und deren Interpretationen.

Vorweg geschickt sei, dass Collins und Pinch die Vorgehensweise der Naturwissenschaft nicht an sich in Frage stellen wollen, sondern ‚nur‘ darlegen, dass auch die Naturwissenschaften von Menschen erdacht wurden, mithin nicht objektiv sein können.

Dies wiederum bedeutet, dass auch wissenschaftliche Experimente im strengen Sinne nichts beweisen können. Statt dessen liefern sie nur Indizien, die mit den subjektiven Erfahrungen der Wissenschaftler interpretiert werden müssen, um zu einer allgemein anerkannten Theorie zu werden. So können häufig nur Nebeneffekte gemessen werden, mit denen dann auf den Haupteffekt geschlossen wird. Außerdem muss bedacht werden, dass es kein Experiment ohne Störgrößen gibt, die bei der Interpretation der Versuchsergebnisse zu berücksichtigen sind.

Diese an sich banale – aber dennoch für die Allgemeinheit keinesfalls selbstverständliche – Erkenntnis wird in dem Buch in mehreren Beispielen aufgezeigt, so anhand des ‚Beweises‘ der Relativitätstheorie durch den späteren Sir Arthur Eddington im Jahre 1919. Bei diesem ‚Beweis‘ wurde während einer Sonnenfinsternis die Ablenkung des Lichtes sonnennaher Sterne ermittelt. Eddington hatte vor den Versuchen berechnet, dass auf Grund der Relativitätstheorie eine Ablenkung von 1,7 Bogensekunden zu erwarten sei, während gemäß Newtonscher Mechanik eine Ablenkung von 0,8 Bogensekunden gemessen werden müsste.

Eddington und sein Team nahmen insgesamt 28 Fotos auf, aus denen dann die Ablenkung berechnet wurde. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse von nur 10 Fotos, bei denen eine mittlere Ablenkung von 1,62 bis 1,98 Bogensekunde ermittelt wurde. Damit galt die Relativitätstheorie Einsteins als bewiesen. Leider hat Eddington in seinen ersten Veröffentlichungen verschwiegen, dass es 18 weitere, allerdings qualitativ schlechtere Fotos gab. Warum? Weil aus ihnen eine mittlere Ablenkung von nur 0,86 Bogensekunden abzuleiten war, was eine recht gute Übereinstimmung mit dem Newton-

schen Wert bedeutet hätte. Da Eddington aber wusste, was er beweisen wollte (nämlich Einsteins Relativitätstheorie), konnte er die Mehrheit der Messergebnisse guten Gewissens verwerfen (und verschweigen...).

Dies aber hatte Folgen für weitere Gebiete der Physik, z.B. in der Optik die Verschiebung der Spektrallinien von Licht. Hier nahmen die Wissenschaftler an, Einsteins Theorie sei durch Eddingtons Versuche bewiesen. Daher wurde die Relativitätstheorie auch in diesem Gebiet der Physik als ‚wahr‘ anerkannt, um den Preis, dass alle Versuchsergebnisse, die nicht den Vorhersagen der Relativitätstheorie entsprachen, verworfen wurden:

„Vor 1919 hatte niemand behauptet, Spektralverschiebungen der erforderlichen Größenordnung erhalten zu haben; aber innerhalb von einem Jahr nach Bekanntgabe der Eklipsenresultate [Ablenkung des Lichtes bei einer Sonnenfinsternis] berichteten gleich mehrere Forscher den Einstein Effekt gefunden zu haben: Die Rotverschiebung wurde bestätigt, *weil angesehene Personen übereinkamen*, einen guten Teil der Beobachtung zu verwerfen. Sie taten das zum Teil, weil sie an die Theorie glaubten; und sie glaubten – wiederum wenigstens teilweise – an die Theorie, weil sie glaubten, die [Eddington-Expedition; ...] hätte sie bestätigt“ [70; Hvhg. J.N.].

Pinch/Collins schreiben weiter auf S. 71:

„Vergleichen wir diesen Vorgang mit einer zentralisierten politischen Lenkung dessen, was wissenschaftlicher Konsens sein soll – etwa wie in der früheren Sowjetunion –, so nimmt es sich bewundernswert ‚wissenschaftlich‘ aus, weil die Wissenschaftler ihren Konsensstandpunkt freiwillig einnehmen“

und, das muss nicht extra betont werden, teilweise sicher gegen die eigene Überzeugung, weil man sich eher auf die Vorgaben der angesehenen Personen, als auf seinen eigenen Verstand verlassen hat.

Ich hoffe, mit diesem Beispiel das Interesse geweckt zu haben – das gut geschriebene Buch ist es in jedem Fall wert gelesen zu werden, zumal die weiteren Beispiele

- über Versuche zum chemischen Gedächtnistransfer („Essbares Wissen“),
- über die kalte Kernfusion,
- über die Forschungen von Louis Pasteur,
- über Gravitationsstrahlung,
- über das Liebesleben der Rennechse und
- über fehlende Sonnenneutrinos

ebenso erhellend sind wie die Schlussfolgerungen von Collins und Pinch.

Jens Niestroj, 27356 Rotenburg, Heinrich-Scheele-Allee 43

Leserbriefe

Dr. Erika Hubatschek schreibt in ihrem Bergbauernbuch: „Vom Leben am Steilhang“: „Manchmal wurde diese Arbeit durch ein über eine große hölzerne Rolle laufendes Seil erleichtert, indem der abwärts Gehende den mit dem vollen Korb bergauf Gehenden hinaufzog.“ Ägyptologen hätten alpenländische Bergbauern wegen des Pyramidenbaus fragen sollen... Peter Amann

Zu Alfred Tamerls Analyse des Beowulf und zur Reaktion J. R. R. Tolkiens gegenüber einem Kritiker lässt sich – wegen dieser Konstellation – etwas beitragen, das einige Nebenaspekte erhellen mag. Es ist schon durch Tamerls behutsame Untersuchung/Entmystifizierung Hrotsviths von Gandersheim gezeigt worden, dass Gelehrte manchmal (ohne Täuschungsabsicht) ‚frühere‘ Sprachgebilde neu erfinden. Tolkien ist, zusammen mit seinen ‚Inkling‘-Kollegen, selber ein gut belegtes Beispiel. Es gibt von ihm Gedichte in Old Norse, Old English und Old Saxon etc. (einschlägig bekannt sind auch die von ihm erfundenen Sprachen von ‚Elfen‘ und ‚Zwergen‘ sowie des ‚Entish‘). Es ist also eine mögliche Variante betreffend der Motive des unbekanntenen Verfassers, dass andere Personen eine solche private, poetisch-gelehrte Produktion befugt oder gestohlen benutzten, etwa analog der ‚Hrotsvith‘.

Tolkiens linguistische und literarische Produktion lebt von seiner Leidenschaft für Sprachen, für *the flavour*, den er in Worten, Ausdrücken, Hintergründen spürte. Hat er so etwas auch in den *Beowulf* hineinprojiziert? Denn wie dessen Verfasser produzierte Tolkien sein eigenes Hauptwerk *The Lord of the Rings* als gläubiger Katholik, der eine heidnische (oder archaische, noch nicht christliche) Welt literarisch evoziert, ohne Gott oder kaum Götter, wobei einige Personen doch verhüllt christliche Züge haben. Für Tolkien war das eine bewusste, immer wieder geprüfte innere Entscheidung, auch formal, der *Beowulf* für ihn somit sicher ‚kein dünnes Bier‘, eher eine noch zusätzliche Bindung über die schon starke sprachliche hinaus.

Bei manchen alten Geschichten darf man auch, gefälscht oder echt, an solche oder ähnliche emotionale Verbundenheit denken. Ich wohne an einem Wiesenhang, Teil einer Hügelkette, die vom Zürcher Unterland bis ins Oberland reicht (woher ich stamme). Unten, wo der weite Talboden angrenzt, läuft ein Weg, der einmal nur ein Fußpfad war und zuweilen noch ist, der sichtbar und versteckt immer dieser Hanggrenze entlang führt, Meilen um Meilen. Ich denke nachts oft, man könnte noch die Schritte längst vergangener Wanderer hören. Ich bin dann in beiden Zeiten zugleich, und mit allen Zeiten auch in der Gegenwart. Geht es andern vielleicht ebenso? Robert Zuberbühler

Register für den 13. Jahrgang, 2001

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die vier Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 170, Heft 2 bis S. 354, Heft 3 bis S. 554. Das aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum.

Amann, Peter: - [Leserbrief zum Pyramidenbau] 740

Beaufort, Jan: Die Fälschung des *Almagest*. Versuch einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus I 590-615

Becker, Ulrich: „Drei Sonnen“ – wirklich im Neolithikum? 401-409

Birken, Andreas: Neue Wortspiele als Leserbrief 165

-: Das früheste Datum der Geschichte. Bemerkungen zum ägyptischen Kalender 315-322

-: Der Untergang der Sothis, verursacht durch Lynn Rose. Eine Buchbesprechung 383-392

-: Die Große Assyrische Sonnenfinsternis 556-566

Brätz, Herwig: Brandenburger Geometrie 162-164

Carotta, Francesco: Profanierung? Eine Antwort auf Angelika Müller 40-49

Friedrich, Volker: Nibelungenlied und Phantomzeit im Donauraum. Fiktives Awarenreich zwischen Hunnen- und Ungarnsturm 50-72

Heinsohn, Gunnar: Stratigraphische Kontrolle einer Streichung einzelner Herrscher oder ganzer Epochen aus der Geschichte 14-19

-: Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter? [mit J. Sidorczak] 200-212

-: Danzig und die rätselhafte frühmittelalterliche Chronologielücke des Weichseldeltas 440-462

-: Maurer der Kaiser und Kaiser der Maurer. Eine Glosse zum karolingischen Ingelheim 463-466

-: Karl der Einfältige (898/911-923). Ist er mit *Carolus*-Münzen und KRLS-Monogrammen lediglich ein nichtswürdiger Imitator Großkarls oder liefert er das Urmuster für den Überimperator und die restlichen frühmittelalterlichen Karls-Kaiser? 631-661

Hoffmann, Meinhard: Pharaonisches Geblüt in Amerika. ‚Meine Mumie im Keller‘ 356-382

Illig, Heribert: Ägypten – neue chronologische Zweifel. Ein Zwischenbericht 4-13

- : Replik auf Peter Winzeler [20 ff.] 38 f.
- : Ceno-Crash oder Käno-Korrektur? Eine Rezension [Blöss] 166-169
- : Kaiser Karl im Ruhestand. Zum Stand der Mittelalterdebatte 266-271
- : Wirrungen um Schoske und Wildung 313 f.
- : Zillmer, Velikovsky und die Geologen 340-347
- : Ernährungslügen haben lange Beine. Das Ernährungslexikon von Pollmer und Warmuth 352
- : Ötzi – Satire wider Willen 393-400
- : Ingelheim – karolingisch oder römisch? [mit G. Lelarge] 467-492
- : Vom Rütteln (an) der Wahrheit. Zur weiteren Diskussion der Phantomzeitthese 513-523
- Katzinger, Willibald: Ein Anti-Illeg-Buch, das ganz ohne ihn auskommt [Rezension Kerner] 258-265
- Lelarge, G.: Ingelheim – karolingisch oder römisch? [mit H. Illig] 467-492
- Lüling, Günter: Leserbrief zu Klaus Weissgerber [3/2000, 419] 243-249
- Martin, Paul C.: Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil III 173-199
- Menting, Georg: Neue Indizien für einen Meteoritenschlag am Ende des Erdaltertums 338 f.
- : Thomas Gold: ‚Velikovsky der heißen Tiefe‘. Eine Besprechung 348-351
- Mikolasch, Peter (Hg.): Der gelehrte Fälscher, von Stefan Zweig 729-734
- Müller, Angelika: Replik auf Carottas Antwort [40 ff.] 272-275
- : Das katastrophische Herbsträtsel in Gestalt einer Rezension [mit S. Müller] 546-550
- : Pentagramm im Jahreskreis? Bemerkungen zu Venus- und Marienfesten 616-630
- : Mumin – die Kundgabe der geheimen Quelle 735 ff.
- Müller, Stephan: Das katastrophische Herbsträtsel in Gestalt einer Rezension [mit A. Müller] 546-550
- Niemitz, Hans-Ulrich: Geld – Ethik – mittelalterlicher Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution 691-723
- Niestroj, Jens: Der Golem der Forschung. Eine Rezension [H. Collins / T. Pinch] 738 f.
- Nitz, Horst: Heribert Klages gestorben [mit H. Weeg] 551 f.
- Richter, Dietmar: Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren I 323-337
- : Der Himmel, die Menschen und die Sonnenuhren II 524-545
- Sidorczak, Joanna: Gibt es Slawen betreffende Schriftquellen aus dem frühen Mittelalter? [mit G. Heinsohn] 200-212

- Siepe, Franz: Muttergottes in dunkler Zeit. Bericht über eine schwierige Annäherung 132-161
- : Marianisches bei Papst Paschalis I.? Nachtrag zu ZS 1/2001, S. 132-161 253-257
- Stauffer, Ethelbert: Das Schicksal der Clementia 586-589
- Tamerl, Alfred: Beowulf – das älteste germanische Heldenepos? 493-512
- Velikovskiy, Immanuel: Beth-Shan 276 ff.
- Weeg, Hans: Heribert Klages gestorben [mit H. Nitz] 551 f.
- Weissgerber, Klaus: Zur bulgarischen Phantomzeit I 73-102
- : Zur bulgarischen Phantomzeit II 213-242
- : Antwort an Günter Lüling (Islamica II) 250 ff.
- : Zur magyarischen Phantomzeit. Die Ungarische Bilderchronik 410-439
- : Zur frührussischen (Kiewer) Phantomzeit I 662-690
- Winzeler, Peter: Das Kreuz mit Qumran und den Äonen alter Bibelhandschriften 20-37
- : Beth Shean – eine Antwort 279-302
- Zuberbühler, Robert: Opfer und Schuld 724-728
- : - [Leserbrief zu A. Tamerl, 493-513] 740
- Zweig, Stefan: Der gelehrte Fälscher 729-734

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Hinweisen und Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter „1. Aufsätze“.

- | | |
|---------------------------|---------------------------------------|
| Aachen 114, 125, 170, 260 | Antiqua (Schrift) 188 |
| Thron 114, 262, 519 | <i>Archäologie in Deutschland</i> 119 |
| Abraham 310 | Árpáden 429 |
| Ägypten 4, 311, 315, 567 | Assur-dan III. 562 |
| Äquinoktie 122, 518, 533 | Assyrien 556 |
| Al-Battani 606 | Astronomie 117, 556, 567, 590 |
| Alchemie 197 | Attila 54, 423 |
| al-Haggag 598 | Awaren 50, 77, 417 |
| Almagest 590 | |
| Amenemhet III. 388 | Babylonien 571 |
| Anten 677 | Bastian, Ulrich 266 |

- Beowulf 493
 Bernsteinstraße 444
 Beth Shean 18, 276, 279
 Bibel 23
 Bietak, Manfred 4
 Blöss, Christian 166, 342
 Bois, Guy 709
 Boris I. (bulg.) 233
 Brätz, Herwig 76, 132, 165, 674
 Brandenburg 162
 Brescia 123
 Bromme, Ernst 709
 Brunner, Karl 108
 Bulgaren 56, 75, 213
 Bunsen, Chr. Karl v. 567
 Burgunder 52
 Byzanz, Literatur 65, 73

 Caesar, G. Iulius 17, 40, 272, 294,
 516, 586
 Carotta, Francesco 39, 272, 586
 Chasaren 77
 Cheops 576
 Chian (Hyksos) 287
 China 405
 Chronologie 4, 14, 20, 38, 200,
 213, 303, 556, 567, 631
 Cicero 174, 587
 Collins, Harry 738
 Corvey 551
 Cuthbert-Sarkophag 141

 Danzig 440
 Darius I. 287
 Darius II. 557
 Dechend, Hertha v. 553
 Dendrochronologie 520
 Dietrich von Bern 54
 Diez B 66 (Manuskri.) 177
 Dinosaurier 341

 Diodor 570
 Dionysius Exiguus 30, 48
 Diskos v. Phaistos 554

 Ebroin, Majordomus 650
 Echnaton 313, 360
 Eddington, Sir Arthur 738
 Eggebrecht, Arne 366
 Eigentum/sgesellschaft 693
 Ekliptik 326, 537
 Elefant, Jahr des 248, 251
 Eratosthenes 580
 Ernährungskunde 352
 Ethik 691
 Evolutionstheorie 350

 Fälschungen 493, 590, 729
 Feudalismus 691
 Finsternisse 117, 519, 556
 Flemming, Burkhard 347
 Fomenko, Anatolij 592
 Franken 631
 Fried, Johannes 266, 521
 Friedell, Egon 268
 Friedrich I. Barbarossa 487
 Friedrich, Volker 241, 417
 Frühchristentum 288
 Frühmittelalter 50, 73, 103, 108,
 132, 173, 200, 213, 250, 253,
 258, 266, 410, 440, 463, 467,
 493, 513, 590, 631, 662
 Fürstenliste, proto/bulgarische 56,
 95
 ungarische 425

 Geld/Wirtschaft 691
 Geologie 166, 338, 340, 348
 Geschichtsschreibung, regressive
 153
 Gizeh 11

- Goehrke, Carsten 662
 Goethe, Johann Wolfgang v. 353
 Gold, Thomas 348
 Grüner Kopf 6
- Hatschepsut 361
 Hawass, Zahi 11
 Heinsohn, Gunnar 169, 283, 343,
 391, 557, 580, 692
 Herodes 299
 Herodot 558, 570
 Herrmann, Dieter B. 117, 513
 Hieroglyphen 274
 Hildebrandslied 502
 Hillel II. 34
 Hipparch 591
 Hoffmann, Meinhard 398
 Hunnen 50
 Hydatius, Bischof 515
- Iatrus (bulg.) 92
 Ikonen 142
 Illig, Heribert 73, 243, 253, 258,
 293, 371, 461, 557, 580, 590,
 636, 709
 Impakt/Hypothese 338, 402
 Ingelheim 463
 Initialen 103
 Islamik 243, 251
- Jansson, Tove 546, 735
 Jesus 40, 272, 400, 586
 Johanna, Päpstin 490
 Johannes xx, Papst 19, 38
 Jordanes 670
 Judentum 22, 108
- Känozoikum 166
 Kalender 315
 keltischer 620
- Karl d. Einfältige 631
 Karl d. Gr. 173, 259, 266, 353,
 463, 631
 Karl d. Kahle 640
 Karlmann 640
 Karolinger 103, 137, 173, 258,
 266, 463, 467
 Karolingisierung v. Kunstwerken
 126
 Karlsmonogramm 641
 Katastrophismus 338, 340, 347,
 402
 Katzinger, Willibald 270
 Kerner, Max 114, 258, 267
 Kézai (Ungarn) 51
 Kiew 662
 Klaves, Heribert 551
 Klier, Walter 510
 Klöster 720
 Knapp, Martin 616
 Koch, Heinrich P. 401
 Konrád, György 353
 Konstantin VII. Porphyrogennetos
 63, 417, 582, 590
 Krivina (bulg.) 92
 Krum (bulg.) 225
 Kunitzsch, Paul 590
 Kutriguren 85
 Kuwrat v. Bulgarien 78
- Labynetus 559
 Langobarden 123
 Lepsius, Richard 567
 Lotter, Friedrich 112
 Lüling, Günter 250
- Madara, Reiterrelief von 218
 Madonnendarstellungen 132
 Magyaren 412
 Makkabäer 35

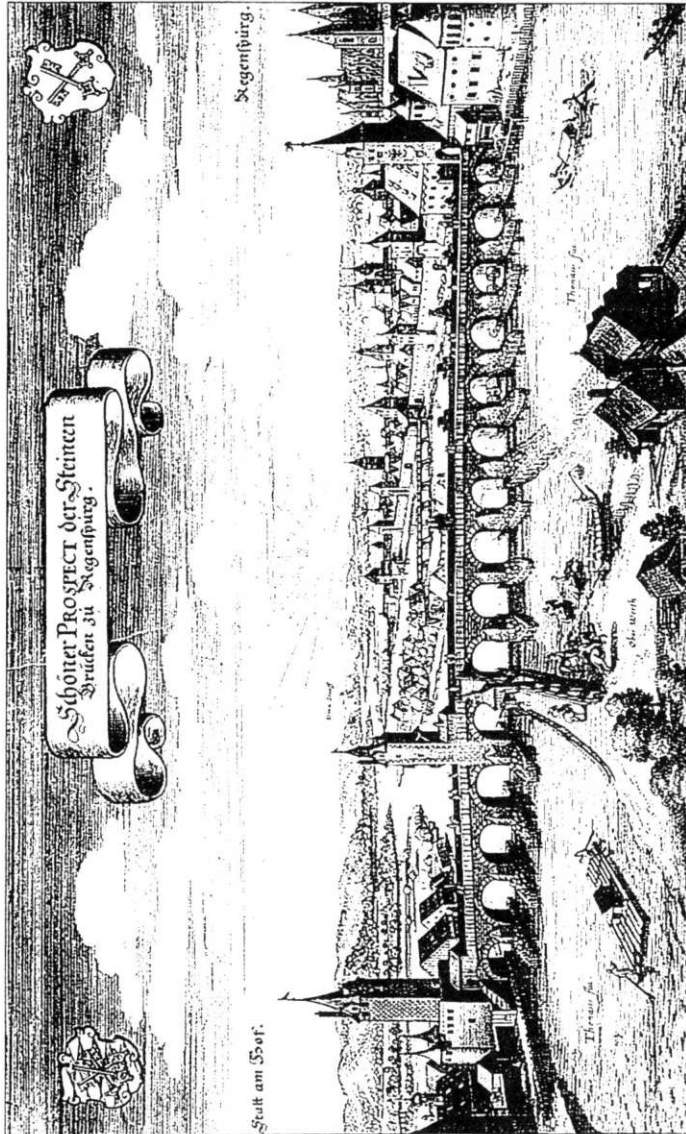
- Manetho 567
 Maria / Feste 132, 150, 253, 617,
 626
 Marie Antoinette 729
 Marquart, Josef 235, 414
 Marx, Christoph 274
 Masoreten 33
 Matthiesen, Stephan 514
 Meder 558
 Menes 583
 Menophreus 572
 Menschenrechte 707
 Merowinger 631
 Mescha-Stele 21, 283
 Meyer, Eduard 353
 Mnemotechnik 554
 Moral 703
 Mosaik, römische 256
 Müller, Angelika 40
 Müller, Johannes von 303
 Münzen, fränkische 645
 kufische 444
 Muenzer, Paul J. 554
 Mullis, Kary 554
 Mumien 356
 Mumin 546, 735
 Mykene 444
- Naturwissenschaften 738
 Nestorchronik 418, 681
 Newton, R. Robert 591
 Nibelungenlied 50
 Niemitz, Hans-Ulrich 735
 Nofretete 359
 Normannen 664
- Ötzi 393
 Opfer 724
 Oral history 731
 Omurtag (bulg.) 220
- Pächt, Otto 103
 Pahl, Wolfgang 369
 Palästina 276
 Paschalis I. (Papst) 253
 Peiser, Benny 170
 Pentagramm 616
 Perm-Trias-Katastrophe 338
 Perser 308, 558
 Petroglyphen 401
 Phantomzeit s. Frühmittelalter
 Pinch, Trevor 738
 Pippin xx 648
 Planeten 354
 Pliska (bulg.) 91
 Pollmer, Udo 352
 Präzession 330, 537, 571, 591
 Priene, Evangelienstein 518
 Pseudepigraphen 134
 Ptolemäus, Claudius 121, 590, 669
 Pyramiden 577, 740
- Qumran 20, 290
- Radbertus/Ratpertus 154, 728
 Ramses I. 371
 Ratzinger, Joseph Kardinal 170
 Rauch, Christian 468
 Rose, Lynn 383, 573
 Runen 178
 Russland 662
 Rybakow, Boris 662
- Samhain 627
 Samo, Slawenführer 88
 Santorin 5
 Sargon II. 17, 287
 Sarmaten 674
 Scheffczyk, Leo 133
 Schieffer, Rudolf 111
 Schiller, Friedrich 3, 170

- Schlosser, Wolfram 121
 Schneider, Christian 436
 Scholz, Roland 353
 Schoske, Sylvia 6, 313
 Schütte, Sven 115, 266, 519
 Schuld 724
 Schwarzes Meer 347
 Sedimentgestein 343
 Semnonen 162, 165
 Settgast, Jürgen 380
 Seyffarth, Gustav 274
 Shakespeare, William 354
 Siepe, Franz 622, 728
 Skaphe 529
Skeptiker 120, 266, 514, 630
 Skythen 558, 668
 Slawen 200, 233, 667
 Sonnenuhr 323, 524
 Sothis/Periode 316, 383, 571, 618
 Spindler, Konrad 397
 Stammbaum 711
 Stauffer, Ethelbert 586
 Steiger, Otto 692
 Stonehenge 170
 Stratigraphie 14, 169, 276, 448,
 517
 Sulzbach-Rosenberg 128
 Syncellos, Georgios 581
- Tacitus 500, 669
 Tagundnachtgleiche 122, 518, 533
 Tamerl, Alfred 740
 Tang-Dynastie 405
 Tertiär 166
 Thales v. Milet 558
 Theophanes 602
 Thorkellin, Jónsson 506
 Thutmose III. 287
- Toch, Michael 108
 Tolkien, J.R.R. 511, 740
 Tollmann, Alexander 401
 Topper, Uwe 22, 673
 Trithemius, Johannes 402
 Trömel, Martin 121
 Troia 553, 578
 Tuotilo-Elfenbein 148
 Turk-Völker 410
- Ungarn 50, 410
 Bilderchronik 51, 410
 Urkunden 173, 493, 590
- Velikovskij, Immanuel 167, 283,
 340, 351, 383, 401, 546, 580,
 618, 735
 Venn, Hubert vom 114
 Venus 616
 Verbulchu 51, 433
- Weichseldelta 440
 Weihnachten 622
 Weissgerber, Klaus 243, 517, 603
 Weltjahre 24
 Wildung, Dietrich 6, 313
 Winzeler, Peter 15, 38, 518
 Wissenschaftstheorie 554
- Xerxes 560
- Zeitgleichung 542
 Zeller, Manfred 80, 401, 410, 517,
 565
 Zentralbankgeld 695
 Zillmer, Hans-Joachim 340
 Zins 691
 Zweig, Stefan 729



Zur Einladung nach Regensburg:

Sphaera Wilhelms von Hirsau, aus St. Emmeram, im Museum der Stadt Regensburg. Kein Astrolabium, sondern Querschnitt einer Himmelssphäre für den 48. Breitengrad. Scheibendurchmesser 61,5 cm, auf der Vorderseite Parallelkreise mit Gradeinteilung und parallele Linien im Winkel von 48°; um 1060 [Martin Angerer (Hg., 1995): *Regensburg im Mittelalter. Katalog der Abteilung Mittelalter im Museum der Stadt Regensburg*; Regensburg; S. 151]



Kupferstich von Matthäus Merian, 1644

[Regensburger Herbstsymposion zur Kunstgeschichte und Denkmalpflege, hg. von H.-E. Paulus u. a., 3. Band, 1997; Regensburg, S. 81]

Einladung zum Jahrestreffen 2002 der Abonnenten in Regensburg

Nach einer kleinen schöpferischen Pause treffen sich die Zeiteinsparer beiderlei Geschlechts wieder am altgewohnten **Himmelfahrtstermin (9. 5.)**, passend zur Aachener Karlspreisverleihung an diesem Feiertag. Diesmal haben wir Regensburg ausgewählt, jene geschichtsträchtige Stadt, die wie keine andere in Deutschland romanische Bausubstanz in Hülle und Fülle über römischen Resten zeigen kann. Es ist nicht gelungen, Saal und Hotel in der Innenstadt zu bekommen, weil die beiden Ibis-Hotels bereits Anfang November restlos zu diesem Termin ausgebucht waren. Insofern bekommen wir jetzt etwas außerhalb jene Klausuratsmosphäre, die sich bislang als fruchtbar erwiesen hat.

Tagungsstätte: **Tulip Inn Regensburg**

93080 Regensburg/Pentling, An der steinernen Bank 10

Tel.: 09405 / 330 Fax: 09405 / 33410

Die eigentliche Tagung wird am **10. 5.** ca. 11 Uhr beginnen und am **11. 5.** bis ca. 18.00 Uhr dauern. Am 9. 5., also am **Vorabend**, treffen sich die ersten Ankömmlinge traditionell ‚am Kamin‘ zum ersten Plausch. Richten Sie sich bitte dementsprechend mit den Übernachtungen ein. Das Hotel hat uns bis zum 28. 2. ein **Selbstbuchkontingent** an Zimmern eingeräumt. Buchen Sie also bitte Ihre Übernachtungen direkt beim Hotel. Nennen Sie bitte das **Stichwort** „Mantis Verlag“, damit Sie vom Preisvorteil des Kontingents profitieren.

Preise: € 65,- pro Einzelzimmer und Nacht
€ 85,- pro Doppelzimmer und Nacht

Die **Tagungspauschale** wird nicht über 80 € liegen. Sie enthält zwei Mittagessen, ein Abendessen, vier Kaffeepausen und vier Seminar Getränke je Person, dazu die Kosten für Saal und Technik.

Hinweise auf Anreise, Routenplanung und vor allem die Tagungsordnung werden noch bekannt gegeben. Wesentlich ist zunächst Ihre **Anmeldung** im Hotel **bis zum 28. 2. 2002** und die Anmeldung beim Mantis Verlag (Adresse und Nummern siehe Impressum).

Mantis Verlag (Preise inkl. Versandkosten)

Heribert Illig · Franz Löhner (⁵2001): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit
270 S., 127 Abb., Pb., 18 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn · Heribert Illig (⁴2001): Wann lebten die Pharaonen?
Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt
503 S., 192 Abb., Pb., 27 €, für Abonnenten 24 €

Gunnar Heinsohn (³2000): Wie alt ist das Menschengeschlecht?
Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit
158 S., 42 Abb., Paperback, 11 €

Alfred Tamerl (1999): Hrotsvith von Gandersheim.
Eine Entmystifizierung
327 S., 17 Abb., Pb., 20 €, für Abonnenten 18 €

Gunnar Heinsohn (³1999): Assyrerkönige gleich Perserherrscher!
Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich
276 S., 85 Abb., Pb., 18 €, für Abonnenten 16 €

Gunnar Heinsohn (²1997): Wer herrschte im Indus?
Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser
102 S., 43 Abb., Pb., 10 €

Heribert Illig (³1996): Hat Karl der Große je gelebt?
405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abonnenten 5 €

Reinhard Sonnenschmidt (1994): Mythos, Trauma und Gewalt
in archaischen Gesellschaften
131 S., 25 Abb., Pb., 11 €

Sämtliche Hefte von **Zeitensprünge** und **Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart** sind seit Beginn (1989) lieferbar. Preise und Register s. Impressum

Essaybände (bis 1918, ab 1919) von **Egon Friedell: Abschaffung des Genies** und **Selbstanzeige** (Hg. H. Illig), gebunden, jeweils 9,50 €

--- Nur im Buchhandel die Titel von Econ:

H. Illig (¹⁰2001): **Das erfundene Mittelalter**; geb., 9,90 €

H. Illig (⁵2001): **Das erfundene Mittelalter**; Tb., 9,45 € (aktualisiert + Nachwort)

H. Illig (⁴2001): **Wer hat an der Uhr gedreht?**; Tb., 8,95 €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 13, Heft 4, Dezember 2001

- 555 Editorial
- 556 Andreas Birken: Die Große Assyrische Sonnenfinsternis
- 567 Andreas Birken: Richard Lepsius und die Inthronisierung
Manethos
- 586 Ethelbert Stauffer: Das Schicksal der Clementia
- 590 Jan Beaufort: Die Fälschung des Almagest I. Versuch
einer Ehrenrettung des Claudius Ptolemäus
- 616 Angelika Müller: Pentagramm im Jahreskreis?
Bemerkungen zu Venus- und Marienfesten
- 631 Gunnar Heinson: Karl der Einfältige - Imitator oder
Urmuster?
- 662 Klaus Weissgerber: Zur frührussischen (Kiewer) Phan-
tomzeit I
- 691 Hans-Ulrich Niemitz: Geld - Ethik - mittelalterlicher
Feudalismus. Zu drei Entwicklungen ohne Evolution
- 724 Robert Zuberbühler: Opfer und Schuld
- 729 Stefan Zweig: Der gelehrte Fälscher
- 735 Angelika Müller: Mumin - Kundgabe der geheimen Quelle
- 738 Jens Niestroj: Der Golem der Forschung. Eine Rezension
-
- 554 Impressum
- 630 Nachträge zur Mittelalterdebatte
- 740 Leserbrief
- 741 Jahresregister
- 748 Einladung zum Jahrestreffen

ISSN 0947-7233